



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



# Vermischte Aufsätze

philosophischen und historischen  
Gebieten

von  
mehreren Verfassern,

herausgegeben

von  
Christian Kapp,

Doctor und Professor der Philosophie.

---

**KEMPTEN**

*bei Tob. Dannheimer.*

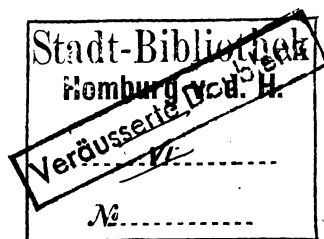
1833.



23.11.1965

Nat. 332 c

2.7: Teleologie!  
(zwei Augen,  
Zusammensetzung)



<36620186260012

<36620186260012

tsbibliothek

S



# Vermischte Aufsätze

aus

philosophischen u. historischen Gebieten

von

mehreren Verfassern,

herausgegeben

von

Christian Kapp,

Doctor und Professor der Philosophie.



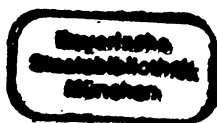
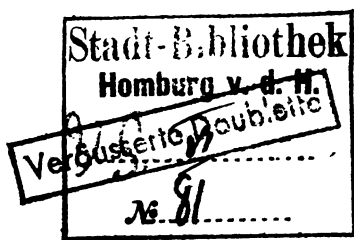
---

R e m p t e n.

Druck und Verlag von Rob. Dannheimer.

1833. 3.







---

---

Ueber den  
Anfang der Geschichte und der religiösen  
Sagen = Kreise der Alten.

---

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

---

Erst in den neuesten Zeiten hat das Bestreben der Wissenschaftlichkeit sich über alle Gebiete der menschlichen Erkenntniß verbreitet oder doch zu verbreiten angefangen. Diese Wissenschaftlichkeit aber zeigt sich darin, daß man jeden Zweig der Erkenntniß aus dem ihm eigenen Grundbegriff zu entwickeln und in dieser Entwicklung nicht allein im Zusammenhang aller seiner Theile, sondern auch in seinem Verhältniß zum Ganzen der Wissenschaft zu erkennen sucht.

So ist es denn auch Aufgabe derer geworden, die sich mit der Mythologie und mit der Geschichte beschäftigen, den Grundbegriff zu erforschen, aus welchem jene und diese hervor giengen.

Und nun stehen wir schon beim Hauptpunkt, der die innere Verbindung beider wissenschaftlichen Zweige, der Mythologie und Geschichte, bestimmt, und auf welchen wir um



so mehr das schärfste Augenmerk richten müssen, weil eben das der wahre und eigentliche Standpunkt ist, welchen die gegenwärtige Forschung einnehmen muß und zum Theil auch schon eingenommen hat.

Wir werden uns also vor Allem bemühen, jenen Grundbegriff der Mythologie und der Geschichte zu ermitteln.

Aber wie werden wir dabei zu Werke gehen? Sie sehen, wir müssen, bevor wir die Untersuchung selbst anfangen, uns über den Weg verständigen, auf welchem wir sie führen werden.

Solcher wissenschaftlichen Wege d. h. Methoden sind überhaupt drei denkbar: entweder man geht von rein logischen Begriffen aus, oder man sammelt und vergleicht die empirisch gegebenen und überlieferten Thatfachen, oder auch man vereinigt diese beiden Methoden, indem man frei auf beiden Wegen forscht und dann die gefundenen Resultate zusammenfaßt.

Diesen letzten Weg werden auch wir einschlagen, weil er allein allseitig ist: er gewährt zugleich die Möglichkeit, den Gegenstand in seinen Gründen mit Klarheit und Anschaulichkeit darzustellen.

Auf diesem Wege suchen wir also jenen Grundbegriff der Mythologie und der Geschichte d. h. den Anfangsbegriff, aus welchem die Menschenwelt sich entwickelte. (Wir sagen Anfangsbegriff, weil unsere ganze Untersuchung sich zunächst auf eine geistige Entwicklung der Menschenwelt bezieht.)

Unterwerfen wir nun, um jenen Grund-Begriff der Mythologie und Geschichte zu finden, die gesammten Ueberlieferungen der alten Völker einer genauen Betrachtung, so tritt uns die gewiß höchst auffallende Erscheinung entgegen, daß Völker, die im Allgemeinen in jeder Rücksicht von einander



verschieden sind, Ueberlieferungen haben, die in einzelnen Grundzügen eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit an sich tragen.

Solche Vergleichungspunkte der Ueberlieferungen verschiedener Völker sollen hier nur einige angeführt werden.

Den Tabal der mosaischen Genesiß hat man mit dem Apollon der Griechen, dem Abalos Kreta's (apello?) verglichen.

Den Thubalkain der mosaischen Genesiß hat man auf Vulcan — Vulcain, geedeutet.

Die Geschichtslinie von Epaphos bis Herakles, wie sie die griechische Mythologie giebt, bietet zahlreiche Aehnlichkeiten mit der, in der mosaischen Genesiß enthaltenen Geschichtslinie von Adam bis zum sethitischen Lamech.

Endlich geben die Namen Jehovah der Hebräer, Tiao der Chinesen und Aegypter, Janus der alten Italer, Jovis der Römer, Jo, (Jis) u. u. mannigfache Vergleichungspunkte.

Ausführlicher habe ich über all das in meiner Schrift: Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesiß. Nürnberg, bei Schrag. 1829. (§. 23. Anmerkung 2. §. 57. §. 64. §. 9. Anmerkung) gesprochen.

Die große Frage ist nun: wie sind alle diese Aehnlichkeiten in den Ueberlieferungen verschiedener Völker zu erklären? d. h. aus welchem Grunde her oder auf welche Weise sind sie entstanden?

Indem wir an die nähere Erörterung dieser Frage gehen, müssen wir besonders darauf Bedacht nehmen, daß die Ueberlieferungen alter Völker, die jene Vergleichungspunkte zulassen, in ihrer eigenthümlichen Gestaltung dennoch auch so wesentlich verschieden sind, daß man durchaus im Allgemeinen annehmen muß, sie seien in den Völkern selbst, welchen sie angehören, erwachsen, keineswegs aber etwa von einem



andern Volk auf sie übertragen und also gewissermaßen durch beliebige Annahme erzeugt und noch viel weniger, sie seien durch irgend einen Zufall entstanden.

Daß die ähnlichen Grundzüge jener Ueberlieferungen durchaus nicht von einem Volk auf das andere übertragen seien, wird Ihnen schon daraus vollständig klar sein, daß sie sich bei den Griechen und in der Genesiß, der uraltesten Urkunde der Hebräer, finden, also bei zweien Völkern, bei welchen an eine derartige Berührung, und noch dazu in den frühesten Zeiten ihres Völkerlebens †a), auch nicht im Entferntesten zu denken ist.

Neben den bereits erwähnten und beseitigten Arten, diese merkwürdigen Vergleichungspunkte zu erklären, ist der Ursprung derselben noch auf eine andere Weise zu deuten versucht worden: man glaubte nämlich, die ähnlichen Grundzüge der Ueberlieferungen könnten doch auch wohl durch einen ähnlichen Entwicklungsgang der Völker entstanden sein. — Ohne Zweifel entwickelt sich das Leben der Völker nach Gesetzen, aber die Gesetze, die sich in der Entwicklung so höchst verschiedener Völker, wie z. B. der Hebräer und Griechen, zu erkennen geben, sind von so allgemeiner Art, daß man durch sie niemals Probleme von so speciellem Gehalte zu lösen vermag. Wie sollte sich, um ein Beispiel anzuführen, die Aehnlichkeit der Geschlechtlinie von Epaphros bis Herakles mit der sethitischen Geschlechtlinie des mosaischen Buchs bloß aus einer ähnlichen Entwicklung des griechischen und hebräischen Völkerlebens der ältesten Zeit im Allgemeinen erklären lassen? Mit diesem Versuch ist also auch gar nichts gewonnen, sondern nur die Schwierigkeit

---

†a) Vrgl. indeß Karl Barth's Perth a. Augsburg 1828. S. XII. und f. Rabiren in Teutschl. Erlang. 1832.



oberflächlich auf die Seite geschoben. Um nun die große Frage nach der Entstehung dieser Aehnlichkeiten in alten Ueberlieferungen zu lösen, haben wir keinen andern Weg, als zunächst auf die Entstehung der Völker selbst zurückzugehen, bei welchen sich die Ueberlieferungen finden.

Wie also sind die Völker entstanden? — ist unsere Vorfrage.

Nach einer Urkunde, die an Alter und Ehrwürdigkeit von keiner übertroffen wird, nach den ersten Capiteln der mosaischen Genese, wäre anzunehmen, daß das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Menschenpaar abstamme. Dieser Ausspruch der Bibel kann durch Vergleichung von Naturgesetzen in naheliegenden Gebieten mehrseitig gestützt werden; wonach anzunehmen ist, daß das Menschengeschlecht von Einem Paar abstammte, schon darum weil es von Einem Paar abstammen konnte, wie Keppler sagt: *natura iacturae nil destinat* \*). — „Nirgends thut Natur oder Vorsehung „mehr als nothwendig ist. Dürfen wir aber nur ein Menschenpaar annehmen, von dem das ganze Menschengeschlecht seinen Ursprung nahm, so müssen wir uns ferner, „von diesem Paare ausgehend, eine Familie denken, dann „einen Stamm, und in weiterer Verzweigung Stämme „und Geschlechter. Diese bildeten die Materie, die, sich „in sich selber scheidend und die geschiedenen Elemente in „mannigfacher Weise vereinigend, die Völker erzeugte. Dieser Hergang entspricht sowohl den Gesetzen der Natur, als „denen des Geistes und ist so einfach, klar und ungezwun-

---

\*) Keppler in f. not. paralipom. ad Vitellionem bei Gelegenheit der teleologischen Frage über die Nothwendigkeit zweier Augen.



„gen, daß er sich dem freien Forscher, der durch keine vor-  
gefaßte Meinung eingenommen ist, aufdringt“ † a). —

„Bevor die Menschheit sich in Völker geschieden hatte,  
waren (also) Geschlechter und Stämme die einfachst  
denkbare Form ihres geselligen Lebens. So wenig aber ein  
(eigentliches) Urvolk in der ersten allgemeinen Geschichte  
der Menschheit (nämlich vor der Völkerscheidung) denkbar ist,  
eben so wenig ist anzunehmen, daß die Menschheit in jener  
Periode gleichsam in ihre Atome zerfallen gewesen sei, d. h.  
daß sie sich so in sich selbst geschieden habe, daß jeder ein-  
zelne Mensch für sich allen anderen Einzelnen gegenüber-  
stand. Ein System im Leben der Menschheit verlangt der  
Begriff derselben, so wie er wirklich ist, und dieses System  
prägte sich aus in Form des Lebens in Stämmen und Ge-  
schlechtern“ † b).

Dies läßt die mosaische Urkunde das Denken des  
Menschen, sein Streben nach Erkenntniß, mit seinem  
ersten Erscheinen auf der Erde beginnen: man denke  
nur an das Bild von dem verhängnißvollen Baum. Das  
Denken aber bewegt sich nothwendig durch Gegensätze: Ge-  
gensätze und Unterschiede sind also von Uraufang unter den  
Menschen, wie im Leben, so auch im Denken und Erkennen.

Wie aber die natürlichen und geistigen Kräfte des Men-  
schengeschlechts sich mehr und mehr regten, so mußte sich  
auch nothwendig ein religiöses Interesse geltend machen.  
Die verschiedenen Kräfte und Richtungen der Menschheit  
konnten sich nur allmählig bestimmter scheiden; je mehr wir  
also auf den Anfang zurückgehen, um so mehr haben wir  
uns dieselben als unentwickelt und in einander übergehend

---

† a) Urspr. der Mensch. und Völk. nach d. mosaisch. Genes. §. 100.

† b) a. O. §. 16. Unmerk.



zu denken. Noch beherrschte die gaukelnde Phantasie der Unschuld das menschliche Leben.

Hier mußte es nun geschehen, daß eine That, ein natürliches Ereigniß der Umgebung den Menschen auffiel, sie anregte, und siehe die mächtige Phantasie gestaltete das Erlebte fort und fort aufs Neue. Die Familie trug es dem Stamm zu, vom Stamm gieng's über zu den Stämmen, und so kam's zu Allen, die den Kreis der damaligen Menschheit ausmachten. Die Ueberlieferungen wurden also ein theures Gemeingut.

Nach und nach erweiterte sich aber der Kreis des Menschengeschlechts: der Stämme wurden mehrere, sie dehnten sich aus über größere Strecken der Erde. Zahlreiche Stämme vereinigten sich und trennten sich von andern und so entstanden zugleich verschiedene Völker †a).

Die Ueberlieferungen nun, die ein Gemeingut der Menschheit waren, da dieselbe nur Stämme bildete, blieben es natürlich auch, da die Stämme sich zu Völkern vereinigten. Völker aber sind nur eigene Völker, insofern sie einen Charakter haben, der sie von andern Völkern unterscheidet. Ueberlieferungen, die Gemeingut eines Volks sind, und in demselben lebendig herumgehen, werden sich also offenbar nach dem Charakter dieses Volks gestalten. Daraus geht klar hervor, daß die Ueberlieferungen, die früher unter den Stämmen des Menschengeschlechts in ziemlich gleicher Gestalt verbreitet waren, sich unter den verschiedenen Völkern nach dem Charakter derselben, ver-

---

† a) Jac. Böhm's Erklär. über Genes. 11, 1—9 S. 3025. Ausg. 1715. 4.



schieden aus- und umbildeten, und nur ihres Grundzügen nach sich gleich blieben †a).

Schon sind wir also da angelangt, wohin wir strebten, wir haben gefunden, wie den verschiedenen Ueberlieferungen verschiedener Völker gleiche Grundzüge bleiben mußten. Die oben aufgestellte wichtige Frage, woher die Aehnlichkeiten in den Grundzügen der Ueberlieferungen verschiedener alter Völker rühren, ist damit, wie es scheint, zur Genüge gelöst; wir wissen, daß diese Ueberlieferungen, ihren Grundzügen und Anfängen nach auf eine Zeit zurückgehen, in welcher das Menschengeschlecht erst noch in Stämmen lebte und noch keine Völker bildete.

Weiläufig sei hier bemerkt, daß sich ähnliche Vergleichungspunkte, wie in den alten Ueberlieferungen, auch in den Sprachen verschiedener Völker zeigen. Schon die obige Zusammenstellung von Thubalkain und Vulcan; dann von Sao, Jehovah, Jovis u. s. w. sind Beispiele hievon. Auch diese sprachlichen Vergleichungspunkte haben offenbar ihren Ursprung in einer Zeit vor Entstehung eigentlicher Völker.

Wir haben gesehen, wie unter den Stämmen der frühesten Vorzeit an auffallende Begebenheiten und Thatfachen sich Ueberlieferungen anknüpfen mußten. Das phantasiereiche Leben der damaligen Menschheit hüllte ihre religiösen Gedanken in Bilder und diese Bilder waren natürlich aus Wirklichkeit und Leben genommen. Wie leicht mußten sie mit jenen Ueberlieferungen zusammenfließen, die als Gemeingut unter den Stämmen lebendig walteten! Ein willkürliches Einkleiden religiöser Gedanken und Vor-

† a) Dieß schließt weder die Eigenthümlichkeit der bestimmten Grundzüge jeder Religion, noch die Uebereinstimmung verschiedener Religionen in Nebendingen aus.



stellungen in beliebige Bilder und Gestalten ist gänzlich undenkbar, indem dieses ein so großes freies Abstraktionsvermögen des menschlichen Geistes voraussetzen würde, wie es in dieser frühern Periode unmöglich ist.

Sie sehen, daß wir es hier mit den anfänglichen religiösen Gedanken, mit den religiösen Grundbegriffen des Menschengeschlechts zu thun haben. Diese Gedanken, in so fern sie sich an Gestalten des Lebens und der Wirklichkeit knüpfen, nahmen nothwendig einen sagenhaften (positiven) Charakter an. Sagen aber, die ein lebendiges Ganze — ein System religiöser Persönlichkeiten von Gestalten des wirklichen Lebens zum Gegenstande haben, nennt man eine Mythologie (*μυθολογία*). Jene anfänglichen religiösen Gedanken, so weit wir sie in den Formen, in welchen sie ausgesprochen sind, in's höchste Alterthum hinauf verfolgen können, sind folglich von mythologischer Art † a).

In so fern nun mythologische Ueberlieferungen sich an Thatsachen und Ereignisse des wirklichen Lebens anknüpfen, haben sie eine positive, eine geschichtliche Grundlage. Wie weit einzelne Mythen auf geschichtliche Begebenheiten zurückgehen, ist hier nicht weiter auszumitteln; es reicht hin, zu wissen, daß sie auf solche Begebenheiten zurückgehen.

---

† a) Mythologien im engeren Sinne sind Volksreligionen, und so fern die Persönlichkeiten, welche sie zu ihrem Inhalte haben, als Gestalten des Lebens, auf einer religiösen Naturanschauung beruhen, in so fern sind die Mythologien nicht bloß kosmogonische, sondern auch theogonische Volksreligionen. (Volksreligionen nämlich nicht im Gegensatz gegen Mysterien, sondern überhaupt als Religionen bestimmter Völker.)



Stehen aber die mythologischen Ueberlieferungen in Verbindung mit geschichtlichen Thatfachen, so ist klar, daß in den Mythologien, da diese aus der Urzeit auf uns gekommen sind, die Urgeschichte enthalten ist.

Mythologie und Geschichte fallen also im frühesten Alterthume zusammen, wie in demselben überhaupt alle Kräfte und Richtungen der Menschheit noch in einander übergehen und sich noch nicht bestimmt geschieden haben. Wo sollte man auch die Urgeschichte suchen, wenn sie nicht in den mythischen Ueberlieferungen der ältesten Zeit enthalten wäre?

Aus allem dem leuchtet ein, wie wesentlich Mythologie und Urgeschichte mit einander verbunden sind. Eben diese innere Verbindung ist der Grund, daß wir sie zusammen auffassen und wissenschaftlich behandeln.

Damit wäre der Anfang, aus welchem die Menschenwelt sich entwickelte, und in ihm der Anfangs- und Grundbegriff der Mythologie, der zugleich Anfangs- und Grundbegriff der Geschichte ist, erörtert und dargelegt.

Gehen wir aber weiter. Schon ist gezeigt, wie die mythischen Ueberlieferungen aus der Urzeit, in welcher die Menschen noch in Stämmen lebten, sich später, nachdem die Völker entstanden waren, in diesen Völkern in besonderer Gestalt aus- und umbildeten. Es ist einleuchtend, daß, je charakteristischer die Völker sich selbst ausbildeten, um so bestimmter auch ihre mythologischen Ueberlieferungen das Gepräge ihres Charakters annahmen. So entstanden in und mit den verschiedenen Völkern die verschiedenen Mythologien, die um so mehr eigenthümliche Gestalt gewannen, je weiter sie sich von der ursprünglichen Quelle entfernten.

Je schärfer aber die mythologischen Ueberlieferungen sich ausbildeten, je mehr sie eigenthümlichen Charakter bekamen,



um so schärfer mußten sie sich auch von den geschichtlichen Ueberlieferungen scheiden, mit welchen sie früher zusammengefloßen waren. Dabei mußten denn auch die späteren geschichtlichen Ueberlieferungen selbst sich reiner ausbilden. Und so entwickelte sich nach und nach das Selbstbewußtsein der Menschenwelt heller und heller, bis endlich nach Erfindung der Schrift, eine wahrhafte Geschichte zu Stande kam.

Aus dem bisher Gesagten ist die Bedeutung der Mythologie und Urgeschichte im Ganzen der wissenschaftlichen Erkenntniß vollkommen abzunehmen. Wie man die Jugend des Menschen kennen muß, um sein Leben vollständig zu begreifen, so muß man mit der frühesten Entwicklung des Menschengeschlechts bekannt sein, um einzusehen, wie es das geworden, was es jetzt ist. Für den wissenschaftlichen Forscher hat jede Einzelheit im Weltganzen Bedeutung, um wie viel mehr muß die Jugendperiode des Menschengeschlechts für ihn Bedeutung haben, und die Art, wie dasselbe sich in ihr durch Jahrtausende entfaltete, das geistige Eigenthum, das es sich erwarb, der Stufengang, in welchem es, vom Unbestimmtesten ausgehend, durch Einzelnes höher und höher nach dem Ganzen aufstieg.

Die wichtige Frage, die durch die Mythologien und durch die Urgeschichte gestellt ist, hat auch in der That schon sehr frühe die am tiefsten dringenden Forscher angeregt, ihre Lösung zu versuchen. Schon Platon übernahm es, alte Göttermythen zu deuten und gerade hieher gehören zum Theil die herrlichsten Abschnitte seiner Gespräche. Auch bei dem scharfsinnig sondernden Aristoteles finden sich Bemerkungen über die Urgeschichte der Völker, und von seinem Schüler Theophrastos führt Diogenes Laertios (V, 50.) mehrere philosophische Schriften an über mythologische Ge-



genstände. Das Werk des Apollodoros ist bekannt; verschiedene mythologische Aufsätze von ihm sind aber verloren gegangen, unter ihnen möchte der wichtigste der über die Mysterien gewesen sein.

Ich kann nicht umhin, in Bezug auf das, was oben von den Aehnlichkeiten und Vergleichungspunkten in den ältesten Ueberlieferungen der antiken Völker gesagt worden, darauf aufmerksam zu machen, daß schon Platon und Aristoteles diese ähnlichen mythologischen Grundzüge als Trümmer verlornen religiöser Ursysteme ansahen † a). In wie ferne diese Lehre mit dem, was wir vorhin entwickelt haben, übereinstimme, in wie ferne nicht, kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Im Allgemeinen ist zu erwähnen, daß die griechischen Denker sich ungleich mehr mit Untersuchungen über Mythologie beschäftigten, als über Urgeschichte. Auch scheint die Erklärung dieser Thatsache nahe zu liegen: das religiöse Interesse ergreift den Menschen unmittelbar, ist das unmittelbare Interesse des Einzelnen, während urgeschichtliche Untersuchungen ein umfassenderes Interesse am Gemeinwesen voraussetzen.

Der Epikurder Euhemeros erklärte die Gottheiten der griechischen Mythologie rein historisch: sie seien Menschen gewesen, die sich vor den Uebrigen durch Wort oder That hervorgethan hätten und darum vergöttert worden wären.

Gegen diese frostig-nüchterne, einseitige Lehre erhoben sich die Stoiker: alle Gestalten der griechischen Mythenwelt, behaupteten sie, seien allegorisch zu erklären. Wo Euhemeros das ganze mythologische System ohne alles Zuthun

---

† a) Vergl. z. B. Aristoteles' Metaphys. XII., 8. gegen End. Platon Protag. S. 322. ff. Steph. Staatsmann S. 271. ff. Gesetze B. III. Timaios. (Selbst im Kratylus 2c. 2c.)



des aus- und umbildenden Volksgeistes hatte entstehen lassen, da ließen es also die Stoiker im Gegentheil aus der freien Thätigkeit dieses Volksgeistes allein hervorgehen. Offenbar verfahren sie demnach im entgegengesetzten Extrem eben so einseitig wie jener.

Als unter den Nachfolgern des makedonischen Alexander's die Stadt Alexandria in Aegypten der Mittelpunkt der damaligen Gelehrten-Welt wurde, wendete sich die Aufmerksamkeit der Forscher auch hier auf mythologische Gegenstände. In Alexandria berührten sich damals die verschiedensten Elemente der Religion und der wissenschaftlichen Erkenntniß. Griechen, Aegypter, Phönizier, Hebräer und andere Morgenländer waren hier in stetem Verkehr, und so kam auch ihr geistiges Eigenthum in den regsten, früher unerhörten Austausch. Man lernte die verschiedenen Volksreligionen kennen, verglich sie unter einander und prüfte sie an den Lehren der Weisen aller bekannten Völker, vor Allem an den tiefen Philosophemen Platon's. Daraus giengen dann eigene religiös- oder vielmehr mystisch-philosophische Schulen hervor, die der Neu-Platoniker, die sich weit ausbreiteten und in den Sekten der Gnostiker auch in's Christenthum übergiengen.

Unter diesen alexandrinischen Philosophen und Gelehrten erhoben sich heftige Parteien: Krates wollte die Göttergestalten des Homer — (im Sinne der Stoiker) — allegorisch verstanden wissen; Aristarchos dagegen drang auf Erklärung nach dem Wortsinne.

Ohne uns auf diese verschiedenen Auslegungen näher einzulassen, müssen wir doch erinnern, daß in den Schriften der alexandrinischen Gelehrten sehr schätzbare Materialien für die Kenntniß der antiken Volksreligionen überhaupt und na-



mentlich auch für die der orientalischen, enthalten sind. Ur-  
alte morgenländische Philosopheme von ungemeiner Tiefe fin-  
den sich besonders bei Damaskios aufbewahrt, dessen Frag-  
mente neuerdings Kopp gesammelt hat. Uebrigens sind all  
diese Werke nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da sie  
die Thatfachen gewöhnlich im Lichte vorgefaßter Meinun-  
gen geben.

Seitdem die griechischen Denker ihren Volkscultus gegen  
den Einfluß des Christenthums zu vertheidigen hatten, muß-  
ten sie demselben nothwendig allegorische oder mystische Be-  
deutung unterlegen, damit er nicht gegen den christlichen Cul-  
tus allzusehr an Innigkeit verlore. Diese Tendenz verfolg-  
ten Plotinos, Porphyrios, Proklos u. s. w. †a).

Das Wiederaufleben der antiken Literatur seit den letzten  
fünf Jahrhunderten weckte in diesem Verlauf eine lange  
Reihe gelehrter Männer, die den mythologischen Schatz der  
alten Welt ihren Untersuchungen unterwarfen. Der Erste,  
der ein System der classischen Mythologie entwarf, war der

---

†a) Moser sagt in seinem Auszug aus Fr. Creuzer's Symb.  
und Myth. 1822 (S. 69.): »Der Kampf des Heidenthums  
mit dem immer weiter um sich greifenden Christenthume war  
zu ungleich, wenn nicht jenes mit der Lehre der Mysterien  
an das Tageslicht hervorrückte und so die Christenlehre an  
mystischer Tiefe noch zu übertreffen suchte« und vorher S. 68.  
»Der fortstrebende Menschengeist fand keine Befriedigung  
mehr in dem bunten Farbenschemmer des griechischen Volks-  
mythus, das Schicksal der Religionen selbst gebot  
Nachgiebigkeit gegen den Strom der Zeit.« Die Mysterien  
der Griechen arbeiteten ihrerseits selbst dem universelleren  
Charakter der späteren Völker-Geschichte vor, der mit dem  
Christenthum in die Welt trat, nachdem von allen Seiten  
her die Zeit dazu bereitet und erfüllt war.



Italiener Giovanni Boccaccio im 14ten Jahrhundert: sein Buch heißt *Genealogia Deorum*. Mehr that der bekannte Uebersetzer des Platon Marsilius Ficinus in seiner *Theologia Platonica*.

Im Jahre 1584 gab Natalis Comes zu Frankfurt sein mythologisches Buch heraus, in welchem er allegorisch und symbolisch verfährt; in den Gestalten der classischen Mythologie sieht er nämlich nichts als Symbole †a) von naturphilosophischen und moralphilosophischen Lehrsätzen. Der Titel heißt: *Natalis Comitum Mythologiae sive Explicationis Fabularum libri X: in quibus omnia prope Naturalis et Moralis Philosophiae dogmata contenta fuisse demonstratur*.

In der Folge gewann die Ansicht Geltung, vermöge welcher man glaubte, die Mythologien der Alten seien aus der mosaïschen Religion hervorgegangen. In diesem Sinne schrieb Gerh. Joan. Vossius sein Buch: *de Theologia gentili et Physiologia christiana Libri IX*. Amst. 1668. 2 Vol. fol. †b).

In dem Werke des Franz Baco, *de sapientia Veterum*. Amst. 1686. liegt dagegen die Ansicht zum Grunde, daß die Mythologien der Alten Symbole von ethischen und physikalischen Lehrsätzen seien.

Von anderer Grundlage giengen (in Frankreich) Bochart, Bryant, Banier in ihren mythologischen Werken aus. Sie schlossen sich mehr an Ephoros und Euhemeros an, d. h. sie erklärten die Mythen historisch und verbanden mit ihren Erklärungen Etymologien.

---

†a) *Altiora fabularum sensa*. I, 2.

†b) Vgl. Perizonius *Orig. Babylon.* Suetius *demonstrat. evangel.* mit G. Vico's *Grundz. einer neuen Wissensch. über d. gemeinschaftl. Natur der Völker*, übers. v. Weber.

Athene. Ir Bd. 18 Hest.



Am weitesten gieng in etymologischen Erklärungen Johann Arnold Kanne, auf welchen wir uns mit Uebergang vieler anderen Werke sogleich wenden. Sein Werk erschien unter dem Titel: „Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie. 2 Bde. mit einer Vorrede von Jean Paul Friedr. Richter. Bai-reuth, 1808.“ Kanne ist in hohem Grade originell. Sein mythologisches System umfaßt eine unermessliche Menge etymologischer Zusammenstellungen und zeigt eine so ausgedehnte wenn auch nicht immer tief gehende Wortkenntniß, daß ihm darin wohl Niemand verglichen werden kann, aber †) es entbehrt eines durchgreifenden Grundgedankens (Prinzips), also des wissenschaftlichen Gehaltes. Mit seinen oft verwegenen Etymologieen, die er zu allegorischen Deutungen anwendet, verbindet er scharfsinnig astronomische Thatfachen. Auch auf alte Stein- und Kunst-Denkmale nimmt er Rücksicht.

Andere trieben diese astronomische Richtung auf die Spitze, so daß aus dem Ganzen der alten Mythologie ein ordentliches Kalender-System herauskam †a).

Nächst der angeführten Schrift sind noch folgende zwei Werke Kanne's für mythologische Forschungen von Bedeutung: 1) Pantheon der ältesten Naturphilosophie;

†) Daher ist es auch kein Wunder, daß ihn der Zweifel an sich selbst überfiel.

†a) Bei den meisten Mythologen schloß sich die etymologische Erklärungsweise vorzüglich an die historische, die Falendarische vorzüglich an die allegorische und symbolische an, jedoch so daß auf beiden Wegen bald mehr die Geschichte, bald mehr die Natur berücksichtigt wurde. Nicht bloß rein physikalisch, sondern auch rein chemisch oder im Sinne der Alchemie haben Einige die alten Mythen ausgebeutet.



2) Chronos, oder Geschichte des Gottmenschen in dem Vorrücken der Aequinoctien.

Auch die historische Richtung ist von neueren Bearbeitern der Mythologie wieder ergriffen worden, nur nicht in so einseitig beschränkter Weise wie früher. Saintcroix und Andere wären hier zu nennen.

Heyne sah in den Mythen allgemeine Lehren † a).

Joh. Heinr. Voß mochte wohl dem Worte des Herodotos Vertrauen schenken: daß Homer den Griechen ihre Götter gemacht habe. Seine Ansicht über Mythologie hat er in seinen mythologischen Briefen, seiner Antisymbolik u. u. niedergelegt.

Ihm schloß sich im Wesentlichen C. A. Böttiger an, wie er selbst im ersten Theile seiner Kunstmythologie erklärt. Seine Werke zeichnen sich durch große Gelehrsamkeit aus.

Einer ähnlichen Richtung folgt im Ganzen, aber mit freierem Geiste, auf dem Standpunkte der kritischen Philosophie † b), Gottfried Hermann (in Leipzig). Man sehe

---

† a) Die Theogonien, meinte Heyne (Comment. Soc. Göttingens, II. class. phil. S. 136. ff.) seien ursprünglich historisch und erst später auf physische Gegenstände angewendet worden. (Man vergl. mehrere seiner Excurse zur Iliade.)

† b) Während Voß den wesentlichen Inhalt der griechischen Mythologie, ihren religiösen Geist, zu sehr übersah, und seine Aufmerksamkeit nur auf die äußerlich-historische und artistische Seite derselben richtete, trieb Hermann, mit höherem Scharfsinne, die Absonderung der Form der Mythen von ihrem inneren Gehalte zu weit. Indem er forschte, ob dieser Gehalt mehr philosophisch, oder mehr theologisch sei, entschied er sich für das erstere. Wenn nun auch der Gehalt, den er in den Mythen findet, nicht selten zu abstract wird,



feine und Creuzer's Briefe über Homer und Hesiod, und seine Dissertation über die Mythologie.

Sehr schätzbare Beiträge gaben, theils durch einzelne Bearbeitungen, theils durch Sammlung antiker mythologischer Denkmale und Bildwerke: Windelmann, Zoega, Herder, Dumaroff, Welcker, Siedler, Hug, Kaiser, Schelling, Millin, Raoul-Rochette, Millingen, Dorow, Hirt, Gerhard, Panofka, Visconti, Guattani, Inghirami u. u.

Das wichtigste mythologische Werk der neueren Zeit, welches sich nicht auf die bloße Mythologie der Griechen beschränkt, sondern auch die der Aegypter, Perser, Indier, Etrusker u. u. berücksichtigt, ist: Friedrich Creuzer's *Symbolik und Mythologie der alten Völker*, wie sie in der neuen Ausgabe erschienen ist. Dieses große Werk, welches, wie schon der Titel sagt, die Mythen von ihrer symbolischen Seite auffaßt, enthält einen fast unübersehbaren Reichthum gelehrter Ausbeute, wie ihn nur langer mühevoller Fleiß und Liebe zum Gegenstande zu Tage fördern konnte. Eine französische Uebersetzung dieses Werks von J. D. Guigniaut erschien seit 1825 in Paris.

Einen großen Fortschritt machte die mythologische Wissenschaft in unserer Zeit durch Solger. Er faßte die Mythenkreise vom religiösen Standpunkte auf und suchte zwischen den extremen Erklärungen eine freie Mitte zu halten. Schon daraus ist zu ersehen, daß er den wahrhaft wissenschaftlichen Weg im Ganzen eingeschlagen hat. Seine my-

---

so bleiben dennoch seine *Etymologien*, durch die Kraft seiner bewunderungswürdigen Kenntniß, oft unübertrefflich sicher und wahr. Vgl. Kant z. B. in *§. Relig. innerhalb der Gränzen der bl. Vernunft*. 2te Ausg. S. 158.



thologischen Ansichten finden sich aus seinen Papieren von R. Dttfr. Müller zusammengestellt in dem Werke: Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausg. von Ludw. Tied und Fr. v. Raumer, Bd. 2. Leipzig, 1826. 8°. — einem Werke, welches außerdem noch einige Solger'sche Abhandlungen über mythologische und urgeschichtliche Gegenstände enthält.

Von Solger's Principien ist auch R. Dttfr. Müller in seinen Prolegomenen zur Mythologie als Wissenschaft ausgegangen. Dessen Schrift über die Struöcker muß hier ebenfalls erwähnt werden.

Neuerdings hat auch Weiße (in Leipzig) im Allgemeinen den Solger'schen Weg verfolgt. Das Buch heißt: Darstellung der griechischen Mythologie, Th. 1.: Einleitende Abhandlungen enthaltend; auch mit dem besondern Titel: Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Als Einleitung in die Darstellung der griechischen Mythologie. Von E. H. Weiße. Leipzig, 1828. 8°. (b. Barth.)

Joh. Jakob Wagner (in Würzburg) hat schon früher, in seinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1808. 8°, die Extreme zu vereinigen gesucht.

Endlich möge hier noch ein mythologisches Buch von populärer Tendenz erwähnt werden, das obgleich schon vor einer Reihe von Jahren erschienen, der geschmackvollen Darstellung wegen sich immer noch und mit Recht großer Gunst erfreut. Es ist die: Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten, von Karl Phil. Moriz, dem Freunde Göthe's.

Kreuzer's Symbolik ist fortgesetzt von Franz Joseph



Mone, der die nordische Mythologie hinzugefügt hat. Einen Auszug aus dem ganzen Kreuzer-Mone'schen Werk lieferte Georg Heinrich Moser. Leipzig und Darmstadt 1822. 8°. — Als für den Handgebrauch bestimmt ist auch noch das Wörterbuch der Mythologie von Nisch und Klopfer zu nennen. — Auch F. C. Baur's Naturreligion des Alterthums wäre noch anzuführen.

Neuerdings hat sich in Frankreich Benjamin Constant in seinem Werke *De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements* auf eine für den dortigen Zustand der urgeschichtlichen und mythologischen Forschungen sehr erfreuliche Weise ausgezeichnet.

Grimm, v. b. Hagen, Büsching, Bachmann, K. Barth, Göttling, Carl Ritter, H. Schulz, Leigis, Benede, Docen, Myerup, Gräter, Geijer u. haben außerdem die altgermanischen Mythen behandelt.

Für die Kenntniß der ägyptischen Religion und der altorientalischen Mythen ist das Meiste erst seit den letzten dreißig Jahren geschehen. Hier sind darum die Elemente noch in Gährung und die bestimmte Aufklärung ist erst von der Zukunft zu erwarten.

Für Aegypten sind die große *Description de l'Egypte* und die Werke von Denon, Champollion u. u. von besonderer Wichtigkeit.

Für die Kenntniß der persischen Mythen hat schon Anquetille du Perron die Bahn gebrochen. Hieher gehört auch die Mythengeschichte der asiatischen Welt von Görres, (Heidelberg, bei Mohr und Zimmer) u., so wie die Arbeiten von Joseph v. Hammer, Rothe u. s. w.

Viele einzelne Beiträge über die indische Religion brachten die *Asiatick Researches*. Sylvestre de Sacy,



Abel Remusat, Alaproth, De Guignes, Pallas, Heeren, die Gebrüder Schlegel, Bopp — untersuchten die Mythen Indiens, China's und des übrigen Asiens. Tibet und das innere Asien ist in dieser Hinsicht noch am unbekanntesten.

Ueber die religiösen Verhältnisse Amerika's finden sich Nachrichten in den älteren Reisebeschreibungen, und unter den neueren hauptsächlich in der von Humboldt. Ein eigenes größeres Werk über die alten nordamerikanischen Mythen, welches unlängst erschienen ist, soll nach Ankündigungen von Mone übersetzt werden.

Allenthalben offenbart sich also große Thätigkeit in Erweiterung dieser Forschungen. Das Material ist schon zu einer fast unübersehblichen Masse angewachsen und immer noch wächst es. Um so stärker aber tritt die Forderung auf, bei den unzähligen Einzelheiten die durchgreifenden Grundzüge nicht zu übersehen, die das Ganze als System zusammenhalten.

Wir unsererseits werden uns, was den mythologischen Theil dieser Vorlesungen betrifft, hauptsächlich auf die alten Sagen-Kreise der Griechen beschränken, um so mehr, da die Darlegung der Urgeschichte, die als Grundlage zum Verständniß der Mythen unerläßlich ist, uns nicht bloß vorübergehend beschäftigen darf. Zum Vortrag der religiösen Sagen der übrigen alten Völker, vorzüglich der Morgenländischen, finden wir vielleicht in einem andern Semester Gelegenheit.

Wir haben schon gesehen, wie es zum Verständniß der ältesten Mythen unerläßlich ist, zu wissen, auf welche Weise zuerst die Menschen, dann aus Familien und weiter aus Stämmen und Geschlechtern die Völker entstanden sind. Diese urgeschichtliche Aufgabe kann aber von einem doppelten Standpunkte aus gelöst werden, indem man nämlich



„einmal das der Untersuchung zum Grunde legt, was die Ueberlieferungen der alten Völker über den Gegenstand derselben angeben, dann indem man von den Andeutungen beginnt, welche die Geschichte der physischen Welt darbietet, um auf den Ursprung des Menschengeschlechts und die Verhältnisse, unter welchen derselbe sich entfaltete, zu schließen —“ \*), auf beiden Standpunkten mit den empirischen Thatfachen die rein logischen Prinzipien verbindend.

Damit beginnen wir die Entwicklung selbst.

---

\*) Urspr. M. Völk. mos. Genes. §. 1.



Die  
Grablegung Christi

von

Raffaello Sanzio d' Urbina,  
in der Gemäldegallerie des Fürsten Borghese zu Rom.

---

Dieses berühmte Gemälde, von welchem wir in der Gallerie Manfrini zu Venedig eine treffliche Kopie von Tizian's Hand gesehen haben \*), ist eines der wichtigsten zum Verständniß der Geschichte von Raphael's Kunstbildung. Die Vorstellung ist die folgende: Zur rechten Hand im Bilde d. h. zur linken des Beschauers im Vordergrund ist eine wilde, dunkle Felsenwand gemalt, die so weit in die Mitte des Bildes vortritt, daß sie etwa den dritten Theil von der Fläche desselben deckt. Am Felsen sieht man den gewölbten Eingang der Grabhöhle, die hineingehauen ist, und zu dem Eingang führen zwei Stufen empor. Zur linken Hand im Bilde bemerkt man im Hintergrund einen felsigen Hügel: es ist der Calvarienberg, denn auf seinem Gipfel stehen noch in Einsamkeit drei Kreuze und eine Palme daneben, und an dem mittelen Kreuze lehnt noch eine Leiter und ein Seil hängt herab, zum Beweis, daß es eben gebraucht worden. Zwischen dem Calvarienberg und dem Felsen des Grabes sieht man in weiter Fern' einen Hügel. Im Vorgrunde gelangt man über frischen Rasen, in welchem Blumen stehen, zu den Stufen des Grabgewölbes. Der Himmel ist hell und am hellsten über dem fernen Hügel — ein sanfter, stiller Abendhimmel.

---

\*) S. Italienische Reise von Karl Friedrich Scholler. Bd. 1. Leipzig, bei Hartmann. 1831. S. 175 f.



In dieser Landschaft sehen wir acht Personen, alle beisammen im Vorgrunde: sieben um den entschlafenen Heiland. Alle sind durch den dünnen Lichtreiß um's Haupt als Heilige kenntlich gemacht, zwei ausgenommen. Drei darunter sind Frauen, offenbar Maria die Mutter des Erlösers, Maria Cleophas' Weib ihre Schwester, und Maria Magdalena \*).

Von den vier Männern ist der Jüngling mit langen Locken gewiß Johannes und der starke Mann mit der gebietenden Stirn an seiner Seite kein anderer als Petrus \*\*). Die Beiden, die des Heiligenscheins entbehren und zumeweißt mit der Bestattung des Herrn beschäftigt sind, müssen nach der evangelischen Geschichte Nikodemus sein und Joseph von Arimathäa \*\*\*).

Diese Beiden haben den entblößten Körper auf ein Linnen Tuch gelegt und aufgehoben, um ihn zur Gruft zu tragen. Der Eine, in eine leichte Tunika gegürtet, die Ärmel aufgeschürzt, hat die Leinwand bei den Knien des Erlösers zusammengefaßt und steht hoch aufgerichtet, ja etwas rückwärts geneigt, weil die Schwere, die er vor sich trägt, zur Herstellung des Gleichgewichtes dieses verlangt; seine kurzlockigen Haare flattern rückwärts mit dem Strome des Windes; er sieht frei vor sich nach seinem Gehilfen und dem Eingang der Gruft, denn er steht gegen diese gewendet, so daß wir ihn nur von der linken Seite und vom Rücken sehen. Der Andere, der ein ähnliches Gewand, aber die Ärmel verhüllt, trägt, hat die Leinwand unter des Heilands Schultern ge- faßt und geht rückwärts die Stufen zum Grabe hinauf; sein Haupt ist mit einem Turban umwunden und sein Angesicht

\*) Joh. 19, 25. Luc. 23, 55. Marc. 15, 40 ff. Matth. 27, 61.

\*\*) Joh. 20, 3 f.

\*\*\*) Joh. 19, 38 ff. Luc. 23, 50 ff. Marc. 15, 43. Matth. 27, 57 ff.



mit den Blicken der Behmuth gen Himmel gerichtet. An seiner Brust ruht das Haupt des Erlösers, gleichfalls das Antlitz emporgewendet, auf welchem sich tiefe, glückliche Ruhe niedergelassen, wie auf dem Schlummer der Unschuld. Der Körper Jesu hat die Lage, als wenn er halb sitze, voll natürlicher Schicklichkeit; der rechte Arm ist über des Bestatters Arm hinabgesunken. Zur linken Seite des Turbanträgers steht Petrus, und zwischen diesem und jenem sieht Johannes herein. Petrus blickt, mit trauernd gefurchter Stirn, aus dem Bilde heraus, etwas zur Seite; er denkt gewiß, was soll nun daraus werden? Seine Gestalt ist fürwahr wie ein Fels, die lebendige Thatkraft, ohne Wanken: der rechte Fuß ruht auf der oberen Stufe, während der linke tiefer auf den Rasen tritt. Auf seine rechte Schulter lehnt sich mit gefalteten Händen Johannes und neigt sich darüber, den Freund und Heiland am Eingang der Gruft noch einmal zu sehen; er steht dem Grabe zunächst, auf der oberen Stufe. Zwischen Petrus und den ersten der Bestatter, der halb von uns abgewendet ist, tritt weinend eilig Magdalena. Sie hat mit der Linken den Saum des Leichentuchs und des Erlösers Linke gefaßt, sie an die Brust zu drücken; die Rechte hat sie im Schmerz gegen Jesu Schulter erhoben; ihr langes Haar fliegt aufgelöst über ihren Busen. Aber wo eilt sie her, denn noch ist sie fast im Laufe begriffen? Nun erst bemerken wir, was hinter ihr geschehe. Dort ist Maria, die Mutter des Herrn, vom Tode des Sohnes am härtesten ergriffen, zusammengesunken. Sie aufrecht zu halten, hat die Schwester sie mit ihren Armen umfassen. Auch Magdalena war mit ihr beschäftigt gewesen: nun aber, da sie den Herrn zur Gruft bringen, ihn schon die letzten Stufen hinauftragen, muß sie herbei, noch einmal ihm in's Angesicht zu blicken,



sich einzuprägen die verehrten Züge. Maria die Mutter hat im Anzug etwas Nonnenhaftes, sie ist mehr als alle Andere bekleidet, über ihrem Haupte hangt ein Tuch in Schleierform. Die andere Maria hat auch ein Tuch, wie einen Turban, um's Haupt geknüpft, wovon die Enden zierlich über die Schultern fallen; während ihre Arme die Bewußtlose umschlungen halten, folgen ihre Augen in gefasster Trauer dem Antlitze Christi, den die Jünger davon tragen. Die beiden Marien sind die letzten Figuren auf der linken Seite des Bildes und die von der Gruft entferntesten.

Ueber die Charaktere der einzelnen Figuren werden wir nichts hinzufügen dürfen, da man diese sehr wohl aus der Art zu erkennen vermag, wie jede handelt und sich ausdrückt. Jedermann wird darin sogleich eine erfreuliche Mannigfaltigkeit finden, die in der Kunst stets eben so wohlthätig wirkt und so mächtig ergreift als im wirklichen Leben, wie denn die Kunst ja ein veredeltes Leben bildet.

Mannigfaltigkeit aber ist nur so lange als Einheit ist, die das Mannigfaltige zusammenhält. Fällt die Einheit des Mannigfaltigen weg, so wird die Mannigfaltigkeit zur Zerstreuung. Je schärfer nun die Gegensätze sind, die sich in den mannigfaltigen Gliedern ausdrücken, um so dringender wird auch die Einheit erfordert, durch welche dieselben versöhnt werden; mit dem höheren Grade des Unterschieds wird aber auch die Schwierigkeit in Herstellung der Einheit wachsen, und Begriffe, die einander geradehin aufheben, schließen als solche jede Einheit aus. Daran wird man also, wie an einem Prüfstein, das Vermögen des Künstlers ermessen können, je nachdem er in seiner Kunst tief unterschiedene Gegensätze in Einheit zu bringen, zu versöhnen vermag. Es ist derselbe Prüfstein, an welchem sich so der Geist in der Kunst,



wie der Geist in der Wissenschaft, in seinem Gehalte zu erkennen giebt.

Legen wir nun diesen Maassstab an die Raphaelische Grablegung, von welcher die Rede, so müssen wir bekennen, daß wir darin zwar eine bedeutende, doch lange nicht die höchste Aufgabe gelöst finden. Der Geist muß gedacht, empfunden, erlebt haben was er in Kunstform ausdrücken will; die Tiefen des menschlichen Seins müssen sich ihm in Wahrheit und Klarheit erschlossen haben, wenn er es wagen soll, sie auch uns in ihrem ewigen Sein zu eröffnen; aber auch der göttliche Genius muß erst seine Kräfte prüfend entfalten, bevor er uns durch die Gewalt derselben zeigen kann, von wannen er gekommen sei.

Das darf man auch von diesem Bilde sagen, welches Raphael gemalt hat, als er eben zum Manne reifte, als er selbstständig sich der Einflüsse des treuen, doch beschränkten Lehrers entäußerte. Keine großen Gegensätze der Charaktere findet man darin, keine kühne Verzweigung des Hauptmotiv's der Handlung und dadurch bedingte Anordnung zur Gruppe: wir sehen eine Gesellschaft guter, wahrer Menschen, voll treuer Anhänglichkeit an den geliebten entschlummerten Freund. Allerdings hat jede Gestalt ihren eigenthümlichen Charakter, aber im Ganzen durchdringt alle die gleiche Neigung der Seele, sie haben ein' und dieselbe ethische Grundlage, die nur bei jeder in eigener Form erscheint; und da nun auch Ein Hauptmotiv alle bewegt, so können auch im Ausdruck keine starken Gegensätze vorkommen: sie trauern Alle, Jedes in seiner Weise, um den, den sie verloren glauben.

Wegen dieser Beschränktheit der Composition ist das Bild leicht verständlich und darin wird der erste Grund liegen,



warum es so allgemein anspricht; ein anderer ist in dem edeln, zierlichen Stil der Ausführung zu finden. Fragt man nach dem Charakter des Christusideals in diesem Werke, so kann man nicht läugnen, daß es die Anforderung des erhabenen Gegenstandes nur in untergeordnetem Grade befriedigt: wir sehen in diesem Antlitz sich ein Gemüth voll Unschuld und Offenheit, voll Hingebung und reinsten Liebe spiegeln, aber nicht den durchdringenden Geist, nicht die Lebens- und Thatkraft des Welttheilandes. Weit mehr ist vergleichungsweise jener Geist und diese Kraft im Angesichte des Petrus ausgeprägt, und eben dadurch wird die Kritik gegen den Vorwurf geschützt, den man etwa machen wollte, daß sie in's Blaue hin Unmögliches verlange. Der Kopf des Petrus scheint übrigens der preiswürdigste im ganzen Bilde zu sein.

Was die Zeichnung anlangt, so geht sie auf gewählte Naturformen zurück, die aber auch hier schon veredelt erscheinen: wenigstens wird Niemand den Köpfen des Petrus und der mit Gefäßtheit trauernden Maria Idealität absprechen, in beiden regt sich auch schon ein großer Stil. Keine Form erinnert mehr an Pietro Perugino; nur in dem noch etwas grünlichen Hauptton der Färbung und in dem allzu weichen Fleische zeigen sich die letzten Spuren von ihm. Daß die Figuren in diesem Bilde, wie in dem Streite über das Sacrament in den Vaticanischen Stanzen, schlanker sind, als sie in späteren Werken Raphael's zu sein pflegen, ist eine ganz richtige Bemerkung von Rumohr's \*).

---

\*) E. F. v. Rumohr's Italienische Forschungen, Th. 1. S. 79. Anmerk. Er schreibt diese Eigenheit dem Umstande zu, daß in Umbrien und Toskana, wo Raphael in seinen jüngeren Jahren malte, der Menschenschlag schlanker



In der Gewandung der Figuren ist ein Gemisch von altrömischer, neu-italienischer und morgenländischer Tracht zu erkennen: die erste herrscht im Ganzen vor, zur letzten ist die turbanförmige Hauptbedeckung zweier Figuren zu rechnen, und neu-italienisch ist z. B. die Beinbekleidung desjenigen Bestatters, der rückwärts die Stufen zur Gruft emporsteigt. Diese Figur hat nämlich den untern Theil der Beine mit Leinwand umwunden, welche durch Riemen befestigt ist, ganz so wie es noch jetzt im südlichen Italien die Landleute tragen. Uebrigens herrscht in den Gewändern durchaus der Adel und die Zierlichkeit, durch welche Raphael so einzig ist.

Fernow hat das Gemälde darum bewundert, weil es einen Gegenstand schön darstellt, der in der Wirklichkeit gewöhnlich und in der Kunst so häufig widerlich erscheint, nämlich einen Todten \*). Wodurch beseitigte Raphael diese Schwierigkeit? Dadurch daß er alles Verfallen des Körpers, welches durch die Todesqual herbeigeführt sein mochte, mit dem feinsten Geschmaack zu zeigen vermied: er malt den Leib Jesu mit zarten, vollen, gesunden Formen, wie eines sanft schlafenden Leib; die Wundmale werden nur wenig angedeutet, weil sie denn doch nicht ganz wegbleiben dürfen, aber man gewahrt sie kaum. So ist Alles im Charakter des Ganzen behandelt, wie sehr sich auch in dem Einzelnen der genaueste Fleiß offenbart, daß selbst die Säume der Gewänder der Verzierung nicht ermangeln. Allzu starker Ausdruck, der die

sei, in Rom dagegen, wo er nachmals wirkte, unterseßter. Der Streit über das Sacrament war Raphael's erstes Bild in den Stenzen.

\*) Römische Studien von Carl Ludwig Fernow. Th. 3. Zürich bei H. Gefner. 1808. 8°. S. 87. in der Abhandlung: Ueber den Zweck, das Gebiet und die Gränzen der dramatischen Malerei.



Schönheit der Formen verdirbt, ist mit geschmackvollster Mäßigung unterdrückt, und doch ist der Ausdruck so wahr und nirgends kalt. Wie geistvoll ist das Motiv gedacht, daß Magdalena ihre Thränen zurückhält, im Augenblick da sie dem Heiland noch einmal klar in's Antlitz sehen will!

Raphael malte dieses Bild für die Kirche S. Francesco in Perugia nach seinem zweiten Aufenthalte zu Florenz, wo er den Carton dazu entworfen haben soll \*). Kurz vorher hatte er das große Frescobild bei den Kamalbulensern zu S. Severo in Perugia gefertigt \*\*) und nicht lange nach Ausführung der Grablegung gieng er nach Rom und begann seine Arbeiten in den vatikanischen Stenzen. Unter Papst Paul V. wurde das Gemälde aus S. Francesco in Perugia nach Rom gebracht, wo das Haus Borghese es erhielt, welchem jener Papst entstammte \*\*\*).

R. Fr. Scholler.

---

\*) Lanzi (übersetzt von Wagner. 1830.) Bd. 1 S. 358 f. — Die Grablegung ist wohl das Hauptwerk des sogenannten zweiten Stils von Raphael, wenn man nicht die Disputa noch dahin rechnen will.

\*\*) S. unsere Ital. Reise, Bd. 1. S. 383.

\*\*\*) Die Grablegung ist öfters gestochen, auch von Volpato, und neuerdings von Samuel Amster. Schon Vasari hat das liebliche Bild gerühmt. Vgl. Lanzi Bd. 1. S. 359.



## Der Capitolinische Jupiter-Tempel in Rom \*).

Lucius Tarquinius, der fünfte römische König, hatte in einem Kriege, den er gegen die Sabiner führte, das Gelübde gethan, den drei Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva einen gemeinsamen Tempel zu erbau'n. Befragt, wo das Heiligthum errichtet werden solle, nannten die Orakel der geneigten Götter den Tarpejischen Hügel, und unge säumt begann der König das unternommene große Werk. Aber der Gipfel des Bergs, der den Tempel tragen sollte, war zur unmittelbaren Aufnahme desselben nicht geeignet: er lief in eine scharfe Spitze zu, die nicht genug Raum bot und zu uneben war, als daß der Bau daraufgestellt werden konnte. Sofort ließ ihn der König mit starken Mauern umfassen und den Raum zwischen denselben und der Spitze mit Schutt ausfüllen, um eine geräumigere Fläche zu gewinnen. Die Arbeit war so bedeutend als der Bau der Cloaca und die andern ungeheuern Werke, die Tarquinius ausführte: vier Jahre war man an Ebnung des Platzes thätig, und nach Verlauf derselben starb der König, ohne zu dem gelobten Tempel auch nur die Grundsteine gelegt zu haben \*\*).

Nach Tacitus hat König Servius, der auf den Tarquinius folgte, den Bau weiter fördern lassen und seine Bün-

---

\*) Vgl. Hirt über den Tempel des Capitolinischen Jupiter, vorgelesen am 21. Jan. 1813, in den Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

\*\*) Dionys, III., 69. pag. 201, IV., 59 sqq. pag. 257 sqq. — Liv. I., 58.



desgenossen haben ihn dabei unterstützt †). Gewiß ist es nicht wahrscheinlich, daß in der langen Reihe der Regierungsjahre dieses Königs die Arbeit sollte unterbrochen worden sein. Doch muß Servius, nach den alten Sagen, den Bau etwas lässig betrieben haben, da auch er nicht dazu kam, den Grund des Tempels zu legen. Dionysios sagt bestimmt, erst der jüngere Tarquinius habe den Bau des eigentlichen Heiligthums begonnen ††), und die Angabe des Livius stimmt damit völlig überein †††).

Der letzte römische König hatte die Stadt Sueffa Pometia erobert und dabei, nach des alten Fabius Bericht, vierzig Talente Goldes und Silbers erbeutet. Mit diesem Schatze, beschloß er, den Tempelbau, den sein Vater gelobt und vorbereitet hatte, zu vollenden \*).

Indem nun der Grund gegraben wurde, sah man wunderbarer Weise tief im Schooße des Hügels ein Menschenhaupt (caput), frischblutend wie eines eben Erschlagenen. Der König befahl, von der Arbeit abzulassen, und fragte die schicksalskundigen Priester um die Bedeutung des Wunders: und die einheimischen Seher sowohl als die berühmten etrurischen, die man deshalb kommen ließ, erklärten, die Beste, wo das blutende Haupt gefunden sei, werde das Haupt Italiens und der Welt werden. Gesänge trugen das prophetische Wort von

†) Tacit. Histor. III., 72: *Mox Servius Tullius sociorum studio extrux.*

††) Dionys. IV., 59. pag. 257.

†††) Liv. I., 55.

\*) Liv. I., 55: *Tarquinius reges ambos, patrem vovisse, filium perfecisse; etc.* Cf. I., 53. Dionys. l. c. Plin. Hist. Nat. III., 5.  
— Plutarch. Puplicol.



Mund zu Mund und heiligten es aus den Tagen der Vorwelt auf späte Geschlechter \*).

Darum war dem Römer dieser Hügel so theuer und auf dem Hügel der Tempel des gütig allwaltenden Göttervaters: er war im vollen Sinne das eigenthümliche Heiligthum seines Volks. Als ihr Palladium wurde der Capitolinische Tempel von den Römern angesehen, als das Unterpfeiler, das ihnen die Gunst des wankenden Glücks, die allgemeine Beherrschung der Länder verbürge \*\*). Sieg und Eroberung kamen aus der Hand des Capitolinischen Jupiter, und darum legte der triumphirende Feldherr in den Schoos des Gottes seinen Vorber \*\*\*).

Ein Orakel von so großer Verheißung bewog den König, auf den Bau weit mehr zu verwenden, als sein anfänglicher Wille gewesen: die Beute von Suessa Pometia, womit das Werk hatte zu Ende gebracht werden sollen, reichte daher kaum hin, den Grund zu legen. Es höher zu führen mußte der Staat seine Schätze öffnen, mußten das Volk und selbst

\*) Liv. I., 55: quae visa species, haud per ambages, arcem eam imperii caput quere rerum fore portendebat. Idque ita cecinere vates, quique in urbe erant, quosque ad eam rem consultandam ex Hetruria acciverant. — Dionys. IV., 61. pag. 258: Ἄνδρες Ῥωμαῖοι, λέγετε πρὸς τοὺς ἑαυτῶν πολῖτας, ὅτι κεφαλὴν εἰμαρται γενέσθαι συμπαύσης Ἰταλίας τὸν τόπον τοῦτον ἐν ᾧ τὴν κεφαλὴν εὕρετε. Cf. Liv. V., 54.

\*\*) Tacit. Histor. III., 72: sedem Jovis optimi maximi, auspicio a majoribus, pignus imperii, conditam. — Daher nennt Livius (III., 17.) die Capitolinischen Götter die Penaten des Staats. Vergl. Tacit. Hist. IV., 53.

\*\*\*) Valer. Max. lib. VII., cap. 4. §§. 3. 4. — Plin Hist. Nat. XV., 30. — Liv. VI., 29. X., 29. Sueton. Domitian. 6.



das Kriegsheer Frohndienste thun, denn des Königs Eifer war mächtig; aber ein jeglicher legte gern die Hand an, das Haus der Götter aufzurichten \*).

Kunstarbeiter wurden aus Etrurien geholt, damit der Bau gelänge, denn die Bewohner dieser Landschaft waren damals in solchen Dingen ausgezeichnet \*\*). Und so wuchs das Heiligthum rasch aus der Erde seiner Vollendung entgegen. Dennoch war es dem Tarquinius nicht vergönnt, es gänzlich auszubauen und einzuweihen und seinen Namen daran zu setzen \*\*\*): der Ruhm des Werks, sagt Tacitus, blieb der Freiheit vorbehalten †). Dem König griff das Schicksal überraschend in den Arm, und er verlor mit seinem Hause die Obermacht und kam in die Verbannung, bevor der Tempel beendet war, den das Römervolk als seinen heiligsten verehrte.

Im dritten Jahre der Freiheit wurde der Bau vollendet und von dem Consul Horatius Pulvillus, während dessen Amts, genosse P. Valerius Publicola gegen Weiz zu Felde lag, festlich geweiht ††). Bei Dionysios finden sich einige Nach-

\*) Liv. I., 55: *Augebatur ad impensas regis animus; etc.* Cap. 56: — *non pecunia solum ad id publica est usus, sed operis etiam ex plebe, qui cum haud parvus et ipse militiae adderetur labor, minus tamen plebs gravabatur, se templum Deum exaedificare manibus suis.*

\*\*) Liv. I., 56: *Intentus perficiendo templo, fabris undique ex Etruria accitis, etc.* Man sehe die Schriften über die Geschichte der alten Kunst. Vgl. Die Etrusker von R. D. Müller. Abth. 1. Breslau, bei Max. 1828. gr. 8°.

\*\*\*) Dionys. IV., 61. pag. 256.

†) Tacit. Histor. III., 72: *Sed gloria operis libertati reservata.*

††) Die Erzählung, wie Horatius mit acht römischem Sinne die Weihe vollzog, bei Liv. II., 8. — Dionys. V., 35. pag. 304. — Es war im Jahre 505 vor Christus.



richten, wie der Tempel nach dieser ersten Anlage gewesen; es sind die folgenden †):

Das ganze Gebäude hatte die Form eines ziemlich gleichseitigen Vierecks; sein ganzer Umfang betrug gegen achthundert Fuß, jede Seite gegen zweihundert, so jedoch, daß die Länge um etwa fünfzehn Fuß mehr betrug als die Breite. Was Dionysios weiter über die Beschaffenheit des Tempels meldet, bezieht sich eigentlich zunächst auf dessen Zustand zur Zeit, da er selber ihn sah, wo das Gebäude bereits einmal abgebrannt und neu aufgeführt worden war; indessen bemerkt dabei der verständige Grieche mit klaren Worten, daß der Tempel bei der Wiederaufbauung die alten Grundlagen behalten hatte, daß nur kostbarere Stoffe zur Herstellung waren genommen, nichts aber an der alten Einrichtung war geändert worden. Demzufolge war die Vorderseite des Gebäudes gegen Mittag gekehrt und mit einer Vorhalle geziert, welche durch drei Reihen Säulen getragen wurde. Vor den andern Seiten waren auch Hallen, aber jede derselben enthielt nur zwei Reihen Säulen. Das Innere des Tempels war durch Wände in drei Räume abgetheilt, die parallel neben einander lagen. Der mittlere von diesen Räumen war dem höchsten Jupiter geweiht, die beiden übrigen — einer der Juno, der andere der Minerva. Die sämtlichen drei Heiligthümer standen aber unter Einem Dach und unter Einem Giebel.

So stand der Tempel auf freier Höhe \*); mehrere Stufen führten zu seinem Eingang \*\*). Gewiß wirkte er ur-

---

†) Dionys. IV., 61. pag. 259.

\*) ἐπὶ κρηπίδος ὑψηλῆς βεβηκώς — Dionys. l. c.

\*\*) Liv. VIII., 6. Gell. II., 10. (Cf. Dio. Cass. XLIII., 21. LX., 23. für die spätere Zeit.)



sprönglich nur durch die einfache Großartigkeit der Anlage, denn kostbare Stoffe hatte man ja nach Dionysios bei der ersten Erbauung nicht angewendet. Weil die Römer damals allgemein mit albanischem Stein (Peperin) bauten †), so darf man glauben, daß sie auch diesen Tempel daraus aufgeführt haben ††). Möglich wäre, daß derselbe mit Erz gedeckt gewesen, denn daß er nach dem Brande ein ehernes vergoldetes Dach hatte, ist gewiß †††).

Hierhundert fünf und zwanzig Jahre stand dieser Tempel, wie Tacitus erzählt \*), nämlich so lange die Freiheit dauerte, von ihrer Geburt nach Vertreibung der Könige bis zu ihrem Untergang.

Während dieses Zeitraums dehnte sich die Macht Rom's über alle damals bekannten europäischen Länder, und selbst nach Asien und Afrika aus; der Reichthum des Staates ward groß und ungeheuer, und mit ihm hob sich auch der Glanz des Tempels. Die alten Schriftsteller wissen Manches zu erzählen, wie derselbe verschönert worden sei \*\*), wie

†) Winckelmann's Anmerkungen über die Baukunst der Alten, in seinen Werken, Bd. 1. S. 347. 436. (Dresden, 1808.) Vgl. Rom's Alterthümer und Merkwürdigkeiten u. s. w. von Edward Burton; aus dem Engl. übers. v. J. C. L. Siedler. Weimar, 1823. gr. 8°. S. 33.

††) Niebuhr's Röm. Geschichte, 2te Ausg. Th. 1. S. 526.

†††) Plin. hist. nat. XXXIII., 3: — cum sua aetas varia de Catulo existimaverit, quod tegulas aereas Capitolii inaurasset primus.

\*) Tacit. Histor. III., 72: Jisdem rursus vestigiis situm est, postquam interjecto CCCCXXV annorum spatio, L. Scipione, C. Norbano consulibus, flagraverat.

\*\*) Liv. XL., 51. und die nächstfolgenden Stellen der Alten.



Römer und Ausländer in Prachtgeschenken an den Capitulinischen Jupiter wetteiferten: goldne Kronen \*) und Bildsäulen \*\*), kostbare Stücke der Siegesbeute \*\*\*), kunstreiche Bildwerke †) wurden ins Heiligthum gestiftet.

Im Jahre Rom's 457 oder 458 ließen die Curulischen Aedilen Cnejus Ogulnius und Quintus Ogulnius ein Viergespann, welches den Gott trug, auf den Giebel des Tempels stellen; auch ließen sie für drei Opfertafeln in Jupiters Zelle Silbergeschirre arbeiten und die Schwellen des Gebäudes von Erz machen ††), woraus hervorzugehen scheint,

\*) Liv. II., 22: Coronam auream Jovi donum in Capitolium mittunt (Latini). — Liv. XXVIII., 39: Jovi Opt. Max. praesidi Capitolinae arcis non grates tantum ob haec agere jussi sumus, sed donum hoc etiam, si vos permitteritis, coronam auream in Capitolium victoriae ergo ferre. Worte der Saguntinischen Gesandten vor dem Senat in Rom. — Liv. IV., 20.

\*\*) Liv. XXII., 37. Cf. Liv. XL., 51. Plin. hist. nat. XXXIII., 1. (Für die spätere Zeit: Tacit. Annal. XV., 23.)

\*\*\*) Nach Liv. XXV., 39. wurde der silberne Schild des Hasdrubal, der 158 Pfund wog und von L. Martius erbeutet worden war, in dem Tempel aufbewahrt. — Vgl. Liv. XL., 51. — Polyb. Histor. II., 31. Liv. VI., 4. V., 50.

†) Plin. hist. nat. XXXV., 4: Fecit hoc quidem L. Scipio, tabulamque victoriae suae Asiaticae in Capitolio posuit. — Vgl. Liv. XL., 53. Plin. XXXV., 10.

††) Liv. X., 23. — Später wurde der Tempel durch die Aedilen C. Plinius und M. Servilius Geminus nochmals mit einem Viergespann geziert: Liv. XXIX., 38. — Von einem andern Werke der Art ist die Rede: Liv. XXXV., 41. — Schon Tarquinius hatte zum Schmuck des Tempels ein Viergespann aus Thon machen lassen. S. Niebuhr's römische Geschichte, Th. 1. S. 523. Plutarch. Publicol.



daß auch die Thüren von Erz gewesen †). Nach der Zerstörung von Carthago wurde die Decke des Heiligthums, während Lucius Mummius Censor war, vergolbet ††). Unermeßliche Schätze floßen so nach und nach in den Jahrhunderten der Freiheit dem Tempel zu †††).

Schon der ältere Tarquinius hatte eine Bildsäule Jupiters aus Thon verfertigen lassen, die er in dessen Zelle stellen wollte; sie wurde von Zeit zu Zeit frisch angestrichen mit Mennig \*). Aus Livius ist bekannt, daß die Römer, als Hannibal anzog, kurz vor der Trasimenischen Schlacht, dem Gott einen goldenen Bliß machen ließen, der fünfzig Pfund wog \*\*); daß der Capitolinische Jupiter mit Bliß und Scepter vorgestellt worden sei, sagt auch für die spätere Zeit

P. 103. Festus s. v. Ratumena porta. Plin. hist. nat. XXXV., 12: fictiles in fastigio templi ejus quadrigas etc.

†) »Die Thüren waren gewiß ehern« sagt Niebuhr, röm. Geschichte Th. 1. S. 526., wo das Wort gewiß den Gegenstand als bloße Vermuthung des Verf. zu bezeichnen scheint. Adler (Beschreib. der Stadt Rom) sagt S. 282. geradezu: »Die Hauptthür am Eingang war von Metall und mit goldenen Leisten und Streifen ausgelegt.« Er scheint die Thür des späteren Tempels im Sinne zu haben und sie mit der des älteren zu verwechseln. Möglich wäre auch, daß eine ausdrückliche Stelle der Alten mir unbekannt geblieben.

††) Plin. hist. nat. XXXIII., 3: Laquearia, quae nunc et in privatis domibus auro teguntur, post Carthaginem eversam primo inaurata sunt in Capitolio, censura L. Mummi.

†††) — immensae opes: Tacit. Histor. III., 72.

\*) Plin. hist. nat. XXXV., 12, Cf. XXXIII., 7. — Burton (S. 106.) verweist auf Juvenal, Sat. XI., 116. Ovid. Fast. I. — Winckelmann's Werke, Bd. 5. S. 296.

\*\*) Liv. XXII., 1: Jovi primum donum fulmen aureum pondo quinquaginta fieret.



Suetonius im Leben des Octavianus Augustus \*). Aus der angebeuteten Nachricht des Livius aber wollte man vermuthen, daß zur Zeit der Trasimenischen Schlacht nicht mehr jene alte Bildsäule aus gebranntem Thon, sondern eine neue von kostbarem Stoff im Tempel gestanden habe \*\*).

Im Sulla'schen Bürgerkrieg, unter'm Consulate des L. Scipio und C. Norbanus \*\*\*), kam in dem Gebäude ein Feuer aus und legte es völlig in Asche; selbst die Bildsäule Jupiters verbrannte mit †). Ungewiß blieb es, ob der Brand durch einen unglücklichen Zufall oder ob er durch eines Einzelnen Frevell entstanden war ††). Damals gingen die uralten geheimnißvollen Bücher der Sibylla, sammt allem Reichtum des Tempels zu Grunde †††).

Sulla, der Glückliche, ließ es, nachdem er den Sieg gewonnen, sich angelegen sein, den Sitz der höchsten Götter prachtvoll wieder aufzurichten \*). Der Tempel des Olympischen Zeus in Athen wurde von ihm geplündert und

\*) Sueton. Octav. 94.

\*\*) Burton S. 106. mit Ryequius.

\*\*\*) Tacit. Histor. III, 72. — Im Jahre Rom's 670: Burton S. 104.

†) Burton (S. 106.) verweist auf Plutarch. de Is. et Osir.

††) Arserat fraude privata, sagt Tacitus l. c. — εἴτ' ἐξ ἐπιβου-  
λῆς, ὡς οἰοῦνται τινες, εἴτε ἀπὸ ταῦτομάτου, drückt sich we-  
niger entschieden Dionysios aus: Antiq. Rom. IV., 62. pag. 260.  
— Vgl. Appian. bell. civil. I. pag. 671.

†††) Dionys. l. c.: σὺν τοῖς ἄλλοις ἀναθήμασι τοῦ θεοῦ καὶ  
οὗτοι διεφθάρησαν ὑπὸ τοῦ πυρός. — Plin. hist. nat. XIII.,  
13, XXXIII., 1. Tacit. Annal. VI., 12. Histor. I., 2.

\*) Tacit. Histor. III., 73: Curam victor Sulla suscepit, neque  
tamen dedicavit.



mußte seine Marmorsäulen zum Schmuck des Capitolinischen Heiligthums abgeben \*); doch behielt dasselbe bekanntlich ganz die alte Einrichtung. Wie eifrig aber auch Sulla sich für den Bau mühen mochte, so kam er doch nicht dazu, ihn zu vollenden und einzuweihen: „dies allein ist es, was seinem Glücke versagt war \*\*).“

Q. Lutatius Catulus ließ das eiserne Dach vergolden \*\*\*) und vollzog die Weihe des Tempels †). Zwar machte Julius Cäsar, der selbst als Aedilis zur Verschönerung desselben beigetragen hatte ††), am ersten Tage seiner Prätur Einsprache dagegen, daß dem Catulus diese höchste Ehre widerfahren sollte; doch mußte er, da vornehme Sönnner für diesen in großer Zahl sich verwendeten, sein Unternehmen aufgeben †††), und Catulus' Name ward am Gebäude eingegraben.

Ein Beweis, daß der Tempel bald wieder großen Reichtum besaß, oder daß er durch den Brand nicht arm geworden war, findet sich bei Suetonius, wo derselbe Nachricht giebt, daß Julius Cäsar, als er zum ersten Mal Consul war, drei tausend Pfund Goldes daraus entwendete \*). Mit verschwenderischen Gaben überhäufte den Tempel Augustus: er soll, nach Suetonius, in der Zelle Jupiters sechzehn tausend

\*) Plin. hist. nat. XXXVI., 6.

\*\*) — hoc solum felicitati ejus negatum. Tacit. l. c.

\*\*\*) Plin. hist. nat. XXXIII., 3.

†) Tacit. l. c.: Lutatii Catuli nomen, inter tanta Caesarum opera, usque ad Vitellium mansit. — Liv. epit. XCVIII: Templum Jovis in Capitolio, quod incendio consumptum ac reffectum erat, a Q. Catulo dedicatum est. — Plin. hist. nat. XIX., 1. Sueton. Octav. 94.

††) Sueton. Jul. Caes. 10.

†††) Sueton. Jul. Caes. 15.

\*) Sueton. Jul. Caes. 54.



Pfund Goldes mit Perlen und Edelstein dargebracht haben \*) Demnach erklärt sich's gar wohl, wenn die Dichter jener Zeit in starken Ausdrücken vom Glanze des Capitolium's reden \*\*).

Der freie Platz in der Vertiefung zwischen den beiden Gipfeln des Hügels war damals so sehr mit Bildsäulen ausgezeichneter Männer überfüllt, die man nach und nach aufgestellt hatte, daß Augustus, weil der Raum zu sehr verengt wurde, sie auf's Marsfeld bringen ließ \*\*\*). Von den Schätzen, die der Tempel damals besaß, führt Plinius einige namentlich an †): hauptsächlich rühmt er einige Geschirre von der Hand eines berühmten Silberarbeiters mit Namen Mentor, die nachher mit dem Tempel untergingen ††). Auf dem freien Plage des Capitolium's standen auch, noch zu Plinius' Zeit, ein Paar Kolossalbildsäulen von ungeheuern Verhältnissen, darunter ein Jupiter von Erz, der so groß war, daß man ihn vom Tempel des Jupiter Patialis auf dem Albaner Berge sehen konnte †††).

Im Bürgerkriege zwischen Vespasianus und Vitellius wurde das Capitolium vom Heere des Letzten belagert und gestürmt. Im Kampfe wurde Feuer angelegt: ob Freund, ob Feind es that, ist ungewiß. Offen hatte man den Tem-

---

\*) Sueton. Octav. 30.: Aedes sacras, vetustate collapsas, aut incendio absumtas, refecit: easque et caeteras opulentissimis donis adornavit: ut qui in cellam Capitolini Jovis sedecim millia pondo auri, gemmasque, ac margaritas — contulerit. Vgl. die Erklärer und Scaliger ad Manil. Astron. V., 509.

\*\*) Horat. carm. III., 3, 43. Ovid. Fast. VI., 73.

\*\*\*) Sueton. Caligul. 34.

†) Plin. hist. nat. XXXIV., 7.

††) Plin. hist. nat. VII., 38. XXXIII., 12. Ueber Mentor vgl. auch Plin. XXXIII., 11. Martial. III., 41, 1.

†††) Plin. hist. nat. XXXIV., 7. Liv. XXI., 63.



pel angezündet: die Scheu der Götter hatte die entheiligten Gemüther verlassen \*).

So brannte der Sitz Jupiter's zum andern Male gänzlich nieder, aber durch eigne Verschuldung des Volks. Darum erhoben sich bald dunkle Stimmen, daß des Reiches Ende nahe; gedauert habe es, so lange heilig Jupiter's Burg gestanden; in der verhängnißvollen Flamme verkünde sich der Born der Himmlischen; und die Druiden sangen im Norden der Alpen, daß ihren Völkern die Herrschaft des Erbkreises vorbestimmt werde \*\*).

Vespasianus, der das Feld behauptete, beschleunigte die Herstellung des Tempels aus allen Kräften. Die Arbeit wurde mit großer Festlichkeit begonnen \*\*\*); damit sie recht rüstig gefördert würde, legte Vespasianus selber mit Hand an †); ein Ritter von berühmtem Namen, L. Vestinus, leitete sie. Den Schutt der Brandstätte führte man in die Sümpfe; an der früheren Gestalt des Tempels wurde aber auch diesmal, auf ausdrückliches Verlangen der Priester, nichts geändert: die alten Grundlagen wurden streng beibehalten, nur

\*) Tacit. Hist. III., 71. sqq. — Es geschah im Jahre 69 nach Christus. — Sueton. Vitell. 15.

\*\*) Tacit. Hist. IV., 54: Sed nihil aeque, quam incendium Capitolii, ut finem imperio adesse crederent, impulerat. »Capitulum olim a Gallis Urbem; sed integra Jovis sede, mansisse imperium. Fatali nunc igne, signum caelestis irae datum, et possessionem rerum humanarum Transalpinis gentibus portendi,« superstitione vana Druidae canebant. — Cf. Claudian. bell. Getic. v. 100 sqq.

\*\*\*) Tacit. Histor. IV., 55. Cf. IV., 4, 9.

†) Sueton. Vespasian. 8: Ipse restitutionem Capitolii aggressus, rudibus purgandis manus primus admovit, ac suo collo quaedam extulit.



der Höhe des Gebäudes legte man etwas zu, — das allein gestatteten die Götter: der Glaube war, das frühere Heiligtum des Staats habe denn doch, bei allem Glanze, nicht hinreichend Raum gehabt für die Menschenmasse desselben \*).

Nicht lange, so brannte das Capitolium abermals \*\*), es war unter Titus, bald nach dem Tode des Vespasianus. Diesmal stellte Domitianus den Tempel her und weihte ihn ein: nach Plutarchos hat er über zwölf tausend Talente auf die Vergoldung verwendet. Die Säulen wurden in Athen aus Pentelischem Marmor gehauen und hatten, wie Plutarchos versichert, der sie dort gesehen, die schönsten Verhältnisse; nachher wurden sie aber in Rom nochmals überarbeitet und geglättet und dadurch verloren sie das Ebenmaaß und wurden zu dünne \*\*\*).

Trajanus ließ zuerst die Bildsäulen der drei Capitolinischen Götter ganz aus Gold verfertigen oder auch nur ganz vergolden, weshalb ihn ein Epigramm des Martialis erhebt:

Scriptus es aeterno nunc primum, Jupiter, auro,

Et soror et summi filia tota patris — †).

(XI., 5, 3 sq.)

---

\*) Tacit. Histor. IV., 53: — *haruspices monuere, »ut reliquiae prioris delubri in paludes aveherentur: templum iisdem vestigiis sisteretur: nolle deos mutari veterem formam.«* — *Altitudo aedibus adjecta. Id solum religio adnuere: et prioris templi magnificentiae defuisse creditum, quo tanta vis hominum retinenda erat.* — Dio Cass. LXVI., 9.

\*\*) Dio Cass. LXVI., 24.

\*\*\*) Plutarch. Publicol. cap. 13., wo die ganze Geschichte des Tempels in Kürze erzählt ist. Vgl. Winckelmann's Werke, Bd. 6. Abth. 1. S. 270. (Gesch. d. Kunst d. Alterth. Buch 11, Kap. 5., §. 18.) u. Bd. 8. S. 256. — Sueton. Domitian. 5. Wegen Ende der Regierung des Domitianus schlug einmal der Blitz in's Capitolium: Sueton. l. c. 15. (cf. 13).

†) Burton sagt S. 107.: »Nymphis inchoe hic sculptus



Auch nachmalige Herrscher schmückten noch zuweilen das Capitolum \*).

für scriptus lesen, weil er annimmt, die Statuen hätten aus massivem Gold bestanden. Allein scriptus auro kann nichts anders als »vergoldet« bedeuten und da Martin Polonus (1320) in seiner Beschreibung von Rom sagt, daß sich daselbst eine goldene Statue des Jupiter auf einem goldenen Thron befinde, so ist es wahrscheinlich, daß eine so große Masse nur aus einem geringeren und bloß vergoldeten Metall bestand. Ist es demnach wahr, daß St. Leo, der vom J. 440 — 461 Papst war, die Statue des St. Peter (jetzt noch in der St. Peterskirche) aus der bronzenen Statue des Jupiter Capitolinus verfertigen ließ, so ist diese Frage entschieden.« — S. 105. sagt Burton: »Claudianus spricht von eingelegten Thoren und von mehreren geflügelten Figuren, die wahrscheinlich Siegesgöttinnen waren, und auf der Spitze des Tempels standen.« Ich finde bei Claudianus keine Stelle, womit diese Angabe zu belegen wäre, wohl aber eine, durch welche Burton zu jenen Worten veranlaßt werden konnte. Es ist die folgende:

— juvat infra tecta Tonantis

Cernere, Tarpeja pendentes rupe Gigantes,

Caelatasque fores, mediisque volantia signa

Nubibus, et densum stipantibus aethera templis, sqq.

Claudian. de VI. Cons. Honor. v. 44 sqq.

Offenbar ist hier die Rede vom Tempel des Jupiter Tonans am untern Abhang des Capitolinischen Hügels. Burton's Irrthum hätte der Uebersetzer Steller billig berichtigt sein sollen. Man kann bemerken, daß Burton überhaupt ziemlich leichtsinnig verfährt und daß seinen Angaben, auch wo er sie mit Beweisstellen belegt, keineswegs überall unbedingt zu trauen ist.

\*) Nach Herodian. Histor. lib. IV. ließ Caracalla daselbst Bildnisse des Macedonischen Alexanders aufrichten.



Stilicho, der unter'm Namen des Honorius Rom beherrschte, scheint zuerst die Hand entwürdigend und zerstörend an den Tempel gelegt zu haben \*). Hierauf wurde derselbe, wie Prokopios aufgezeichnet hat, durch Genserich, den König der Vandalen, geplündert, der die Hälfte der vergoldeten Erzplatten vom Dache nahm \*\*). Honorius, der im Jahre 622 auf den päpstlichen Stuhl kam, soll, nach einer unverbürgten Nachricht \*\*\*), ebenfalls Erzplatten vom Capitolium zum Dach der Basilica S. Peter's benützt haben; vielleicht hatte der Gothenkönig Theodorich, der ein Beschützer der Kunst war, den Tempel zuvor wieder etwas hergestellt †). Das Beste, was von der Geschichte des Capitolinischen Heiligthums bekannt ist, verdanken wir einem Reisebericht, der aus dem siebenten oder achten Jahrhundert stammen soll, wornach der Tempel damals noch vorhanden gewesen ††).

---

\*) Zosim. hist. nov. Lib. V. Auch Cl. Rutilius Numatianus spielt darauf an, wenn er in seinem Gedichte Itinerarium sive de reditu suo, II., 41 sq. sagt:

Quo magis est facinus diri Stiliconis acerbum,  
Proditor arcani qui fuit imperii.

Cf. v. 52. 55 sqq.

\*\*) Procop. de bello Vandalic. I., 5. (Oper. Tom. I. pag. 189.)

\*\*\*)) Nach Platina; Anastasius ist dagegen. S. Burton S. 108. Fiorillo Bd. 1. S. 37.

†) Burton S. 108. Vgl. Fiorillo Bd. 1. S. 23. ff. Platner in der Besch. der Stadt Rom, Bd. 1. S. 237.

††) Winckelmann's Werke, Bd. 6. Abth. 2. S. 414:  
»Noch nach der Zeit des Hieronymus (Cf. Hieronym. contra Jovin. in fine Oper. Tom. 2. col. 384.) stand der erwähnte Tempel des Capitolinischen Jupiter. Denn Genserich, der Vandalen-König, beraubte im J. 455 diesen Tempel, und



Gegenwärtig ist von diesem wichtigsten Gebäude des alten Rom's auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; ja man weiß sogar den Platz nicht genau, wo es gestanden, so furchtbar gieng die gewaltige Hand der Zeit über diesen Hügel.

R. Fr. Scholler.

---

nahm die Hälfte der Platten von vergoldeter Bronze, welche ihm zur Decke dienten. Ja aus einem Itinerarium, das im 8ten oder gar im 9ten Jahrhundert geschrieben zu sein scheint, und eine kurze Beschreibung Rom's und seiner Umgebungen enthält, wird es wahrscheinlich (Mabillon Veter. analect. Tom. 4. pag. 506. sqq. Alberto Cassio corso delle acque ant. par. I. num. 28. §. 8. pag. 268.), daß der Tempel des Capitolinischen Jupiter noch um die Zeit der Abfassung genannter Schrift vorhanden war.« Worte d. Herausg. — Vgl. Fea's Abhandlung sulle rovine di Roma, in seiner (Winckelmann'schen) Storia delle Arti, T. III. p. 337. 356. — Jener merkwürdige Reisebericht wird im Urkundenbuche zur Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, 1c. 1c. neu abgedruckt werden: er ist unter dem Namen des Anonymus von Einsiedeln verzeichnet.

---



# Geschichte von Guiana.



Nach Ferdinand Denis, von Werner.

## Geographisches.

Guiana hat die Blicke der Europäer seit Langem auf sich gezogen; einige Jahre nach Amerika's Entdeckung besuchten sie häufig dieß schöne Land, um daselbst Schätze zu suchen. Durch Erfahrung belehrt, kamen sie von den Thorheiten kühner Abentheurer, deren Opfer Viele geworden, zurück, und wandten ihre Blicke auf den Landbau; allein sie nahmen nicht überall das nämliche Colonisations-System an, und es dauerte lange, bis das Land sich bevölkerte. Ein sumpfiger Boden, wie er sich in diesem ganzen Theile Südamerika's findet, mußte nothwendig die meisten Pflanzler, die sich dahin begaben, abschrecken. Nur die Holländer, an ein ziemlich ähnliches Erdreich gewöhnt, fanden hier ein neues Vaterland, und gewannen schnell genug eine hohe Stufe von Wohlhabenheit; wo sie glücklich waren, sanken die französischen Pflanzler in Elend, und wie die Niederlassungen der Letzten dem Mutterstaate zur Last waren, bereicherten die der Holländer den ihrigen.

Wie Brasilien \*), hat auch Guiana seine Naturgränzen: im Norden ist es vom Drenoko begränzt; im Süden endet es bei'm Amazonenstrom; seine Ostküsten bespült der Ocean, und im Westen liegt Neu-Grenada.

\*) s. Geschichte von Brasilien von Eduard Lebrecht.

Gotha, 1827. Hennings'sche Buchh. S. 2.

Neuere. I. Bd. 18. Stk.



Die Binnen-Schiffahrt Guiana's könnte die größten Vortheile gewähren. Seine meisten beträchtlicheren Flüsse münden in die beiden großen Ströme; allein bis jetzt sind die innern Gegenden wüßt, und die Flüsse, welche die von den Europäern angepflanzten Landschaften durchströmen, bieten nichts so Bedeutendes dar.

Guiana's Boden ist zum Anbau von fast allen nützlichen Pflanzengattungen geeignet, die man im übrigen Südamerika bemerkt; niemals aber hat man die Minen entdeckt, die von der Einbildung der ersten Reisenden als unerschöpflich angesehen wurden und die so Vielen von ihnen das Leben kosteten \*).

Der Beweis, daß der Boden des Landes vulkanisch sei, läge hier entfernt; doch ist es gewiß, daß die auf den Höhen ruhende Schicht Pflanzenerde sehr unerheblich ist, und daß alle Länder von dauerhafter Fruchtbarkeit nasses Erdreich haben, was freilich ihren Anbau sehr erschwert. Der leichte Boden, auf welchem Anfangs die schönsten Erndten gedeihen, wird schnell erschöpft; der schwerere bessert sich ohn' Unterlaß.

Doch wenden wir uns zu Guiana's alten Bewohnern.

Als die Ersten, welche diese Gegenden erkundeten, in dem Gebiete landeten, welches gegenwärtig das französische Guiana heißt, fanden sie es von verschiedenen Nationen besetzt, unter welchen die Galibis die mächtigste waren. Diese lebten fast über die ganze Küste verbreitet, und machten sich, wie die Tupinambas, allen andern Stämmen furchtbar. Es ist schwer zu sagen, daß sie dem Tupischen Stamm entsproßt waren, wie einige Geschichtschreiber glauben, die ihre Meinung mehr auf die Aehnlichkeit der Gewohnheiten als auf

---

\*)-Doch fand man ungemein reichhaltige Eisenminen, und das sind eben diejenigen, die einem Ackerbau treibenden Volk am besten zusagen.



die der Sprache gründen. Sicherer ist, daß die Galibis fast dieselben Gebräuche haben, die man bei den Tupinambas findet: wie diese färbten sie sich den Leib mit Rocu und Genipa; wie diese bedienten sie sich des Bogens, des Pfeils und des Butu \*); doch gab es auch in den ersten Lebensgebräuchen Unterschiede, die das Klima erzeugte. In einem feuchten Lande wie Guiana ward es hie und da unerläßlich, die Wohnungen höher zu legen, und man baute manche Hütten so, daß man ein erstes Geschloß auf eine Unterlage stellte. Diese Hütten, mochten sie nun so vervollkommenet sein oder denen der Tupinambas gleichen, führten den Namen Carabet \*\*).

Die Galibis trieben nicht mehr Ackerbau als, die andern Nationen in diesem Theile Südamerika's; ihre Hauptnahrung zogen sie aus Wäldern und Flüssen; beim Fischfang bedienten sie sich meistens des Berausch-Holzes, das den Fisch betäubt, ohne ihn zu verderben.

Wenden wir unser Augenmerk auf die gesellschaftlichen Einrichtungen, so finden wir hier ziemlich die nämlichen, die in Brasilien herrschten; allein oft haben sie hier einen Charakter von Wildheit, den man im Süden nicht bemerkt. Alle die den Andern gebieten wollten, sei es durch die Macht des Muthes, sei es durch die des Aberglaubens, die Häuptlinge und Piayen (Priester), mußten sich Proben unterwerfen, die den Menschen von Bildung entsezen. Die Priester besonders erkaufte ihre Gewalt durch Leiden, deren Erzählung unglaublich scheinen würde, wenn sie nicht durch die meisten alten Reisenden verbürgt wäre \*\*\*).

\*) Der Butu ist eine schneidende Keule, deren sich alle südamerikanischen Volksstämme bedienten.

\*\*) Man sehe Barrère.

\*\*\*) Man sehe besonders Diet.



Drei ganze Jahre lang mußte derjenige, der diese hohe Würde erstrebte, ein so strenges Fasten halten, daß er dadurch allmählig in die äußerste Schwäche gerieth. An dem zu neuen Proben festgesetzten Tage ward er mit Dornen gekrönt und den Bissen der Ameisen ausgesetzt; er wurde mit dicken Rauchwolken umgeben, die man durch Verbrennung grüner Pflanzen erzeugte; zuletzt mußte er eine ungeheure Kürbiß-Flasche voll Tabaksaft verschlingen, und wenn er diese letzte Qual zu ertragen vermochte, nahm man ihn unter die Pianen auf, und er empfing den heiligen Maraka, das Sinnbild der priesterlichen Macht \*).

Im Uebrigen waren diese Pianen, wenn sie auch mancher Vortheile genossen, die den andern Stammgliebern versagt waren, doch mehr als einer Entsagung unterworfen, und hatten die Pflicht, in Ehelosigkeit zu leben.

Diese Priester waren auch die Aerzte des Stamm's und brauchten ungefähr dieselben Heilmittel, wie die Tupinambas; sie behaupteten, mittelst Aussaugung des kranken Theils Wunderkuren zu wirken. Auch fand man bei ihnen Spuren einer Art von thierischem Magnetismus.

Die Galibis verzehrten Menschen; sie scheinen von den Nordamerikanern einen Theil ihrer Grausamkeit überkommen zu haben; sie begnügten sich nicht ihre Gefangenen zu tödten; der Tod ihrer Schlachtopfer war mit furchtbaren Martern begleitet.

---

\*) Der Maraka — ein heiliges Instrument, das noch heut zu Tag im Gebrauch ist — bestand aus einer mit Kieselsteinen oder getrockneten Samenkörnern gefüllten und mit einem hölzernen Griffe, womit die Wahrsager (Priester) das Ganze bewegten, versehenen Koloquinte. S. Geschichte von Brasilien, von Ed. Lebrecht, S. 12.



Unachtet dieses gräßlichen Gebrauchs, zeigte sich die Nation mehr als einmal theilnehmend gegen die Franzosen; allein, von dem Verlangen gestachelt, ihre Gewohnheiten, die allen wilden Völkern ein Abscheu sind, auszubreiten, rieben diese die Galibis großentheils auf. Ein Freund der Menschheit, de Malouet, der die Galibis in ihren Hütten besuchte und sie genau kannte, hielt es für unmöglich, daß dieselben schnell zur Bildung geführt werden könnten; seine Worte, von der besten Absicht, doch freilich von beschränkten Grundgedanken zeugend, sind die folgenden: „Wenn man,“ sagt er, „die Summe von Intelligenz und Combination, von Versuchen und Mühen erwägt, die ihnen nöthig waren, um in den Zustand von Geselligkeit zu gelangen, den sie erreicht haben, so kann man nicht zweifeln, daß sie diesen weiter vervollkommenet haben würden, wenn sie es nicht zweckmäßiger gefunden hätten, sich auf die wenigen Genüsse zu beschränken, die sie sich verschafft haben.“

Ein Reisender unserer Tage zeigt uns diese Wilden fast in denselben Verhältnissen, in welchen sie vormalig lebten. Sene Proben scheinen indessen bei vielen Stämmen aufgehört zu haben. Die Galibis liegen fast immer im Krieg mit den Caraïben, und der Gebrauch die Gefangenen aufzuheben, hat bei fast allen Nationen die schreckliche Gewohnheit, sie bei blutigen Festen zu opfern, in Abnahme gebracht. Von nun an sollte man diese Völker auf die Bahn zu leiten suchen, die sie zur Bildung führen muß. Man nöthige sie durch wahrhafte Vortheile Hirten zu werden, und bald werden die Landarbeiten die des Hirtenlebens ersetzen, wie das Hirtenleben das Jägerleben verdrängt haben wird. Stufenweise kommend, wird dann die Bildung diesen Völkern nicht mehr fremd erscheinen. Dieß Mittel ist zwar langsam, allein es



ist vielleicht das einzige, das ein sicheres Ergebnis bringen kann.

### Entdeckung von Guiana.

Guiana wurde (1498) zwei Jahre vor Brasilien entdeckt. Als Christoph Colombo sich in die Gewässer südlich von den Antillen gewendet hatte, erkannte er die Insel Trinità, und sah endlich das Festland, das die Eingebornen mit dem Namen *Peria* bezeichneten. Ein Ereigniß der Art mußte die Neugierde lebhaft aufregen. Vom folgenden Jahr an besuchten drei Seefahrer die Küste: Alfonso Ojéda, Juan de la Cosa, und Americo Vespucci thaten jedoch mehr ihrem Geschmaç für neue Unternehmungen Genüge, als sie gut zu beobachten wußten, und ihre gefahrvollen Reisen hatten auf ihre Zeitgenossen keinen großen Einfluß; denn es vergingen mehrere Monate, ohne daß man ernsthaft an die neuen Entdeckungen dachte; man begnügte sich einige Schiffe hinzusenden, die zur Colonisation nichts beitrugen. Die merkwürdigste Reise war die des Yanez Vincenz Pinçon, der den Amazonenstrom fand, aber das innere Land nicht erkundete.

Das Ergebnis der ersten wichtigen Ausrüstung mußte für die andern fürchten lassen. Diego de Ordaz, der eine nach Guiana bestimmte Flotte befehligte, litt an der Mündung des Drenoko Schaden (1531): später leisteten das Glück und sein Talent ihm bessere Dienste: es gelang ihm den schönen Strom hinaufzufahren; allein die Eingebornen hinderten ihn, hier eine Niederlassung anzulegen. In diesen Gegenden waren die Stämme zahlreich und darum furchtbar; die Nähe der Flüsse, der Ueberfluß an Wildpret und an Fischen, tausend Vortheile zusammen riefen sie auf, ein Gebiet zu vertheidigen, dessen Fruchtbarkeit die Europäer zu locken



anfang: überdieß mußte ihnen das Schicksal der Drafler eine Lehre sein.

„Der Gedanke eines ungemein reichen Goldlandes,“ sagt Alexander von Humboldt, „schloß sich seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts an den von einem großen Binnen-See an, der dem Drenoko, dem Rio Branco und dem Rio Essequibo zumal Gewässer verleihe. Ich glaube durch eine genauere Kenntniß der Dertlichkeiten, durch ein langes und mühsames Erforschen der spanischen Schriftsteller, die vom Dorado handeln, und überdieß durch Vergleichung vieler alten chronologisch geordneten Karten, die Quelle dieser Irrthümer entdeckt zu haben. Alle Fabeln haben irgend einen Grund in der Wirklichkeit; die vom Dorado gleicht jenen Sagen des Alterthums, die, von Land zu Lande wandernd, allmählig verschiedenen Dertlichkeiten angeeignet worden. Um die Wahrheit vom Irrthum zu sondern reicht es in den Wissenschaften meistens hin, die Geschichte der Meinungen darzulegen und ihrer Entwicklung zu folgen.“

Die lichtvolle Darstellung des gelehrten Reisenden kann hier nicht weiter mitgetheilt werden; er zeigt, wie häufig die Erdbeschreiber irrten, wo sie nach fehlerhaften Berichten die Gegenden des See's Parima oder Parime beschrieben haben. Er erinnert an die alten Züge, die zur Untersuchung einer fabelhaften Erdstrecke unternommen wurden. Unter allen, deren er Meldung thut, unterscheidet man den des Diego de Ordoñez, den wir schon erwähnten; lang suchte dieser einen Smaragd-Berg, welchen die Sage schilderte, und zuletzt litt er Schiffsbruch. Er war nicht der Einzige, dem solche Abenteuer begegneten; der Erfolg derselben war noch trauriger, als man Anfangs hätte glauben sollen. Weit entfernt sich durch den unglücklichen Ausgang über den Nutzen ihrer



Nachforschungen belehren zu lassen, zeigten vielmehr die ersten Opfer jener Abenteuer nur um so größere Hitze in Verfolgung ihrer Pläne, und noch Andere ließen sich durch sie zur Theilnahme hinreißen.

Später (1533) ward Herrera gesendet, um die von seinem Vorgänger begonnenen Entdeckungen fortzusetzen, und er hatte ein noch traurigeres Geschick: er wurde durch einen vergifteten Pfeil getödtet. Nach seinem Hintritt nahm das Verlangen, jenes so sonderbar berühmte Land zu finden, nur noch zu.

Georg de Espira entdeckte was den Andern entgangen war (1535); man sagt, er habe in dieser Gegend einen der Sonne geweihten Tempel gefunden: aber die Eingebornen hinderten ihn, seinen Zug fortzusetzen. Luis de Vaca begegnete fast um dieselbe Zeit einem Indier, der ihm von einem mit Goldstaub bedeckten Fürsten erzählte, dessen Reich von nun an der Augenpunkt aller Abenteuerer wurde \*). Bald trug sich nun aber in diesen Einöden eine überraschende Begebenheit zu: drei Conquistadores, die von einander weit entlegenen Orten ausgegangen waren, trafen (1538) auf der Hochebene von Cundinamarca zusammen; kühn munterten sie sich gegenseitig auf, ihre Unternehmungen durchzuführen; allein diese waren ohne Erfolg, wie alle früheren.

Bald gewann die Fabel vom Eldorado im östlichen Theile Guiana's feste Gestalt, und es mehrten sich die Züge. Man dachte nicht bloß Gold zu finden. Man hatte damals, wie Humboldt sagt, über das neue Festland im Allgemeinen

---

\*) Mit Recht glaubt v. Humboldt, diese Fabel rühre daher, daß sich die Eingebornen — wie noch jetzt hier und da geschieht — den Körper, nachdem sie ihn mit Fett bestrichen, mit glänzenden Mica-Stückchen bedeckten.



dieselben Ansichten, die lange über Afrika unter uns herrschten: man meinte, mehr Bildung im Innern zu finden als auf den Küsten.

Diese Entdeckungszüge führten zu nichts und beglaubigten bloß lächerliche Hirngespinnste. Da diese Gegenden durch Völker vom Caraibischen Stamm bewohnt waren, die einen sehr lebhaften Tauschhandel mit entfernten Nationen unterhielten, so kann es nicht überraschen, daß man bei ihnen bedeutend viel Gold fand, und daß der leichteste Grund hinreichte, einem großen Irrthum Glauben zu verschaffen. Man vergaß, wie der angeführte berühmte Reisende sagt, daß das durch die Caraißen und andere Handelsvölker zugeführte Gold eben so wenig das Erzeugniß ihres Bodens war, als die Diamanten Brasiliens und Indiens das Erzeugniß der europäischen Länder sind, in welchen man sie am häufigsten sieht.

Ueber den Zug Berrio's der das beklagenswerthe Schicksal hatte, wollen wir hinwegsehen; eben so über die blutigen Einfälle einiger Abentheurer. Der kühne Muth verschiedener wilden Völker im Kampf mit der unersättlichen Gier der Europäer, die Thatkraft welche diese Letzten für die feilste Sache zeigten, die Grausamkeiten die sie begingen und hintwiederum bestrafte, all das bildet ein gehässiges Ganze, dessen Einzelheiten jedoch so unbedeutend sind, daß sie keinen Platz in der Geschichte finden können.

Der berühmte Zug Kaleigh's durch welchen die lächerlichen Irrthümer über Guiana noch mehr Bestand erhielten, konnte nicht bloß die Frucht einer ungerichteten Einbildung sein: die Anführer solcher Unternehmungen, Anfangs betrogen, wurden später kühne Betrüger, und die von ihnen Getäuschten rächten sich, indem sie wieder Andere hintergingen.

Müde zu sehen daß die Spanier die Einzigen waren, die



bis dahin die Bewunderung Europa's durch ihre erstaunlichen Reisen gefesselt hatten, vielleicht der Hoffnung lebend, daß ein glänzenderer Erfolg sein Unternehmen krönen werde, verließ Raleigh England. Die Erzählungen der Reisenden fachten seinen Ehrgeiz noch mehr an. Sobald der Goldburch den edleren Beweggrund verdrängt hatte, ward er ein Verbrecher; zuletzt plünderte er da, wohin er gekommen war, um Entdeckungen zu machen: was aber seine Schuld noch vergrößert, das sind die Schmeicheleien, mit welchen er Elisabeth entflammte, die Weissagungen, die er vorgab, um ihrer Ehrsucht zu fröhnen. Fragt man, wozu seine vier Reisen dienten, so wird man antworten können, daß gar kein Vortheil aus ihnen entsprang, daß lächerliche Meinungen durch sie für die Zukunft beglaubigt wurden, und daß man, um Gold zu finden, Menschen mordete \*).

Auf Raleigh folgte ein anderer Engländer, mit Namen Porenz Keymis (1596). Der hatte, wie man sagt, an den Fluß Dyapok die erdichtete Landschaft Manoa gesetzt, die er ziemlich lange, und immer umsonst, suchte. Die folgenden ähnlichen Züge sind zu geringfügig, um erwähnt zu werden. Wohl ließen sich noch einzelne Menschen durch Leichtgläubigkeit täuschen, doch nicht mehr ganze Schaaren. Indessen war' es ungerecht, in diesen Zügen gar nichts Gutes zu sehen: man gewann durch sie einige, wenn auch unvollkommene, doch immer, namentlich für jene Zeit, schätzbare Beiträge zur Erdkunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

\*) Es ist schrecklich, daß Amerika's Geschichte während einer langen Reihe von Jahren sich in diese wenigen Worte fassen läßt.





## L i t e r a t u r.

Die Gebirgsformationen der Erdrinde oder Versuch über die Struktur des bekannten Theils unseres Erdbörpers; von Alexander Brongniart, Ingenieur des königl. Bergwerk-Collegiums in Paris, Professor der Mineralogie im königl. Pflanzengarten, Mitglied der königl. Akademien der Wissenschaften in Paris, London u. u. Aus dem Französischen übersetzt von E. Th. Kleinschrod. Paris, Straßburg und Leipzig bei F. G. Levrault. 1830. VIII. und 432. S. 8.

Unsere Literatur wird es dem verdienstvollen Uebersetzer Dank wissen, daß er sie mit diesem Werke bereichert hat.

Die Wissenschaft, welche Brongniarts Tableau des terrains behandelt, steht zwar noch immer in ihrem Jugendalter, sie giebt aber um so deutlicher, je neuer sie ist, zu erkennen, was der denkende Geist auch in kurzer Zeit sich zu erarbeiten vermag, da sie schon einen großen Reichthum von Thatsachen entwickelt hat.

Einer der edelsten Triebe des menschlichen Geistes ist der, in die Werkstätte der Schöpfung zu schauen. Er findet nirgends einen bessern Weg zu seiner vollen Befriedigung, als in der geologischen Wissenschaft. Aber eben dieser Weg führt so steil in die Tiefen der Erde, daß nicht Jedem der Muth und die Kraft gegeben ist, festen Schrittes ihn zu betreten. Dagegen ist das Ziel desselben so anlockend, daß Viele, die sich diesem Reize überließen, der Geologie den Namen einer Nothwissenschaft zugezogen haben. Indessen haben in allen ci-



vilifirten Staaten viele der ausgezeichnetsten Talente den geologischen Studien ihre Kräfte geweiht, so daß niemand, der sich nur einigermaßen gründlich mit ihnen beschäftigen will, der Mühe sich überheben kann, französische, englische, deutsche zc. Werke und Zeitschriften dieses Inhaltes durchzuarbeiten. Unter den erstgenannten ist das vorliegende eines der ausgezeichnetsten unserer Zeit, wenn es gleich nicht hinreicht, uns mit dem Zustande dieser Wissenschaft in Frankreich vollständig bekannt zu machen.

A. Brongniart geht mit Nüchternheit und Gewandtheit an seinen Gegenstand und selbst wo ihn vorgefaßte Meinungen irre führen, sieht man ihn bemüht, die Thatsachen unentstellt und bestimmt zur Anschauung zu bringen.

Dies war um so nothwendiger, weil in dieser Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, vielleicht mehr als in irgend einer anderen, selbst darüber noch die größten Zweifel herrschen, ob diese oder jene Thatsache wirklich als Thatsache anzuerkennen sei. Sie wankt in ihren tiefsten Grundbegriffen so sehr, daß viele der wichtigsten Bestimmungen, z. B. der Name Urgebirgsarten, (Vgl. S. 14.), ihre ältere Bedeutung hie und da gänzlich verloren haben. Jeder Punkt in ihr fordert daher zu kräftigem Selbstdenken auf.

Um sich aus diesen und ähnlichen Schwierigkeiten zu helfen, schlug der Verfasser einen eigenthümlichen Weg ein.

Er gieng von der Ansicht aus, deren Wahrheit vorzüglich durch Cuvier und Buckland schon bewiesen wurde, daß man das jetzige Alter der Erde sehr bestimmt von einem früheren unterscheiden und die Gränze zwischen beiden in der Diluvialzeit suchen müsse, unter welcher man die letzte Revolution der Erdrinde zu verstehen hat. (S. 17.)

Indem er sonach vor allen diejenigen Formationen, welche



der gegenwärtigen oder postdiluvialischen Erdperiode angehören, von den ältern unterscheidet, deren Bildung der letzten Erdrevolution vorhergieng, nennt er jene die Formationen der Jupiter's-Periode, diese die der Saturnus-Periode. Die ersteren, als in welchen die Eintheilung in geschichtete und ungeschichtete Formationen nur einen geringen Grad von Wichtigkeit habe (S. 17.), theilt er in alluvische, lyrische und pyrogene, die letzteren in geschichtete oder neptunische und in massive oder typhonische Formationen. Die genauere Eintheilung des Ganzen zeigt eine Reihe von Terminologien, die zwar mit großem, doch nicht immer logisch sicherem und erfahrungstreuem Scharfsinn aufgestellt sind. Der Verfasser scheint dieses selbst gefühlt zu haben. Sein Werk enthält gleich im ersten Kapitel, in der allgemeinen Einleitung, einen Artikel über Terminologie, geologische Nomenclatur u. dgl. Diese Eigenthümlichkeit bot dem Uebersetzer große Schwierigkeiten dar, welche er glücklich zu überwinden wußte.

Wer sich mit irgend einer Wissenschaft gründlich beschäftigt, weiß die Schwierigkeiten und Vortheile einer durchgeführten, allseitig bestimmten Terminologie zu würdigen, wird sich aber nicht selten der Gefahr ausgesetzt sehen, in der Benennung gewisser Bestimmungen zu formell zu verfahren. Selbst Bergelius blieb nicht ganz frei von diesem Fehler in der Chemie, da, wo es auf Benennung sehr zusammengesetzter Körper ankam. Dadurch wurden die griechischen Ausdrücke der Technik oft so lang, als manche Wörter in den Comödien des Aristophanes. Dieser Fehler ist indeß in den Terminologien der Geognosie nicht so leicht zu besorgen. Dagegen droht hier ein größerer Mangel, der der Sicherheit, der inneren Deutlichkeit und Wahrheit der Ausdrücke. Bronnart suchte vorzüglich einfache, kurze Benennungen einzuführen.



führen und den Gebrauch hypothetischer Namen völlig zu vermeiden, er vermehrte aber eben dadurch die geologische Nomenclatur auf eine Weise, welche Vielen un bequem erscheinen wird, wenn sie gleich der anerkannten und empfindlichen Unordnung, welche bisher in diesem Gebiete herrschte, abhelfen sollte.

Man hat freilich leichte Mühe, wenn man sich genaue Bestimmungen erspart. Aber der Formalismus wird in der Entwicklung der Wissenschaften nicht dadurch überwunden, daß man ihn flieht, sondern dadurch daß man ihn durchführt. Wären alle großen geognostischen und geognostischen Thatfachen bekannt, so wäre es leicht, durch bezeichnende Benennungen alle geologischen Grundbestimmungen mit kurzen Worten anzugeben. Dem unterrichteten Leser würde dadurch viele Zeit erspart, indem eine Menge unvermeidlicher Erklärungen oder Wiederholungen hinwegfallen würde. Dann wären auch die Terminologieen des wissenschaftlichen Systems weit vielsagender als die Titel in unseren Staatssystemen. Von diesem Ziele sind wir aber noch fern. Diesmal hat ein Franzose, was sonst mehr den Deutschen eigen ist, viele neue Titel in seine Wissenschaft eingeführt, weil er bemüht war, dieselbe als ein Ganzes zu fassen und bestimmt darzustellen. Sein erfahrungsreicher Verstand hat ihn vor der Gefahr geschützt, über den Eintheilungen die Einheit, über dem Titel die Sache, über den allgemeinen Benennungen das Individuelle zu vergessen, wenn er gleich davon ausging, daß in der Geologie nur eine möglichst bedeutungslose Nomenclatur (S. 18.) von Dauer sein könne. Der Reichthum der Kenntnisse, den er entwickelt, beruht größentheils auf eigenen Anschauungen oder doch auf sicheren Quellen. Sein Werk ist mehr geognostisch, als geologisch, mehr



theoretisch, als systematisch“ (S. 2.). Doch wird man in demselben auch in geologischer Hinsicht tiefere Belehrungen und eine gründlichere Bekanntschaft mit den Leistungen deutscher Naturforscher finden, als z. B. in Ure's Neuem System der Geologie und in vielen andern Werken des Auslandes.

Der Verfasser wußte viele der neuesten, vorher noch nicht bekannt gemachten Entdeckungen gründlich zu benutzen, z. B. mehrere Untersuchungen Desnoyer's über die jüngsten tertiären Formationen (S. 94.), deren Wichtigkeit unseren Lesern aus den *Annales des sciences naturelles* Vol. XVI. S. 171 f., wie aus Leonhard's Zeitschrift f. Mineral. 1829. Nro. 11 u. 12., wo die Mittheilungen baraus leider zu früh abgebrochen sind, bekannt sein wird. Vergl. Marcell de Serres *Géognosie des terrains tertiaires*. Montpellier 1829.

Vorzüglich ist zu bedauern, daß der Verfasser die großen Leistungen Elie v. Beaumont's noch nicht genau würdigen konnte. Denn dieser Geologe ist für Frankreich etwa, was Keferstein für Deutschland. S. Elie v. Beaumont's *Recherches sur quelques-unes des révolutions de la surface du globe*. *Anal. des scienc. naturell.* Sept. 1829 bis Febr. 1830. Vergl. die Abhandlung sur l'ancienneté relative des différentes montagn. im *Annuaire du Bur. des Longit.* 1830. Keferstein in Berlin. *Jahrb. für wissenschaft. Kritik.* 1831. April. Nro. 70. (Vergl. *Morgenblatt* 1830. Nro. 76. u. Nro. 231 f.)

Wer diese Leistungen und M. Rozet's *cours élémentaire de Géognosie*. Paris und Straßb. bei Levrault 1830. mit Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde (übersetzt von Röggerath) und mit dem vorliegenden Werke Alexander Brongniart's durchgeht, kann sich im Allgemeinen ein



vollständiges Bild von dem hohen Standpunkte entwerfen, welchen die Geologie gegenwärtig auch in Frankreich behauptet.

Nöggerath hat im zweiten Bande seiner Uebersetzung des angeführten Werkes von Cuvier aus Brongniart's Arbeit eine der interessantesten Stellen aufgenommen, deren Uebersetzung man leicht mit der gegenwärtigen vergleichen kann.

Eine Kritik über die Werke von Brongniart, Boué, Cuvier u. s. w. findet sich im „Hermes.“ Bd. 35. St. 1. Leipz. bei Brockh. 1831.

Da uns der bestimmte Raum abhält, die Verdienste und Schattenseiten des anzuzeigenden Buchs genauer anzugeben, so müssen wir diese Anzeige mit einer kurzen Uebersicht der Grundzüge des Ganzen und der Erklärung einzelner von Brongniart neugewählter Ausdrücke beschließen.

Der Verfasser bezieht sich vielseitig auf Boué's synoptische Darstellung der Gebirgsformationen, ohne jedoch die geschichteten und die massigen Gebirge neben einander aufzustellen. Letzteres hat selbst v. Humboldt in seinem geognostischen Versuch vermieden. Wird einst die Naturforschung so weit gediehen sein, diese Zusammenstellung, wie sie in der Natur selbst gegeben ist, treu und sicher durchzuführen, so wird der großartige Weg, welchen Boué eingeschlagen, die Bildungsperioden dieser verschiedenen Formationen einander zu nähern, ohne Zweifel der beste, der deutlichste sein. Brongniart theilt die Betrachtung der Formationen seiner Saturnusperiode in zwei Hauptabschnitte, ohne darauf zu verzichten, den massigen Gebirgsarten eine Stelle in der Reihe der neptunischen anzuweisen, wo ihm diese Stelle hinreichend bestimmt schien, oder wo nur vernünftige Vermuthungsgründe dazu vorlagen.



In der Classification und Benennung der Gebirgsformationen führte er im Ganzen seine früheren Grundsätze durch, die er 1827 in der *Classification et caractères minéralogiques des roches homogènes et hétérogènes* zu Paris bekannt machte, nachdem er schon 1813 in seinen geognostischen Vorlesungen und 1814 in seinem *mémoire* über das Cotentin darauf vorbereitet hatte. Seine Ansichten über die geologische Nomenclatur stimmen mit denen des v'Dmalius v'Halloy vorzüglich darin überein, daß sie die geologischen von den oryktognostischen Namen völlig geschieden wissen wollen, um die Gruppen oder Formationen nicht mit den einzelnen Felsarten zu verwechseln (S. 19 ff.). Brongniart steigt von den jüngsten Formationen zu den ältesten auf (S. 17.), weil jene die bekanntesten sind.

Die erste Classe der Formationen sind ihm die Alluvial-Formationen, gebildet durch Zusammenführung und mechanischen Absatz.

Die zweite — sind die lysischen Formationen, welche auf chemischem Wege aus einer Auflösung gebildet sind.

Die dritte — sind die pyrogenen Formationen. Diese sind entweder pyrogenisch-vulcanische, d. h. durch das Feuer aktiver Vulkane gebildete, oder pyrogenisch-phlogosische, d. h. durch Entzündung ohne Aufstreibung gebildete (sog. pseudovulkanische),

endlich pyrogenisch-atmosphärische. Dieß sind die Meteorsteine.

Mit der vierten Classe beginnen die Formationen der Saturnusperiode. N. Brongniart findet die erste Classe derselben (unter den geschichteten oder neptunischen Formationen) im Diluvium. Dieß ist der synonyme Ausdruck für seine Elysische Formationen dieser Periode, welche durch Zusammenführung oder Anschwemmung gebildet sind.



Die fünfte Classe sind die *yzemischen Formationen* (sog. Flözgebirge), vorzüglich durch mechanischen Absatz gebildet.

In dieser Classe nennt er die obern, oder tertiären Formationen *yzemisch-thalassische* d. h. aus dem Meere (?) entstandene.

Die mittlern Flözformationen nennt er *yzemisch-pelagische*, die aus dem hohen Meere entstanden seien.

Die untern Flözformationen nennt er *yzemisch-abyssische*, weil sie aus dem alten Meer entstanden seien.

Die sechste Classe sind seine *hemilytischen Formationen*. Dieß sind Uebergangsformationen von dichter Textur, theils durch mechanischen Absatz, theils auf chemischem Wege gebildet.

Die *agalysischen Formationen* bilden seine siebente Classe. Es sind sog. Primordialformationen, die aus chemischer Auflösung und Krystallisation entstanden sind.

Diese Formationen sind ihm entweder *agalysisch epizoische*, d. h. krystallisirte Uebergangsformationen, die über Formationen liegen, welche organische Ueberreste enthalten — oder *agalysisch hypozoische*, Urformationen, die unter allen Formationen mit organischen Resten liegen.

Darauf geht er zur Betrachtung der massiven oder *typhonischen Formationen* der Saturnusperiode über, die er mit seiner achten Classe beginnt, mit den *plutonischen Formationen*, die aus dem Innern der Erde mit Spuren von Schmelzung hervorgegangen sind.

Sie sind theils *plutonisch granitische*, theils *plutonisch ophiolithische*, theils *plutonisch entritische* (oder *Porphyrgelbe* u. dgl., die aus einer Grundmasse mit eingeschlossenen Krystallen bestehen), theils *plutonisch trachytische*.

Die neunte und letzte Classe nennt er *vulcanische Formationen*. Es sind die sog. alten vulcanischen Formationen, mit deutlichen Kennzeichen von Feuerflüssigkeit. Hieher rechnet er theils *vulcanische Trappformationen* (die eine teigartige Schmelzung verrathen), theils *vulcanische Lavformationen* (die eine flüssige Schmelzung zeigen.)



Die Unterabtheilungen der verschiedenen Formationen können hier unmöglich angeführt werden. Nur eine Bemerkung müssen wir in dieser Beziehung noch beifügen, weil sie zeigt, wie der Verfasser in seiner Nomenclatur in vielen Fällen zu Werke gieng und wie sehr er empfand, daß auf diesem Wege nicht aller Unordnung abgeholfen, vielmehr diese leicht vermehrt wird. Er schlägt nämlich (S. 21.) für diejenige unter den thalassischen Formationen, deren Hauptbestandtheile aus Kalk-, verschiedenen Mergeln und Sandstein bestehen, und welche Ceriten, Fusus, Lucinen, Tellinen u. s. w. einschließt, und welche über dem Gipse liegt u. s. w., die Benennung *terrain protéique* vor, weil er für die Formationen (*terrains*) Namen sucht, welche durchaus nicht auf Felsarten anwendbar sind. Doch enthielt er sich der vollständigen Einführung dieser und anderer Bezeichnungen, weil die ältern Namen entweder zu allgemein verbreitet, oder die Aenderung überhaupt zu unbedeutend wäre.

Das Werk schließt mit einer schätzbaren Uebersicht der fossilen organischen Körper nach den Classen, Ordnungen und Gruppen der Formationen, welchen sie angehören. (S. 367—429.)

Dem Ganzen ist ein alphabetisches Verzeichniß beigegeben. (S. 430—432.) Druck und Papier sind sehr lobenswerth. Chr. Kapp.

---

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock, Priester und Privatsekretär des hochwürd. Hrn. Bischofs von Sailer. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg 1829. Bei Friedrich Pustet. CXLVIII. u. 651 S. gr. 8.

Das theologisch-philosophische Wissen des Mittelalters, wie es nun als eine geschichtliche Thatsache vor uns liegt,



glebt sich mit überwiegender Bestimmtheit als ein Erzeugniß des begränzenden Verstandes zu erkennen, und so war auch das Gebiet, auf welchem es vorzugsweise seine Wirksamkeit äußerte, das des Verstandes. Die übrigen Kräfte oder organischen Glieder der Einen geistigen Kraft, durch welche der Mensch die Dinge auffaßt und begreift, wurden von ihm größtentheils nur mittelbar berührt, so das lebendig strebende Gefühl, so die ruhige Vernunft, die aller Dinge Sein und Wesen erkennt. Jenes Wissen war demnach in seiner Einseitigkeit jedenfalls ein sehr unfruchtbares, wie sehr auch seine Richtung auf die ächte Wissenschaftlichkeit, die sich fort und fort in der Weltentwicklung läutert, anerkannt werden muß: seine Unfruchtbarkeit hat sich in so hohem Grade fühlbar gemacht, daß der Name Scholasticismus, womit man seinen besondern Charakter bezeichnen wollte, allmählig der eigenthümliche Ausdruck für die wissenschaftliche Richtung auf trockne, sich im Einzelnen selbst auflösende Spitzfindigkeit geworden.

Den Scholastikern entgegen und nicht selten mit ihnen in Streit zusammentreffend, stand aber durch das ganze Mittelalter hindurch eine zweite Schaar, die in Verfolgung eines ganz andern Weges zur Erkenntniß Beruhigung suchte. Die Mystiker, denn das ist ihr Name, giengen, eben so einseitig wie die Scholastiker in ihrer Weise, bloß von ihrem Gefühl aus, und suchten, im Punkt des erkennenden Grundes weniger frei als jene, die sich denkend in abstrakten, dialektisch begränzten Formen zu bewegen liebten, mittelst eines fühlenden Schauens, also in Bildern denkend, die stets mehr oder weniger dem leiblichen Sinn entsprechen, das Wahre sich eigen zu machen und dem Göttlichen zu nahen. Auf diese Weise war es denn das Augenmerk der Mystiker, den höheren leiblichen Sinn, der gewissermaßen als ihr Denkorgan anzusehen ist, wie der Scholastiker die Kraft des abstrahirenden Denkens, auszubilden, zu veredeln, zu läutern, das Unreinere daran auszuscheiden und sich dessen zu entäußern: niemals verloren daher die Mystiker das praktische,



ästhetische Ziel aus den Augen, während die Scholastiker wohl — einseitig — darüber hinwegsehen konnten.

So bitter hie und da die Vertreter beider Richtungen einander bekämpften, — man denke nur an den Streit des h. Bernhard von Clairvaux mit Abälard, — so liefen denn doch auch beide Bahnen in manchen Individuen zusammen, und so ist z. B. der Mystiker Bonaventura auch Scholastiker gewesen, und so hat der Scholastiker Thomas von Aquino seine Lehre auf andächtiges Schauen gegründet.

Den mächtigsten Einfluß hatte die Mystik durch das ganze Mittelalter auf das Mönchsleben, wie sie denn auch durch dieses wieder gefördert und in Aufnahme gebracht wurde. Die ergiebigste Quelle der Erkenntniß floß aber den Mystikern in den angeblichen Schriften des Dionysius Areopagita, die seit dem sechsten Jahrhundert bekannt geworden, und sich seit dem neunten im Abendland in lateinischer Uebersetzung ungemein verbreiteten. Was diese Schriften vortragen blieb die Grundlage der mystischen Lehre.

Wenn die Ordensstifter S. Benedict, S. Dominicus u. c., auch Bernhard von Clairvaux, mehr durch ihr Leben für die mystische Richtung wirkten, so thaten Andere mehr dafür durch Rede und Schrift: so Hugo und Richard von S. Victor, Bonaventura, Angela von Foligni († 1309), Johannes Tauler († 1361), Johannes Reysbroeck, (Rusbrochius, Prior der Canonici regulares zu Grünthal bei Brüssel 1390), Gerson, Thomas a Kempis (geb. 1380, gest. 1471), der ungenannte Verfasser der von Luther herausgegebenen „deutschen Theologie“, später Jakob Böhme, u. s. w.

Unter diese mystischen Schriftsteller gehört auch Heinrich Suso (Seuß, Süß), der nach Heinrich Murer (Helvetia Sancta, S. 315.), um's Jahr 1300 „aus den damals in Konstanz und Ueberlingen blühenden alten, ehrbaren und vornehmen Geschlechtern derer vom Berg oder Berger und Säussen geboren, in Konstanz erzogen und



trefflich unterrichtet worden“ und daselbst in den Dominikaner-Orden getreten ist. Zu Ulm, wo er lang lebte, ist er am 25. Januar 1365 gestorben. Die äußerst dürftigen Nachrichten über sein äußeres Leben hat der Herausgeber der anzuzeigenden Sammlung seiner Schriften in einem „Vorbericht“ zusammengestellt, in welchem auch über die kritische Anlage dieser Sammlung Rechenschaft gegeben worden.

Die hier aufs neue bekannt gemachten Schriften sind folgende:

Das Leben Heinrich Suso's, von ihm selbst erzählt. S. 1 — 236.

Heinrich Suso's Büchlein von der ewigen Weisheit. S. 237 — 496.

Heinrich Suso's Büchlein von den neun Hellen. S. 497 — 590.

Heinrich Suso's Predigten. Fünf an der Zahl. S. 591 — 643.

Wie weit diese Werke Gedanken vortragen, die allen Mystikern gemein sind, wie weit Suso's Geist sich in ihnen eigenthümlich zeige, mag andern Ortes verhandelt werden. Auch hat sich darüber schon Görres in der „Einleitung“ verbreitet. Eine ungewöhnliche, manchmal überraschende Lebendigkeit tritt uns bei Suso allenthalben entgegen, und gewöhnlich spricht er so klar, wie es bei einem solchen Leben und Weben in Bild und Anschauung überhaupt möglich sein mag. Man erkenne seine Weise an einem Beispiele:

S. 578. drückt er sich über den Mittelpunkt des mystischen Schauens also aus: „Da sich der Mensch darein geließ und ergab, zuhand ward ihm die Pforte des Ursprungs aufgethan, und er sah in den Ursprung, in dem Maße, als ob es kaum ein Augenblick wäre. Da dies Gesicht ein Ende nahm, da fand er sich so voll Freude und Lichtes in allem seinem Grunde, daß er zumal von sich selber kam, und von der Zeit zumal nichts wußte. Da er wiederkam, da war die inwendige Freude und das Licht so übermächtig und unsäglich und überschwenklich groß, daß er erschrock in seiner Natur



und gedachte: Wo bist du gewesen? oder was Wunders ist dir geschehen, daß deine Seele und deine leibliche Natur so überfließend voll ganzer Freude ist? Und saß lange also und gedachte. Aber so er jemehr daran gedachte, so er je minder wußte was es war. Er gedachte, er wollte gern davon schreiben, als er geheißen war; da konnte er noch mochte das Allermindeste nicht reden noch schreiben, das er gesehen hatte in dem Ursprung. Er nahm sich an darnach, wie er es mit Bilden und Formen erkennen lernte; doch konnte er es nicht zuwege bringen; denn es war fern darüber. Darnach nahm er sich an, er wollte sich so lange darauf bedenken, daß er es mit den Sinnen und mit der Vernunft lernte; da war es zumal fern über alle Sinne. Da gedachte er, er wollte so oft und viel daran gedenken, daß er etwas davon erkennen lernte; jemehr er aber daran dachte, je minder er es erkannte, weil es über all sein Erkennen war, und über Alles, das er je verstand oder gehört hatte. Je mehr er das alles that, je minder und minder wußte er, was es war. Und er sprach: O Herzenslieb, mich wundert sehr, was du meinstest, da du sprachest, ich sollte sehen und sollte es schreiben, was man geworten möchte. Nun kann ich nicht ein Wort davon zubringen, noch mit meiner Vernunft dazukommen, noch weiß ich, noch kann ich verstehen, wo ich gewesen bin, oder was ich gehört habe; denn ich bin zumal voll reicher Freude, und weiß nicht, wie ich diese unsägliche Freude enthalten (fassen) möge, daß sie nicht übergehe und ungestümlich ausbreche.“

E. 579. lautet die Antwort darauf: „Wisse, du hast gesehen in den Ursprung. Davon laß dich nicht wundern, daß du es nicht gereden, noch verstehen, noch begreifen magst; denn wisse, wäre das möglich, daß ein Mensch aller Menschen Sinn und Vernunft hätte, die je auf Erbreich kamen, er möchte mit eigener Kraft nicht begreifen das allermindeste, das du gesehen hast. Darum nimm dich sein nicht an; denn es war über alle menschliche Vernunft und Verstandniß; und da du das sahst, da entfielen dir alle geschaffene Dinge,



und der Schöpfer ward dir zu einem Gemahl gegeben; und du bist gewesen in der würdigen Schule, da der heilige Geist Schulmeister ist. Und da deine Seele in die hohe Schule kam, da sah sie, daß die hohe Schule alle voll Briefe (Schriften) war, die voll wahren Lichtes und Unterschiedes waren; und da die Seele ansah, da ward sie so unsäglich froh und ward so eingriffig, und sprang vor Freuden aus ihr selber unter diese Briefe, und wand sich um und um, bis daß sie recht voll wahren Lichtes ward, und wahren Unterschied gewann.“

In der ausführlichen Einleitung spricht Görres zuerst über die Natur und die verschiedenen Grade des mystischen Lebens, dann entwirft er eine kurze Geschichte der Mystik, und zuletzt versucht er eine Charakteristik Suso's. Wissenschaftlichem Geist, der immer kritisch ist, sind wir in der ganzen Abhandlung nirgends begegnet; niemals untersucht der Verfasser, immer schildert er nur, wobei natürlich gläubige Leser vorausgesetzt werden: für die Wissenschaft ist also durch das Buch wenig gewonnen. Der Zweck des Verfassers dürfte folglich dahin gehen, theils die Genossen seiner Ueberzeugung in ihrem Glauben zu bestärken, theils seine Meinungen und Ansichten von den behandelten Gegenständen überhaupt zu empfehlen. Zu dieser Empfehlung dürfte denn auch der ungemein große Aufwand von Phantasie und sprachlicher Gewandtheit, der in dem Aufsatz ausgebreitet ist, nicht wenig wirksam sein. Sehen wir den Aufsatz als ein weit ausgeführtes Phantasiegemälde an, — doch ohne mit diesem Wort einen ästhetischen Grundgedanken zu verbinden, — so werden wir seine eigentliche Bedeutung gefaßt haben.

Görres' Ansichten, und namentlich die Art zu würdigen, wie er die auffallenden Erscheinungen des thierischen Magnetismus, insbesondere die an der Seherin von Prevorst beobachteten \*), für dieselben benützt, möchte weit abführen. Es sei uns darum gestattet, zu schließen.

Fröhlich.

\*) Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineintragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Theile, mit 8 lithograph. Tafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchh. 1829. gr. 8.



Die  
**R h e i n b a i e r n**  
geſchildert  
von  
einem Diplomaten.





Zu des Rheins gestreckten Hügeln,  
Hochgesegneten, gebrechen,  
Auen die den Fluß bespiegeln,  
Weingeschmückten Landesweiten,  
Wöget mit Gedenksflügeln  
Ihr den treuen Freund begleiten.

Götze, Kunst und Alterthum,  
Bd. I. Heft 2. 1817.



---

Seit der Juli-Revolution haben die deutschen Länder am Rhein, besonders die am oberen Theile dieses Flußes, mehr als jemals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Aufschwung der Gemüther für Freiheit und constitutionelle Staatsordnung, der, von Frankreich entzündet, sich von Land zu Lande mittheilte, konnte an einem ungemein rührigen, reizbaren Volke nicht spurlos vorübergehen. Die Meinung des Tags und deren Organe, die periodischen Blätter, äußerten sich energisch für eine regere Entwicklung des neuen Staatsprincips, von welchem man allgemein hoffte, daß es die geistigen und materiellen Kräfte der Völker aus alten Fesseln lösen, und durch Freiegebung der natürlichen Wege des Austausches und der Mittheilung, durch Anerkennung des öffentlichen Willens, dem eine allgemeiner verbreitete Bildung Würde verleihen mochte, ein frischeres, behaglicheres, glücklicheres Dasein herbeiführen werde. Die Landtage von Baden, Nassau, Hessen, zum Theil auch der von Baiern, wirkten in diesem Sinne und trugen dadurch das Ihrige bei, eine neue schöne Epoche des öffentlichen Lebens in Deutschland zu begründen.

Unter den Abgeordneten am bayerischen Landtage haben sich die aus der Rhein-Provinz fast alle als höchst volksthümlich denkende, mehrere als sehr charakterfeste, und einige als sehr kenntnißreiche Männer ausgezeichnet; eine Thatsache, Athenae. I. Bd. II. Heft.



welche die Aufmerksamkeit Deutschlands und Frankreichs, ja des europäischen Erdtheils auf jene Gegend hinzog. In der neuesten Zeit wurde dieses Interesse durch den Ton einiger dort erscheinenden Tageblätter, hauptsächlich aber durch den, wie es scheint besonders durch Bemühung des Abgeordneten Schüler in Zweibrücken gestifteten deutschen Pressverein, und durch mancherlei Gerüchte über jene Landschaft, die sich in Folge alles dessen verbreiteten, noch bedeutend gemehrt. Es dürftest darum die nachfolgenden Bemerkungen über die Einwohner Rheinbaierns, die der Verfasser mittheilt, um dem öffentlichen Urtheil über die dortigen Verhältnisse eine bestimmtere Grundlage zu geben, vielleicht Manchem, der mit theilnehmendem Auge den Gang der Staatsangelegenheiten verfolgt, nicht unangenehm seyn. Möchte das unbefangene Mitgetheilte allenthalben einer unbefangenen Würdigung begegnen!

---

Die Landschaft am Rhein, die jetzt einen Theil des baierischen Staatsgebiets ausmacht, gehört, was die natürlichen Verhältnisse des Bodens angeht, zu den gesegnetsten Theilen Deutschlands. Aus ihren Tiefen reicht da die Erde nicht allein die nützlichsten Metalle, sondern selbst edle Gesteine dar, und die fruchtbare Oberfläche des Bodens, bald zu Hügeln und Bergen emporsteigend, bald flach sich ausbreitend, bringt hier jedes edle Obst — wenn auch nicht Süßfrüchte — jede Getreideart, Kastanien, Wein und Del hervor, während sie dort ergiebige Wälder trägt. Aber auch schön ist das reiche Land. Wer die Schönheiten einer wilden Natur sehen will, besuche das Felsenthal von Dahn, wo man an die Parthien von Abersbach im Riesengebirg er-



innert wird. Wer auf den Anhöhen bei Neussadt an der Saar einen Umblid genommen, wo links der Melibocus bei Darmstadt, rechts die Hügel von Baden-Baden und die Berge des Schwarzwaldes die Aussicht begränzen, wird nie die Herrlichkeit des Rheinthals vergessen, in dessen weiter Fläche Worms, Mannheim, Heidelberg, Speier und unzählige Dörfer und Städte das staunende Auge erfreuen. Will man eine Landschaft, die den Zauber der Milde mit dem des finstern Ernstes vereine, so besteige man das Eschbacher Schloß unweit Landau, wo sich auf der einen Seite die unabsehbliche Ebene hinstreckt, an deren südlichem Rande der Straßburger Münsterthurm auftaucht, während auf der andern Seite der Blick über schattige Thäler und grüne Berge hinschweift, deren Häupter fast sämmtlich ungeheure, abentheuerlich gestaltete Klippen, oder bemoosete Burgruinen tragen. Es ist gewiß: Rheinbaiern gehört zu den schönsten Provinzen Deutschlands.

Und was für Bewohner ernährt diese glückliche Landschaft? In der Zeitschrift „Rheinbaiern“ von L. Hoffmann und Dr. Siebenpfeiffer, Bd. I. H. I. S. 31. (Zweibrücken, 1830) wird das Volk auf folgende Weise charakterisirt:

„Die Rheinbaiern sind an sich ein heiteres, ruhiges, arbeitames Völkchen, auf mäßigen Erwerb gestellt für Lebensnahrung und Nothdurft; politische Grillen finden in unsern Köpfen nicht Raum, politische und religiöse Spiegelfechtereien und Heucheleien edeln uns an; wir halten auf gesunden Menschenverstand und schlagen frisch um uns, wenn man uns auf die Füße tritt. — — — Die französische Revolution und Besiznahme traf uns herabgewürdigt und arm, sie löste die Fesseln unserer



Personen und unseres Eigenthums, führte uns durch die Irrgänge der verschiedenen Verfassungs- und Verwaltungssysteme, ließ uns fast ohne Unterricht, eine Zeit lang fast ohne Religion, aufwachsen, aber erzog uns dabei so praktisch, daß wir ohne alle Spitzfindigkeit dem Punkt jedesmal finden, wo uns wohl oder wehe geschieht.“

Um das Bild, das diese Worte von den Rheinbaiern in unsern Lesern erwecken möchten, zu vervollständigen, setzen wir auch das Urtheil eines ausgezeichneten Staatsmannes und geistvollen Kenners dieser Verhältnisse, des Vice-Präsidenten der rheinbairischen Regierung, Hrn. v. Seutter, her, welches derselbe in seiner Schrift »die Besteuerung der Völker« (Speier, 1828.) S. 106 ff. ausgesprochen hat:

„Ein Flächenraum von 103 □ Meilen, vor vierzehn Jahren einem großen Reiche abgebrochen, zu  $\frac{2}{5}$ tel mit unwohnbarem Berg und Wald durchwachsen, — nährt eine Bevölkerung von 510,000 Menschen; mehr als  $\frac{2}{3}$  derselben allein mit Feld-Production. Von dem ersten Frühlingsstrahl bis zu dem ersten Schein des Winters prangt dieses Land — ein Garten des Herrn — in tausend Farben und Formen zahmer Nahrungs- und zahmer Handels-Kräuter; auf mancher □ Meile — ohne alle Städte — die Arbeitsfrucht von 8000 bis 10000 Menschen. Und diese Bevölkerung hat — in 14 Jahren um 80,000 Menschen sich vermehrt. Und diese Bevölkerung — obgleich durch die Trennung von einem großen Reiche in ihrer Cultur mehr oder weniger gewendet, obgleich in den letzten 14 Jahren mehr als 20 Millionen Gulden ohne bedeutenden Rückfluß an den Mutterstaat abreichend — ist bis zu dieser Stunde — wie wohl namhaft geschwächt — dennoch



in seinem Vermögen noch kräftiger, in seinem Muth und Fleiß noch befeelter, für alle Verbesserung und Erhebung noch empfänglicher, als alle übrigen süddeutschen Staaten. — Und dieser Kreis bedarf, will, wünscht nach keiner Seite, in keiner Hinsicht eigene Mauthen; er bedarf, will, wünscht zu seinem Wieder-Erblihen und ungemessenen Fortgang seiner Kräfte nur freien, offenen Verkehr mit den süddeutschen Brüdern, und diesen selbst den freien, offenen Verkehr. — Und dieser Stand ist nicht das Werk von Mauthen, auch nicht die Frucht von Formen der Verfassung und Verwaltung; es ist der Geist der Gesamt-Gesetzgebung, ihr Begriff des Rechtes und Geldes, des Menschen und des Bürgers, der Sittlichkeit und Freiheit, der in dem Bürger lebt, das innerste Leben der Familie durchdringt, und jeder Bewegung nach Außen Verhältniß, Ordnung, Maas und Ziel bestimmt; diesem Geist und diesen — im Einzelnen mehr oder minder lauten — Begriffen sind jene edeln Früchte beizumessen. Und eben dieser Gesetzgebung großer Geist ist's, der sich die sicheren, bestimmten Formen der Verwaltung schafft, ihnen Verstandniß, Bedeutung, wahres Leben giebt. — Darum ist aber auch dem Rheinbaier Gesetz und Geld fast über alles andere werth und lieb: und eben darum müssen auch gerade hier der Staat und die Kirche die höchste Sorge tragen: daß nicht dem Bürger Gesetz und Geld zu dem Idol des Lebens werde. Beide müssen ihn mehr und' mehr belehren, überzeugen: daß die Gesetze und die Rechte — erwachsend im Begriff des Rechtes, Geldes und Gesetzes — nicht mehr nicht weniger als immer freiere Bahn und sichere



Richtung zu Gott und allem Guten seien; und daß das Geld, als Gold- und Silber-Münze, nichts Gutes an sich selbst, sondern nur sein rechtlich redlicher Erwerbs: durch Schaffen des Seltenden und Nützlichen, und nur sein redlicher rechtlicher Gebrauch: durch Aneignung des, was uns zum Schaffen des immer Bessern und Edlern befähigt, das wahre Gute, es selbst also nur allgemeinstes und besonderstes sicheres Mittel zu Uebung der Christen-Pflicht und Christen-Hülfe sei.“

Wie der rheinbairische Volkscharakter hier geschildert wird, so haben auch wir ihn in langen Beobachtungen gefunden. Ein reger frischer Sinn lebt in der Masse des Volks, der es vor dumpfen trüben Grübeleien zu bewahren pflegt, ihm zu feinen Zwecken gewöhnlich die einfachsten Mittel an die Hand giebt, und für Alles, was sein Interesse erweckt, eine lebhafteste Theilnahme erzeugt. Aber, was ein charakteristisches Merkmal fast aller derjenigen Völkerstämme ist, die in glücklich gemäßigten Klimaten leben: die Regsamkeit und Lebhaftigkeit, die häufig eine Mutter großer Thaten ist, wirkt nicht selten so gar gewaltig, daß die Entschlüsse einander übereilen und über dem zweiten die Ausführung des ersten vergessen wird. Beharrlichkeit in Durchführung gefaßter Entschlüsse — wo diese nicht aus der wesentlichsten Natur des Volks hervorgegangen sind — ist die Tugend der Rheinbairern fast eben so wenig als die der Franzosen, die ich indessen, um ihrer ganz besondern Beweglichkeit willen, im Rheinkreise selber irgendwo als „die Lustigen“ bezeichnen hörte. Damit man aber nicht sage, diese Behauptung sei aus der Luft gegriffen, so soll dieselbe wenigstens durch Eine Thatfache — es stünden uns viele zu Gebote — erhärtet werden. Vor einigen Jahren bildete sich im Rheinkreise ein umfassender



musikalischer Verein, an dessen Spitze Anfangs Hr. v. Nöldendorff in Zweibrücken, später Professor Milster in Speier stand, und der zum Zweck hatte, alljährlich einmal ein großes musikalisches Werk in irgend einem der bedeutenderen Städtchen des Landes aufzuführen. Anfangs gieng das ganz vortreflich und Jedermann freute sich des schönen, viel versprechenden Instituts: kleinere Vereine bildeten sich allenthalben in Dörfern und Städten, und an den ersten Aufführungen nahmen über zweihundert Individuen thätigen Antheil. Aber nur zu bald war der Enthusiasmus für die edle Sache veriraucht, das Interesse wandte sich auf andere Gegenstände und so löste sich nicht allein der Hauptverein auf, sondern auch die kleineren Verbindungen giengen eine nach der andern aus einander.

An dem Zerfallen dieses löblichen Instituts war übrigens nicht bloß der allzu bewegliche Sinn der Mitglieder Schuld; noch eine andere Eigenschaft, die den rheinbairischen Volkscharakter auszeichnet, war hier wirksam. Aber auf diesen Punkt werden wir später zurückkommen: vor der Hand müssen wir noch einmal den frischen gesunden Sinn des Volks betrachten, und zwar in so fern er, wie das erste der oben vorgelegten Urtheile sagt, nicht allein selbst äußerst praktisch gebildet, sondern auch ganz besonders auf das Praktische gerichtet ist.

Was das Letzte anlangt, so müssen wir die energische Thätigkeit dieses Volksverstandes wahrhaft bewundern. Das fruchtbare Land ist, namentlich in den Wein-Gegenden, mit musterhaftem Fleiße zu Nutzen gemacht. Die Menge und Mannichfaltigkeit der angebauten Produkte geben, wie die erzielte Güte derselben, Zeugniß von der zweckmäßigsten Weise der Anpflanzung. Aber Eins ist es, was bei näherem Hin-



blick auf jenen praktischen Sinn des Volks, oder vielmehr jenen Sinn des Volks für's Praktische, sehr unangenehm auffällt, und worauf auch Hr. v. Seutter eben so mild, als ernst und vortrefflich hindeutet: wir meinen die große Gier nach Geld, die dasselbe öfters nicht als das wirksamste Mittel zu guten Zwecken, sondern selber als Zweck betrachtet, und oft genug den nichtswürdigsten Wucher erzeugt, wovon ich mir Beispiele erzählen ließ, die den Menschen auf der äußersten Stufe der Entartung zeigen: Ja, mir ward versichert, an manchen Orten nenne man die armen, wiewohl redlichen Mitbürger gewöhnlich „Lumpen« und Menschen von so totaler Nichtswürdigkeit und sittlicher Versunkenheit erfahren nicht allein kein Zeichen öffentlicher Verachtung, sondern würden auch in Gesellschaften zugelassen, die sich für ehrenhaft hielten.

Wenn wir indessen gerne glauben wollen, daß solche Fälle nicht allzu häufig sind, so ist übrigens doch so viel gewiß, daß der Rheinbauer im Durchschnitt etwas stark am Materiellen klebt: das äußere Leben ist ihm das Meiste, für den innern geistigen Besitz scheint er, wo nicht weniger Sinn, doch weniger Anregung und Hingebung zu haben. Diese Thatsache wird aus dem einleuchtender werden, was wir unten über den dortigen Zustand der geistigen Angelegenheiten Bestimmteres mittheilen wollen. Aber auch dieses vorzugsweise auf den materiellen Vortheil gerichtete Leben wird durch die Lebhaftigkeit des kräftigen Volks verfeinert, und man begegnet nicht leicht der groben trügen Plumpheit, die uns an manchen andern deutschen Volksstämmen so unangenehm berührt.

Der kräftige frische Sinn der Rheinbauern äußert sich ganz besonders darin, daß Jeder sich über alles Vorkommende ein



Urtheil zutraut. Gesunden Menschenverstand, meinen sie, habe der Eine so gut wie der Andere, und die Meinung des Einen sei folglich auch so gut als die des Andern; dabei sagt aber dennoch ein Jeder sich selbst: „und dennoch versteh' ich die Sache noch ein bißchen besser als Du.“ Daß man sich, um über etwas zu urtheilen, erst damit gehörig bekannt gemacht haben müsse, daß nur dem ein Urtheil zusteh, der dieses gethan hat, davon scheinen viele kaum eine Ahnung zu haben. Aus dieser Ungebundenheit der Meinung geht denn auch der bemerkenswerthe Umstand hervor, daß in Fällen, wo unter Verschiedenen Einer an die Spitze treten soll, sich Jeder zum Herrschen berufen fühlt, oder wenigstens in dem ihm übertragenen Wirkungskreise sich auf eigene Auctorität zu setzen sucht. Dieser Umstand soll, wie wir oben schon andeuteten, die Auflösung des großen Rufft-Berein's hauptsächlich herbeigeführt haben.

So wenig nun diese Eigenthümlichkeit des rheinbairischen Volkscharakters an sich löblich genannt werden kann, so könnte sie dennoch, wenn sie mit einem starken Gegensatz in Konflikt gerieth, sehr bedeutsame Folgen haben. Die Geschichte lehrt, daß im Verlauf der Weltbegebenheiten ein besserer Zustand aus einem schlechteren selten unmittelbar hervorgehe; vielmehr erzeugen gewöhnlich widerstrebende Extreme eine glücklichere Mitte. Möchte die jetzige Tendenz aller Gemüther nach bürgerlicher Freiheit ein würdiges Ziel finden, ohne solche Extreme der bittersten Art durchlaufen zu haben!

Daß einem so kräftigen, in Meinung und Ansicht überall — wenn auch oft auf irrigen Wegen — auf Selbstständigkeit hinlaufenden Volkscharakter seiner Natur nach das Streben nach möglichst geringer Beschränkung im bürgerlichen Leben inne wohne, ist an sich klar. Das Streben nach bürgerlicher



Freiheit ist hier nicht durch momentane Anregung erzeugt, ist keine Frucht künstlicher Pflege. Es ist vielmehr geboren aus der eigenthümlichen Natur des Volks, erzogen durch eine, in der großen Zeit neuerer Umbildungen entstandene Gesetzgebung, und groß geworden durch den Anstoß der neuesten, sowohl vorwärts als rückwärts treibenden Ereignisse. Wenn also hier Stimmen laut werden, die für Erzielung eines freieren Bürgerthums in die Schranken treten, so sprechen sie gewiß nicht fremdartige Gedanken aus: sie sind die natürlichen Organe des allgemeinen Verlangens, das, wo es nicht künstlich erzeugt ist, niemals durch reagirende Maaßregeln bezähmt, sondern nur durch besonnene Ausbildung und Würdigung beschwichtigt werden kann. Daß, wie wir in den jüngsten Tagen erlebten, diese Organe hie und da ausarten, ist allerdings eine traurige Erscheinung; allein diese ist nicht dem gesunden Volks-Kern beizumessen, an welchem Schwindeleien, wo sie nicht durch unbedachte Einwirkungen gekräftigt werden, immer spurlos vorübergehen, sondern eben diesen Einwirkungen selbst, wenn sie nicht allein heilend in die schädlichen Auswüchse jener Organe, sondern in das gesunde Herz selber einschneiden, dessen Sprache dieselben führen.

Daß Schwindeleien und Spiegelfechtereien jeder Art und Abkunft am rheinbayerischen Volke spurlos vorübergehen, wird schon in dem ersten der oben vorgelegten Urtheile versichert, und wir selbst hatten uns durch mancherlei Erfahrungen hinlänglich berechtigt, dieses erwarten zu dürfen. Der klare Sinn eines kräftigen Volks wird eben so wenig durch phantastische Träumereien, als durch scheinheilige Vorspiegelungen geblendet. Dieser mäßere Menschenschlag ist zu ernst und zu besonnen, um sich zu leichtsinnigen Schritten hinreißen zu lassen; er ist zu scharfsichtig, um zu äbelsehen, daß er



unter den jetzigen Verhältnissen viel verlieren, wenig gewinnen könnte; der Sinn für Gesetzmäßigkeit und Ordnung ist in seiner Natur überhaupt so fest gewurzelt, daß nur ein gewaltsamer Streich diese heiligen Bande zerbrechen könnte. Aber freilich hält man hier auch so fest und eifersüchtig auf seinen gewonnenen Rechten, daß schon der Schein einer Antastung derselben die reizbaren Gemüther empört.

Die Lust an freier Meinungs-Außerung ist kaum irgendwo in Deutschland so groß als in dieser Provinz. Darum der allgemeine Enthusiasmus für die rechtliche und positive Begründung einer, jeder willkürlichen Aufsicht enthobenen, Presse. Ist auch Mancherlei, womit man sich nicht befreunden kann, nicht abzuwenden; doch tolerirt man es und wählt von zweien Uebeln das kleinere. Aber man will wenigstens darüber „diskutiren und räsonniren“, und die Lust ist nicht nothwendiger zum Athmen, als das zur Annehmlichkeit des Lebens.

Es ist deswegen durchaus nicht zu fürchten, daß die freie Meinungs-Außerung hier die Macht des Bestehenden und Hergebrachten untergrabe: gerade das Räsonniren macht vielmehr dem beschwerten Herzen leicht und eben dadurch werden anderartige ernstere Ausbrüche abgeleitet. Extreme Erzeugnisse der Presse finden schon darum hier wenig tieferen Eingang, weil Jedermann die Sache noch besser zu verstehen meint als der respektive Schriftsteller, und weil der Geist des Widerspruchs, der auf dem Gefühl eigener Auctorität beruht, auch die treffendste Ansicht nun einmal nicht unbekritelt passiren lassen kann.

Wie sehr das Verlangen nach Pressfreiheit in Rheinbaiern allgemein sei, wie sehr in dieser Angelegenheit Stadt und Land in gleichem Wunsche zusammentreffen, haben die neuesten Begebenheiten klar genug erwiesen. Selbst die Liebe



zum Geld ist nicht stärker als dieses Verlangen; doch ist dieses, wie es scheint, nicht in allen Theilen der Provinz in gleichem Grade der Fall: die westlichen scheinen zum Besten des Ganzen mehr als die östlichen geneigt zu Aufopferungen.

Da wir einmal von einem Unterschiede der Bewohner des bayerischen Rheinkreises sprechen, so sei es uns erlaubt, dabei noch etwas länger zu verweilen. Unsern Beobachtungen zufolge sind unter den Rheinbaiern hauptsächlich drei verschiedene Charaktere ausgeprägt: ein anderer ist nämlich der Charakter der „Gä“ (Gau-) Bewohner, oder derer, welche die Ebene zwischen dem Rhein und dem Gebirge d. h. den östlichen Theil der Landschaft einnehmen; ein anderer ist der Charakter derer, die längs dem östlichen Abhang des Gebirgs, d. h. im eigentlichen Wein-Lande, wohnen; und abermals ein anderer ist der Charakter derjenigen, die das Gebirge selbst und überhaupt den westlichen Theil des Landes — das sogenannte „Westrich“ (Westreich) inne haben. Die hier angegebenen Unterschiede sind nicht etwa bloß von uns bemerkt, sondern wir fanden sie in der Provinz selbst allenthalben anerkannt, und was wir hier zu ihrer näheren Charakterisirung noch angeben wollen, sind Züge, die wir nicht allein aus eigenen Erfahrungen schöpfen, sondern getreu dem Munde des Volkes nachsprechen.

Die Gau-Bewohner („Gä-Bauern“) werden, in Vergleich mit ihren westlichen Brüdern für etwas eigensüchtig, engherzig und grob gehalten. Als Engherzigkeit und Eigensucht wird es ihnen z. B. ausgelegt, daß, wenn sie in fruchtbaren Jahren auch noch so viel Geld einnehmen, sie dennoch nicht leicht mehr ausgeben, als das allernothwendigste Bedürfniß verlangt, dem sie durchaus nicht entgehen können. Daß sie unhöflicher sind als namentlich die Bewohner der



westlichen Gegenden, fiel uns am meisten auf, als wir zum erstenmal als Reisender durch das Land kamen. In dem sogenannten Westrich wird der unbekannte Fremdling allenthalben freundlich begrüßt, während man ihn in den östlichen Gegenden, ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, vorüberziehen läßt.

Der Westricher scheint durch eine thätige Gutmüthigkeit besonders ausgezeichnet. Er ist offen und hilfreich. Der Reichere schließt sich hier an den Armeren mehr an und so entsteht ein schönes Verhältniß der Nachbarlichkeit.

Was die Bewohner des Landstrichs betrifft, wo der Wein den Hauptnahrungszweig ausmacht, so scheinen sich hier die verschiedenen charakteristischen Elemente zu vereinigen. Was aber den Weinländer und Weintrinker hauptsächlich charakterisirt ist eine gewisse Raschheit und Feinheit der Auffassungskraft und eine energische Entschiedenheit des Benehmens. Die Lebhaftigkeit, die sich am ganzen rheinbaierischen Volke bemerken läßt, ist hier am auffallendsten, als wolle sich dessen nationale Eigenthümlichkeit hier gewissermaassen in concentrirter Gestalt zeigen.

Alle diese Unterschiede im Volke zeigen sich nicht allein in Sitten und Haltung, sondern auch sehr bestimmt in der Sprache. Doch lassen sich vielleicht nur zwei Dialekte sicherer unterscheiden, ein östlicher und ein westlicher; denn die Bewohner des Weingebirges sprechen — so viel wir wenigstens beobachtet zu haben glauben — mit geringen Abweichungen den Dialekt des Gau's.

Wir dürfen nicht vergessen, im Allgemeinen zu bemerken, daß die unterscheidenden Züge, welche wir hier nach bestem Wissen und Willen an den Bewohnern der verschiedenen Theile Rheinbaierns hervorgehoben haben, nur eben die hervorstechendsten sind, die, wie es in solchen Verhältnissen nicht



anders seyn kann, auf mancherlei Weise in einander übergehen. So trifft man natürlich auch unter den Bewohnern des Gau's viele Menschen von empfehlender Bildung. Das Alles würde sich von selbst verstehen, wenn wir es auch nicht ausdrücklich sagten.

So viel über den rheinbaierischen Volkscharakter im Allgemeinen. Ueber den jetzigen Zustand von Religion, Kunst und Wissenschaft in dieser Provinz wollen wir noch einiges Genauere folgen lassen.

#### 1. Religion.

Die Bevölkerung von Rheinbaiern ist aus Evangelischen und Katholischen gemischt, doch so, daß Jene bei weitem die Mehrzahl ausmachen. In den meisten Gemeinden leben die Anhänger beider Confessionen unter einander. Doch giebt es auch Ortschaften, die rein oder doch fast rein aus Katholiken oder Protestanten bestehen. Gemeinden der ersten Art finden sich hauptsächlich in den Distrikten, die ehemals dem Bischof von Speier unterworfen waren, wogegen die Protestanten in überwiegender Zahl da wohnen, wo früher das Haus Chur-Pfalz u. herrschte. Auch die Juden sind hie und da zahlreich. Diese sind hier durch die Napoleonische Gesetzgebung emancipirt, haben also alle Bürger-Pflichten und Rechte wie die Christen: die meisten leben vom Handel, doch sieht man sie auch schon zuweilen sich zu Feldarbeit und selbst zu Handwerken bequemen.

Die Katholiken und Protestanten leben mit einander im Ganzen in Frieden, und können es, da ihre Verhältnisse gegenseitig geordnet sind. Die natürliche Regsamkeit und Energie des Volks macht indessen, daß hier auch die religiösen Gegensätze ungemein stark hervortreten.



So findet man unter den Katholiken neben dem ängstlichsten bigottesten Formelglauben den grassesten Naturalismus. Der Letzte ist vielleicht noch häufiger unter den Protestanten zu finden.

Ueber die Geistlichen denkt man im Ganzen liberal und vernünftig. Wir glauben nicht, daß man Einem den Versuch eines anständigen Balls, eines Theaters, oder die Belustigung mit Jagd und Fischerei verdenke. Landwirthschaft sind ohnehin die Meisten gezwungen zu treiben; was sich indessen nicht durchaus mit dem Gelehrten-Verufe vertragen möchte, dem Geistliche doch nun einmal angehören. Uns wenigstens schien es immer, ein Mann, der sich die ganze Woche über mit seinen Aekern und Wiesen beschäftigt und gerade kein ungewöhnliches Talent besitz, könne unmöglich am Sonntag seiner Gemeinde genügen, in der sich doch immer Manche befinden, die auch nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Zu den Zeiten, in welchen man noch weniger Ansprüche auf vielseitige Bildung machte und in welchen überhaupt noch weniger Wissen unter dem Volke verbreitet war — vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren, mochte ein Prediger mit wenig Gelehrsamkeit leicht auskommen. Heute hat sich das geändert, und die Zeit verlangt auch hier, daß man mit ihr fortschreite. Die gesetzgebenden Behörden sollten darum, nach unserem Erachten, allenthalben die Gehalte der Geistlichen in Baarem auszumitteln suchen.

Da wir einmal von Religion sprechen, so nehmen wir Gelegenheit auch auf die Sittlichkeit des Volks einen Blick zu werfen. Auch hierin haben die geistigen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte laxere Begriffe verbreitet; wenigstens ward uns von glaubwürdigen Männern versichert, Beispiele verdorbener Sitten seien früher seltener gewesen. Indessen



ergeben sich in diesem Punkt, wenn man andere Provinzen in Vergleichung zieht, dennoch tröstlichere Resultate.

Wenn man, wie ein bekannter Gelehrter thun wollte, die Religiosität eines Volks nach der Zahl, Pracht und Größe der von ihm erbauten Kirchen beurtheilen könnte, so müßte man die Bewohner der Rheinlande wirklich für sehr religiös halten. Es giebt wohl in der Welt keinen Strom, der mehr und größere Kirchenbauten an seinen Ufern versammelte als der Rhein. Die Münster und Dome zu Basel, Freiburg, Straßburg, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz, Cöln bilden am Fluß hinunter eine Kette, einzig in ihrer Art. Doch würd' es uns eben so unzuläßlich scheinen, wenn man daraus auf den religiösen Sinn des rheinischen Volkes schließen wollte, als wenn man daraus, daß ein reicher Mann sich ein großes schönes Haus baut, auf den Kunstsinne des Mannes schließen wollte: konnte doch auch Liebe zur Bequemlichkeit, Verschwendung, Eitelkeit und mancher andere Beweggrund ihn zu dem Bau bestimmt haben.

Wir sind nichts weniger als geneigt behaupten zu wollen, daß die vielen prächtigen Münster am Rhein aus Eitelkeit erbaut worden wären; noch weniger können wir in ihrer Erbauung überhaupt eine Verschwendung finden. Die Bethätigung eines ganz besonders religiösen oder vielmehr kirchlichen Sinnes vermögen wir aber auch nicht darin zu entdecken. Wir haben sicherlich Grund anzunehmen, daß die Rheinländer im Mittelalter in religiösem Bezuge zu den andern Völkern ungenähert in demselben Verhältniß standen wie heute.

Die Länder an beiden Ufern des Rheins hatten im Mittelalter die Periode ihrer Blüthe. Welche Städte waren damals Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln, Aachen! Der Strom mit seinen Nebenflüssen vermittelte den lebhaftesten



Verkehr zwischen Nord und Süd, Ost und West. Dadurch gelangten diese Länder zu hoher Macht und ungewöhnlichem Reichthum. Gern und oft verweilten hier die Kaiser. Rheinische Namen finden sich auf allen Blättern der deutschen Geschichte des Mittelalters.

Im Gefolge dieser blühenden Wohlhabenheit sehen wir am Rhein diese ungeheuern Kirchenbauten. Aehnliche Erscheinungen finden wir bei allen Nationen und unter allen Zonen im Gefolge der Macht und des Reichthums. Daß sich hier so herrliche Monumente kirchlicher Art erhoben, darf uns um so weniger wundern, je früher sich in diesen Gegenden ein hierarchischer Einfluß festsetzte. Am Rhein und in der Nähe desselben breiteten sich die drei geistlichen Churfürstenthümer aus.

Wenn es uns, aber auch unmöglich war, an den Rheinländern, und insbesondere an den Rheinbaiern, eine ungewöhnliche Lust am religiösen, oder wenigstens am kirchlichen Leben zu entdecken, so geben wir dennoch gerne zu, daß sich ein tüchtiger Schatz gesunder Religiosität im Volke vorfinde. Träumereien und Grübeleien sind demselben auch in dieser Sphäre im Ganzen fremd, wenn gleich auch Erscheinungen solcher Art, hier wie überall, im Einzelnen vorkommen mögen. Was die Religiosität dieses Volkes im Allgemeinen charakteristisch auszeichnet, ist eine Tendenz aufs Verständige — Gemeinfaßliche. Jedermann wird geneigt sein, diese Beobachtung mit dem, was wir oben erwähnten, daß man sich in diesen Gegenden in Allem gern ein selbstständiges Urtheil zutraue, in Verbindung zu setzen.

So im Ganzen. Was wir vorhin sagten, daß auch religiöse Extreme in Rheinbaiern ungemein stark hervortreten, ist nicht minder wahr. Es ist nicht schwer, hier eben so bigot-



ten als lazen Grundsätzen zu begegnen. Bestimmungen solcher Art trifft man bei der Geistlichkeit und im Volk, nur, wie sich's erwarten läßt, in verschiedener Abstufung.

Doch dürfte sich ein lazes Benehmen unter den Gliedern des katholischen Clerus etwas selten finden. Daß das enge Band nicht locker werde, dafür ist hier, wie überall, Vorsorge getroffen. Es ist uns übrigens nicht bekannt geworden, wie oft und stark das Buß-Kerkerchen im Garten des bischöflichen Seminar's zu Speier sich bevölkere. —

Mehr Beispiele könnten wir von dem bigotten und hierarchischen Streben der katholischen Geistlichkeit mittheilen; allein da sich auf diesem Felde überall reichliche Früchte sammeln lassen, so begnügen wir uns, auf einige weltkundige Begebenheiten aufmerksam zu machen.

Vor wenigen Jahren trug sich's noch in Rheinbaiern zu, daß der Pfarrer eines katholischen Dorfs, einem, wenn wir nicht irren, erfrorenen Handwerksburschen von fremder Confession das Begräbniß auf seinem Kirchhof verweigerte. Ueber diese mit ihren skandalösen Details Schauder erregende Geschichte wurden damals in den rheinischen Journalen von verschiedenen Partheien Stimmen gewechselt.

Um den Capitular-Clerus zu Speier in dieser Rücksicht zu beurtheilen, brauchte man nur zu wissen, was derselbe gegen den ehrwürdigen, im Jahr 1826 verstorbenen Bischof de Chate lle gethan. Man lese die „deutsche Pariser Zeitung“ den „Katholiken“ u. aus jener Zeit nach, und man wird erstaunen. Nicht genug daß man den hochbejahrten Greis, der auf Verträglichkeit, Duldsamkeit und christliche Liebe gegen Alle drang, im Leben anfeindete: auch noch im Tode scheute man sich nicht, ihn zu verfolgen. Jenes Wort des Geistlichen, der ihm in der bischöflichen Kathedrale die Grab-



rede hielt, „er wolle seine Zunge nicht in Galla tauchen u. s. w.“ erregte damals in der ganzen civilisirten Welt einen Schrei des Entsetzens. Allein gegen einen „sorcier“ sollte ja der Zweck die Mittel heiligen!

Im Jahre 1824 hatte ein protestantischer Pfarrer mit seinem katholischen Collegen Streit wegen einer Taufe. Jener berief sich dabei auf einen Artikel der Landes-Constitution, worauf dieser erwiederte: ihn gehe die Constitution nichts an, er halte sich bloß an das Concordat.

Aber wozu diese Einzelheiten? Um über den Geist des katholischen Clerus in Rheinbaiern, namentlich in Speier, ins Reine zu kommen, möcht' es hinreichen, zu wissen, daß an dem letzten Orte „der Katholik“ erscheint.

Wenn man Alles das bedenkt, so wird man leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß die katholische Geistlichkeit in den Rheinlanden der Tendenz, die sie vor tausend Jahren verfolgte, noch heute anhängt. Mainz war die Metropole, von wo aus die römische Hierarchie ihr Reg über Deutschland ausbreitete; in Mainz wurden die falschen Decretalen gemacht, das Ansehen des Papstes zu befestigen. Und nun sehen wir am Rhein noch immer das Bemühen, sei's auch mit ohnmächtigem Arm, die Bewegungen der Zeit aufzuhalten.

Alein diese Erscheinungen sind nicht die herrschenden: sie sind nur krankhafte Auswüchse auf dem gesunden Stamm des Volks. Die frische Natur desselben stößt verdampfte Heilmittel, die längst ihre Kraft verloren, mit Widerwillen von sich. Es ist dabei nur zu bebauern, daß lebhaftere, regsame Menschen, die nicht vermöge ihrer Bildung den ganzen Stand der Dinge beurtheilen können, mit dem Abscheu gegen das Geistliche auch den gegen das Geistige zugleich fassen.

Es ist also nicht schwer zu erklären, wenn man in diesem



Lande hie und da einem geringen Interesse für kirchliche Angelegenheiten begegnet. Möge es die theure Sorge derer sein, deren Beruf es ist, solcher Theilnahmslosigkeit entgegen zu arbeiten, und durch Verbreitung wahrer Aufklärung den Einfluß extremer Theorien unschädlich zu machen.

Die Anhänger der reformirten und lutherischen Confession haben sich in Rheinbaiern schon vor vierzehn Jahren zu Einer Kirche vereinigt. Ein so schönes Ereigniß konnte nur gute Früchte bringen, und es hat dieselben nun wirklich schon gebracht. Gemeingeist, Verträglichkeit und überhaupt Anerkennung fremden Werthes mußte dadurch geweckt und genährt, alles Sektenwesen, alle engherzige Eigensucht in der Wurzel angegriffen werden. Ohne Zweifel hat diese Religionsvereinigung, die aus freisinnigen Ideen hervorgieng und solche wieder erzeugte, dazu beigetragen, die jetzige Stimmung der öffentlichen Meinung herbeizuführen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Bearbeiter der dogmatischen Grundlage dieser Religionsvereinigung mit praktischem Takt verfahren. Man wollte offenbar dasjenige besonders hervorheben, was für religiöse und sittliche Bildung am förderlichsten schien d. h. das Wesentliche des Christenthums. Was mehr der gelehrten Theologie anheimfällt, was eine nur minder fruchtbare Anwendung zuließ oder wohl gar die gemeine Fassungskraft auf Abwege verlocken konnte, trat billig in den Hintergrund. So wollen wir denn wünschen, daß das begonnene Werk religiöser Emancipation in Zukunft unaufgehalten vorwärts schreite.

Dabei sei noch eine Erinnerung erlaubt. Da der Bewohner des Rheinkreises nun einmal eine vorwiegende Neigung zum Gemein-Verständlichen hat, und die Ereignisse der Zeit überdies die Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf ma-



terielle, seltener auf geistige Angelegenheiten hinwenden, so könnte hier vielleicht der Materialismus auf religiösem Gebiete leicht festeren Fuß fassen. Wenn wir auch nicht fürchten wollen, daß ein zweiter Bahrdt („mit der eisernen Stirne“) — wie er einst in Dürtheim predigte — wieder zu Ansehen und Einfluß käme, so sei es doch die Aufgabe Aller, denen das zukommt, solchen Richtungen entgegenzuwirken.

Damit es aber auch an keinem religiösen Extrem in unserem glücklichen Lande fehle, so hat sich hie und da auch manches Häuflein »zahmer Brüder«, anderswo Pietisten genannt, zusammengefunden. Diese Feinen glauben, sich von den Kindern der bösen Welt nicht berühren lassen zu dürfen: darum schließen sie sich lieber in ihren dumpfen Stuben ein, wo sie sich groß und gut dünken und von Niemanden in der Beschauung ihres lieben Ichs stören lassen, als sie sich mit Allen im Tempel der allgemeinen Kirche versammeln, wo jedes Kleinliche Thun in der Unermeßlichkeit verschwindet.

Allein wozu mehr darüber? Es ist eine alte Wahrheit: von allen Arten des Hochmuths ist der geistliche der schlimmste.

## 2. K u n s t.

Unter dieser Rubrik haben wir wenig zu bemerken. Nirgends in Rheinbaiern haben wir unter den Bewohnern ein besonderes Interesse für die Künste wahrgenommen, weder für Malerei, Bildhauerei und Architektur, noch auch für die Dichtkunst. Nicht das Schöne, sondern das Praktisch-Nützliche, und besonders was materiellen Zwecken frommt, wird hier für das Wünschenswertheste gehalten. Das erzeugt denn freilich eine gewisse Trivialität im Denken und Trachten, allein diese scheint man nicht bloß der natürlichen Anlage des Volks, sondern wohl auch dem großen Mangel an Gelegen-





heit zur Ausbildung des Sinnes für das Schöne zuschreiben zu müssen. Die Künste gedeihen, wie die Geschichte zeigt, nur da wohl, wo ein ausgezeichnete Nationalwohlstand herrscht; die bayerische Rheinprovinz ist aber zwar nicht arm, jedoch auch nicht reich genug, um für sie ein ergiebiger Boden zu sein.

Wir haben uns in der Geschichte nach den Künstlern umgesehen, die das Land etwa hervorgebracht habe, allein die Ausbeute, die wir fanden, ist über alle Maassen dürftig. Seit Hans Holbein, der nach einigen Historiographen in Grünstadt geboren sein soll, ist hier kein namhafter Maler aufgestanden. Köster der jüngere, der Sohn des ehemaligen Landtagsabgeordneten Köster in Friedelsheim, ward uns als Restaurator alter Gemälde gerühmt. Von Schlesinger, der, wie man uns berichtete, gleichfalls in Grünstadt geboren ist, haben wir im Dom zu Speier eine Kopie nach dem berühmten Dresdener Gemälde von Raphael gesehen. Köster und Schlesinger müssen aber im Auslande mehr Unterstützung als in der Heimath gefunden haben, denn Beide befinden sich, so viel wir hörten, seit Langem in Berlin.

Einen guten Bildhauer, der hier geboren wäre, wissen wir den Lesern gar nicht zu nennen. Das Denkmal des Kaisers Adolph von Nassau im Dom zu Speier ist die Arbeit eines Strassburger Bildhauers. Vermuthlich fand sich also weder in den Landen des Herzogs von Nassau, der das Denkmal setzen ließ, noch in Rheinbaiern ein Künstler, der es verfertigen konnte, denn im entgegengesetzten Falle würde man mit der Bestellung wohl nicht nach Frankreich gegangen sein.

Von einem rheinbaterischen Architekten, der besonderes Verdienst hätte, haben wir ebenfalls nichts vernommen. Zwar ist seit anderthalb Decennien ziemlich viel gebaut worden, hauptsächlich an Schulhäusern, allein das sind doch nur lau-



ter vereinzelte kleine Unternehmungen: ein großes Ganze wurde nirgends bezweckt, wenn man nicht etwa das Centralgefängniß zu Kaiserslautern, oder die Rectification des Rheins dafür gelten lassen will, wo uns jedoch nicht genau bekannt ist, wie weit geborne Rheinbaiern an den Plänen mitarbeiteten. Dasselbe müssen wir in Bezug auf die Landauer Festungsbauten, auf die umfassenden Straßenbauten u. dgl. sagen. Ueberdies finden wir bei derartigen Bauwerken die Kunst schon wieder auf praktisch-nützlichem Grund und Boden.

Da sich nun, wenn man ein Paar alte schöne Kirchen abrechnet, so äußerst wenig Kunstgegenstände im Lande \*) finden, die Bevölkerung also von außen fast gar keine Anregung in dieser Beziehung hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn der Kunstsinn hier in etwas tiefem Schläfe liegt.

Auch die Poesie, die ihrer Natur nach auf Gebildete und minder Gebildete rascher einwirkt, als die andern Künste, scheint nichts destoweniger in Rheinbaiern keinen sehr bedeutenden Eingang gefunden zu haben. „Das sind lauter Sachen die nichts eintragen! Damit kann man keinen Heller gewinnen!“ würden sich — glauben wir — die Meisten vernehmen lassen, die hier auf politische Bildung Anspruch machen, wenn man ihre Meinung darüber hören wollte. Allerdings kann man, ohne besondere literarische Bildung, ein recht tüchtiger und ehrenwerther Mann sein, allein jene bleibt es immer, die Charakter und Sitten am meisten veredelt. Hierin dürften sich die Rheinbaiern ihre Nachbarn, die Franzosen, zum Muster nehmen, die sich für die Erzeugnisse in Kunst und Literatur, ohne jene kleinliche Rücksicht auf das was etwas einträgt, mit dem lebhaftesten Eifer interessieren.

---

\*) Die Kirche zu Matkammer enthält ein schönes Gemälde, wahrscheinlich von Albr. Dürer.      Anm. der Redact.



Wir wollen unsern Lesern die rheinbayerischen Dichter vorführen, die uns bekannt geworden sind. Von dem Subrektor der Studien-Anstalt in Landau Joh. Wilh. Müller ist ein Trauerspiel erschienen: *Chriemhild's Rache*. Heidelberg, b. Groos. 1822. Der bekannte Dr. Siebenpfeiffer hat vor einigen Jahren ein Gedicht in mehreren Gesängen: *Rudolph und Helmine oder Baden-Baden*, drucken lassen. Von dem Landtagsabgeordneten Confistorial-Rath Schulz in Speier sind geistliche Lieder vorhanden. Am meisten Beachtung dürfte der Gutsbesitzer Karl Geib in Lambsheim verdienen, von welchem eine Sammlung rheinischer Balladen und Romanzen, einige historische Arbeiten und manche einzelne Beiträge in Vl. Schreiber's *Cornelia* und in andern Almanachen und Zeitschriften erschienen sind.

Unter allen Künsten ist vielleicht die Musik den Rheinbairern noch die theuerste. Zwar hat die Landschaft keinen einzigen ausgezeichneten Componisten hervorgebracht, allein die Entstehung des musikalischen Vereins, von welchem oben die Rede war, giebt deutlich eine ausgebreitete Liebe für diese Kunst zu erkennen.

Die Rheingegenden sind von jeher und bis auf den heutigen Tag an Dichtern und Künstlern reich gewesen. Ohne viele Namen aufzuzählen, wollen wir nur der Sängerin Henriette Sonntag gedenken, die aus Mainz oder Coblenz stammen soll, und' vor Allen an Göthe, dessen Hingang die ganze Welt der Gebildeten betrauert, der in Frankfurt geboren worden, aber in der Vaterstadt — so lang er lebte — nicht die freundlichste Anerkennung gefunden. In Karlsruhe, Mainz und Frankfurt geschieht heute noch Manches zum Gedeihen der Kunst; allein das sind auch größere



**Städte.** Das kleinräthliche Rheinbairn kann sich mit solchen Dingen nicht befassen.

### 3. W i s s e n s c h a f t.

Wissenschaft und Kunst gehen gewöhnlich mit einander Hand in Hand, denn Beide wirken auf einander wechselseitig. Wo das Gedeihen der einen verkümmert ist, pflegt auch die andere keinen rechten Fortgang zu haben. Beide kommen nur da gut fort, wo keine kleinlichen Rücksichten sie beschränken.

Was indessen in einzelnen wissenschaftlichen Zweigen Gutes und Vortreffliches von Rheinbairern geleistet wird, wollen wir nachher spezifiziren.

Der Stand der allgemeinen Volksbildung ist in Rheinbairn sehr erfreulich: die trüben Vorurtheile älterer Zeit sind größtentheils verschwunden. Die jetzt blühende Generation verdankt ihre Bildung noch der französischen Zeit, die an allem Verjährten rüttelte und ein neues Leben in alle Verhältnisse brachte; das heranwachsende Geschlecht wird durch gute Volksschulen, an deren Herstellung in der letzten Zeit ungemein thätig gearbeitet wurde — wofür das Land immer dankbar bleiben wird — noch besser vorbereitet, in's Treiben der Welt eintreten.

Auch für gelehrte Bildungsanstalten ist wohl gesorgt: zwei sehr wohl bestellte Lyceen, zu Speier und Zweibrücken, bilden die Jugend bis zu den Universitätsjahren heran. Mehrere Progymnasien und lateinische Vorbereitungsschulen zu Frankenthal, Landau, Kaiserslautern, Grünstadt, Dürkheim, Neustadt, Germersheim u. s. w. arbeiten ihnen in die Hände. An diesen Anstalten trifft man allenthalben tüchtige Männer; nur selten wird man einen finden — was uns einmal begegnete — der den Quintilian nicht kannte.



In den sogenannten gebildeten Ständen, unter den Pfarrern, Aerzten, Beamten u. s. w., trifft man allerdings hier und da Individuen von vielseitiger Bildung; allein deren sind doch im Ganzen sehr wenige. Daß das eigentlich wissenschaftliche, ja überhaupt das literarische Interesse hier erst schwache Wurzeln geschlagen hat, folgt schon daraus, daß in der ganzen Provinz, und zwar erst seit der neuesten Zeit, eine einzige Buchhandlung (Ritter in Zweibrücken) existirt, die sich bedeutenderen Unternehmungen unterzieht. Die Editiones Bipontinae der griechischen und lateinischen Classiker sind ein schönes Denkmal der ehemals hier herrschenden literarischen Regsamkeit: sie würden aber schwerlich jetzt mehr zu Stande kommen.

Dem Leser wird eine Uebersicht der wissenschaftlichen Bestrebungen rheinbaierischer Männer erwünscht sein, weil er sich dadurch in den Stand gesetzt sieht, selbst zu vergleichen und zu combiniren und das allgemeine Urtheil, das wir eben ausgesprochen haben, zu prüfen. Wir wollen also eine solche Uebersicht zu geben versuchen. Sollten sich in derselben bedeutende Lücken finden, so werden die Rheinbairern dieselben schon ausfüllen und sich ihrer Landsleute annehmen. Uns aber wird es erfreulich sein, über interessante Dinge genauer unterrichtet zu werden.

Wir beginnen, wie billig, mit den Naturwissenschaften. Hier müssen wir denn vor Allen des Dr. Koch, jetzigen Professors in Erlangen, erwähnen, der seinen Landsleuten in Kaiserslautern, wo er so lange gelebt, unvergeßlich bleiben wird. Wir wollen es denselben nicht verargen, wenn sie auf ihn stolz sind, wie die Genfer auf ihren de Candolle oder Bonnet. Das umfassende Werk, das er mit Martens herausgibt, die neue Bearbeitung von Köhling's



Flora von Deutschland, hat ihm auch außer den deutschen Gränzen ehrende Beachtung erworben. Das kurze Verzeichniß der in der Pfalz wachsenden Pflanzen, das er in Verbindung mit Zig ausarbeitete, dürfen wir darum nicht unbemerkt lassen, weil es gerade für die rheinischen Botaniker ein angenehmes Geschenk ist.

Dr. Bischof in Heidelberg, der sich durch Herausgabe von Lehrbüchern gleichfalls um die Botanik bemüht, ist auch ein Rheinbairer; er ist in Dürkheim geboren.

Außer diesen vermögen wir uns im Gebiete der Naturwissenschaft und Medicin auf keinen Namen von literarischer Geltung zu besinnen, der einem Rheinbairern angehörte.

Wir wenden uns darum sogleich zur Mathematik und Astronomie. Diese Wissenschaften werden auf eine sehr würdige Weise durch den Professor Schwerd am Lyceum in Speier repräsentirt, von welchem ein geschätztes Lehrbuch der Arithmetik u. erschienen ist. Auch in Schubmacher's astronomischem Jahrbuch finden sich Beiträge von ihm.

Für die Alterthumswissenschaften scheinen die jetzigen Rheinbairern nichts weniger als eingenommen zu sein: wir wissen Niemanden anzuführen, der sein Interesse für dieselben durch irgend eine literarische Leistung bethätigt hätte. Professor Anselm Feuerbach in Speier hat sich durch einen kurzen Aufsatz, der auf das Ganze, dem er entnommen ist, sehr begierig macht: Fragment aus einem Werk über den Apoll von Belvedere, als einen geistvollen Archäologen gezeigt; allein dieser Gelehrte, der Sohn des berühmten Präsidenten in Ansbach, ist nicht am Rhein geboren.

Ein Institut dürfen wir hier nicht übersehen, das von der Regierung in den letzten Jahren ins Leben gerufen wurde: wir meinen die Antiquitäten-Sammlung, für welche im Dom-



Garten zu Speier eine kleine Halle erbaut wurde. Was sich von Resten der Vorzeit (hauptsächlich der römischen) im Rheinkreise findet, wird hier in ein kleines Museum vereinigt, das vielleicht für die alte Geschichte dieser Gegend interessante Quellen darbietet oder noch darbieten wird. Eine eigne Schrift über diese Sammlung ist unseres Wissens nicht vorhanden; möchte bald eine erscheinen! Bei Gelegenheit der Auffindung von Alterthümern pflegt das „Intelligenzblatt des Rheinkreises“ die betreffenden Berichte zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Da wir einmal auf dem Gebiete der Wissenschaften stehen, die hauptsächlich Gegenstand des gelehrten Unterrichts sind, so fügen wir sogleich Einiges über den Stand der pädagogischen Literatur überhaupt bei. Ueber die Methode des Elementar-Unterrichts in den Volksschulen hat schon vor etwa zehn Jahren Subrektor Balbier in Kaiserslautern ein Schriftchen bekannt gemacht. Von dem Subrektor der Studienanstalt in Grünstadt Dr. H. Ditmar ließt man zuweilen in der von Zimmermann redigirten „allgemeinen Schulzeitung“ pädagogische Beiträge. Von demselben sind außer seiner, zwar etwas tändelnden, doch empfehlenswerthen Kin-der-schrift: *Waizenkörner*, verschiedene Ehreßomathieen aus älteren und neueren deutschen Dichtern bekannt. Ein solches ehreßomathisches Buch, „Muster- und Uebungsblätter“ betitelt, hat auch Professor Schüle in Speier (aus Ansbach gebürtig) herausgegeben. Die „Robinsonaden“ von Fr. Butensön in Speier bieten eine treffliche Lektüre für die Jugend. Neuerdings hat sich der Subrektor Müller in Landau über Studienordnung u. dgl. Angelegenheiten, hauptsächlich in Bezug auf Baiern vernehmen lassen. Ein Aufsatz über das, was seit den letztvergangenen Lustern in Rhein-baiern für das Schulwesen geschehen ist, von dem Rektor



des Speierer Lyceums Hofrath Jäger, ist schon vor einigen Jahren als Programm erschienen.

In der letzten Zeit scheint die Lehrmethode des Franzosen Jacotot im Rheinkreise, wenn auch nicht besondern Eingang und Verbreitung, doch Beifall gefunden zu haben. Wir erinnern uns Bearbeitungen der Jacotot'schen Unterrichtsweise von einem Erzieher in Speier und einem in Zweibrücken angeündigt gelesen zu haben. Es ließ sich erwarten, daß diese neue, so fest auf praktischer Uebung fußende Lehrmethode in einem Lande, wo der Sinn für praktische Bewegung aller Köpfe Lust und Trost ist, ihre Verehrer finden würde. Gewiß wird man auch diese Art der Unterweisung bei der für das Geschäftsleben sich bestimmenden Jugend mit genügendem Erfolge anwenden. Die Erziehung zum Gelehrtenstande wird indessen schwerlich durch dieselbe besonders gefördert werden, da diese erst da eigentlich beginnt, wo die empirische Uebung schon vorhanden ist. Muß aber bei der gelehrten Erziehung die wissenschaftliche Begründung des nach Jacotot durch empirische Uebung erworbenen Wissens noch nachfolgen, so kann sie fürwahr auch eben so gut vorhergehen. Keiner von beiden Wegen der Unterweisung wird also im Allgemeinen dem andern vorzuziehen sein, sondern welchen von beiden man zu wählen habe, wird sich einzig nach der Individualität des Schülers bestimmen müssen.

Um jedoch nicht allzu lang bei diesem Gegenstande zu verweilen, gehen wir zur Theologie über. Was hier zunächst das biblische Sprachstudium angeht, so wissen wir Niemanden zu nennen, der sich damit beschäftigt hätte, als den verstorbenen Pfarrer Welsheimer in Böchingen, der, jedoch nicht mit sonderlichem Beifall, Einiges über alttestamentliche Exegese schrieb. Ueber Kirchengeschichte und praktische Theo-



logie ist uns nichts bekannt, was von einem rheinbaierischen Verfasser geschrieben wäre; eben so wenig etwas über Dogmatik, wenn man nicht \*) die Urkunden über die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen, den Katechismus derselben u. d. h. dahin rechnen will. Dagegen sind von den Consistorial-Räthen Schulz und Müller Predigten im Druck erschienen, und von Defan Spatz Gebete in poetischer Form.

Von katholischen Geistlichen des Rheinkreises können wir nur zwei erwähnen. Der Eine, Canonicus Geißel in Speier, hat — wenn wir nicht irren — unlängst etwas über die rechtlichen Verhältnisse der Geistlichkeit in Rheinbaiern geschrieben; der Andere, geistlicher Rath Weis in Speier, ist als Redacteur des „Katholiken“ bekannt genug. Der Letzte, der ein gar fruchtbarer Schriftsteller ist, arbeitet gewöhnlich in Gemeinschaft mit Räß, und zwar am liebsten nach französischen Originalen. So haben Beide ein großes Buch: „Leben der Heiligen“, aus dem Französischen übersetzt, das in mehreren Auflagen erschienen ist. Ein anderes Werk von ihnen sind die „Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte von Frankreich im 17. Jahrh. Nach dem Französischen des Picot.“ (2 Bde. Frankfurt, 1828). Gleichfalls aus dem Französischen übersetzt ist der „Hirttenbrief des Herrn Bischofs von Troyes über den Druck schlechter Bücher, namentlich über die neuen Auflagen der Werke Voltaire's und Rousseau's.“ (Mainz, 1822). Man wird aus dem Titel dieser Schriften ihre Tendenz schon absehen.

Etwas besser scheint es mit der historischen Literatur in Rheinbaiern bestellt zu sein. Der obengenannte Canonicus

---

\*) Die Schriften Dr. Rust's, Pfarrs. und Professors zu Erlangen.  
Anm. der Redact.



Geißel gab vor ein Paar Jahren eine „Geschichte des Kaisersdoms zu Speier“ (Speier, geb. bei Krantzbübler, 2 Bde.) heraus, die mit rühmendswerthem Fleiß aus den Quellen gearbeitet ist. Ein protestantischer Theologe des Rheinkreises, der jetzige Oberconsistorialrath Heing in München, lieferte verschiedene gelehrte historische Beiträge zur Geschichte der Pfalz. Von dem ehemaligen Appellationsgerichtspräsidenten S. Birnbaum ist eine „Geschichte von Landau“ herausgegeben worden (Zweibrücken, bei Ritter). Auch der Regierungsrath Butenschön, dessen „Robinsonaden“ wir oben anführten, machte sich früher mit diesem Zweige der Literatur zu schaffen.

Als Uebersetzer historischer Schriften nennen wir zuerst den Appellationsgerichtsrath Hoffmann in Zweibrücken: Von ihm erschien vor kurzer Zeit in der von Pölig herausgegebenen Sammlung historischer Werke des Auslandes eine Uebertragung der „Geschichte Ludwig's XI. von Frankreich“ vom Grafen Segur. Die Geschichte des Feldzugs der Franzosen nach Rußland von Segur ist von dem Professor Krieger in Zweibrücken übersetzt worden. (Zweibr. bei Ritter). Von Karl Geib, dessen wir schon unter den Dichtern Erwähnung gethan, ist ein Leben des verewigten Herzogs von Leuchtenberg (Speier, bei Kolb) aus dem Französischen übersetzt worden. Auch ein „Leben Napoleon's“ von Kolb, dem Herausgeber der „neuen Speierer Zeitung“, können wir noch unter dieser Rubrik anführen u. s. w.

Die Staatswissenschaften sind im Rheinkreise durch einige tüchtige Männer vertreten. Wir nennen vor Allen den ehrwürdigen Vice-Präsidenten v. Seutter zu Speier, der, wenn auch nicht durch Geburt, doch vollkommen durch Geist und Gesinnung dem Lande angehört. Wir hatten schon im



Eingang dieser Blätter Veranlassung, auf sein Werk: „die Besteuerung der Völker“ hinzuweisen. Das neueste Erzeugniß seiner Feder, das wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ist das folgende: „die Forst-Polizei-Straf-Gesetzgebung wissenschaftlich begründet; mit der Kritik über den von der Königl. Bayerischen Staats-Regierung an die Reichs-Stände übergebenen Entwurf eines Forst-Straf-Gesetzes für den bayerischen Rheinkreis. Mannheim, 1851. b. Schwan u. Götz.“ Was diesen Schriften den ausgezeichnetsten Werth verleiht, ist die tiefe philosophische Umsicht, womit in ihnen Gegenstände von materieller Bedeutung in ihrer Verbindung mit den wichtigsten Interessen des menschlichen Geistes betrachtet werden. Einer so geistreichen Ansicht der Dinge sind wir auf diesem Felde der Wissenschaft selten begegnet. Hierzu kommt der unbeugsamste edelste Geradsinn, der nur das Recht der Wahrheit behauptet, und von ächter Menschenliebe entflammt, keine eigensüchtigen Einflüsse duldet. Diesen Weisen suche sich der besonnene Fürst, das besonnene rheinbayerische Volk zu bewahren und ihn werth zu halten.

Das Werk des Appellationsgerichtsraths Hoffmann „über die staatsbürgerlichen Garantien“ auf Veranlassung des verstorbenen Hofraths André, Redacteur's des „Hesperus“ ausgearbeitet, hat bereits die zweite Auflage erlebt. Das Publikum hat also daran lebhaften Antheil genommen. Wir unsererseits sind mit dem gesunden Geiste, der diese Schrift durchweht, in hohem Grade einverstanden; was jedoch die wissenschaftliche Ausführung angeht, so ist unseres Erachtens der Verfasser in seinen Prinzipien etwas befangen, indem er manchmal die geschichtlichen Thatfachen, wie es scheint, weniger mit dem Auge des Historikers, der streng auf die individuelle Gestaltung der verschiedenen Völker-Perioden sieht,



als mit dem des Publizisten betrachtet, der mit Wärme die Stimme seiner Zeit vertritt.

Reichsrath v. Maurer in München, früher Procurator in Frankenthal, hat dem gelehrten Publikum verschiedene Beiträge zur Geschichte der Rechtswissenschaft vorgelegt.

Die Jurisprudenz scheint überhaupt diejenige Wissenschaft zu sein, die in Rheinbatern am besten gedeiht. Die Advokaten Schüler, Culmann, Willich (der letzte ein geborner Hanauer), haben sich am jüngsten Landtage als scharfsinnige Juristen bewährt. Advokat Savoye in Zweibrücken ist in der neuesten Zeit als Publizist bekannt geworden. Advokat Hilgard an demselben Orte empfehlte sich dem juristischen Publicum als gewandten Schriftsteller. J. Birnbaum, dessen wir schon unter den rheinbairischen Historikern gedachten, hatte schon in den Jahren 1805 bis 1807, als damaliger Richter am Appellationshof in Trier, mit F. Cassaulx, ein „Journal für Gesehkunde und Rechtsgelehrsamkeit“ (Koblenz, b. Pauli u. Comp.) herausgegeben.

Verfasser juristischer Gelegenheitschriften könnten wir noch manche namhaft machen. Allein wir dürfen das um so eher unterlassen, je weniger dieselben wissenschaftliche Zwecke im Auge haben.

## S c h l u ß.

Wir können diese Notizen über einen kräftigen, vielbegabten deutschen Völkerstamm nicht aus der Hand gehen lassen, ohne die Hoffnung auszusprechen, daß sie dazu beitragen möchten, dem Volke selbst, das sie schildern, die hervorragenden Züge seines Charakters klar vor Augen zu legen. Sind unsere Bemerkungen der Wahrheit getreu, was wir wohl



hoffen dürfen, da wir uns nach bestem Wissen und Gewissen aussprechen, so können sie auf das rheinbairische Volk selbst nur wohlthätig einwirken; denn je besser man sich kennen lernt, um so bestimmter vermag man seinen eignen Werth und seine wahre Aufgabe, Andern gegenüber, zu beurtheilen; man findet dann leicht, in welchen Punkten man voran ist, und in welchen noch nachgeholfen werden muß, wenn man nicht zurückbleiben will.

Wir hoffen zugleich, daß die andern deutschen Volksstämme die Rheinbairern um so mehr schätzen werden, je genauer sie dieselben werden kennen lernen. Vielleicht nehmen Männer, die über die Bewohner anderer deutschen Provinzen genauere Kenntniß haben, Veranlassung, uns über Charakter, Streben und Wirken derselben umständlicher Bericht zu geben. In diesem Falle würden wir uns freuen, einen Anstoß dazu gegeben zu haben. Gewiß wird der Versuch, den wir hier in bester Absicht mittheilen, von Besonnenen nicht mißfällig aufgenommen werden.

In stürmischen Zeiten thut Ueberlegung, Festigkeit und Entschlossenheit Noth. Jene ist ein natürliches Eigenthum der Rheinbairern, dessen sie sich niemals entäußern werden. Zwar könnte der Rheinkreis, namentlich wenn dem Wein bedeutendere Absatzwege eröffnet würden, in materieller Rücksicht sich noch weit besser befinden als jetzt; doch sind gegenwärtig die Lasten, nachdem sie durch Bemühung der dermaligen Abgeordneten der Provinz um jährliche 392,762 Gulden (s. neue Speyerer Zeitung, Februar 1832) vermindert worden, nicht allzu groß, und wir wollen erwarten, daß sich auch die geistigen Hemmungen, die bisher walteten, zur Ehre der Vernunft und der Wahrheit in Bälde lösen werden. Daß der Rheinbaier, auch der minder gebildete,



Steuerlasten, als zum Bestehen des Ganzen dienend, gerne trägt, wenn nur die Verwaltung offen, redlich und hilfreich verfährt: davon haben wir uns mit besonderem Vergnügen überzeugt; es ist das ohne Zweifel ein starker Beweis für die Besonnenheit der öffentlichen Meinung.

So möge denn das wackre bairische Volk am Rhein in seinem festen überlegten Streben beharren. Vorwärts, nicht rückwärts! heißt die unwiderstehliche Mahnung der Zeit; allein die Bewegung soll nicht im Sturm, wo man seiner nicht Meister bleibt, sondern in männlicher Fassung geschehen. Niemals — niemals darf der Weg der Geseßlichkeit verlassen werden. Besonnenheit ist hier um so nöthiger, da das Land an der Gränze zweier mächtigen Nationen liegt, wodurch so viele Elemente rege gehalten werden, die die Einheit des Volksgeistes zu zerreißen drohen. Die Rheinbairern sollen nie vergessen, daß sie Glieder des deutschen Stammes sind, daß die Bewegung zum Bessern durchaus von Innen heraus kommen muß, wenn sie in der That zum Guten, nicht zum bloßen Schein desselben, führen soll. Bewahren sie besonnen, treu und entschieden, wie wir erwarten, die deutsche Natur, dann wird das schöne Land, mit allen Deutschen verbunden, reicher und schöner ausblühen in Glück und Freiheit.

» — — Wir wollen halten und bauern,  
Fest uns halten, und fest der schönen Güter Besizthum.  
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend  
gesinnt ist,  
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und  
weiter;  
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die  
Welt sich.



Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung

Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!«

(Götze, Hermann und Dorothea.)





## Russlands Militär-Colonien \*).

Mitgetheilt von A. Freitag.

Der Kaiser Alexander faßte den Gedanken, in den verschiedenen Theilen seines Reichs Militär-Colonien oder vielmehr Militär-Gassen zu bilden. Hier sollen alle männlichen Kinder als Soldaten geboren werden; mit dem fünfzehnten Lebensjahre sollen sie unter die Fahnen treten, und, bis sie sechzig Jahre alt sind, unter denselben aushalten. Indem sie Soldaten werden, sollen sie nach dem moskowitischen Gesetze, aufhören, Sklaven zu sein. Auf diese Weise soll der Militärstand, den andere Völker als einen Stand der Knechtschaft ansehen, sich ihnen doppelt wohlthätig erweisen, indem er ihnen Freiheit und Ruhm bietet.

Der Kaiser übernimmt auf die Kron-Domänen die zur Ansiedlung der kolonisirten Regimenter erforderlichen Ländereien. Als Gegenleistung für den ihnen so überlassenen Grundbesitz, müssen die Krieger sowohl sich selbst als ihre Pferde ernähren und unterhalten, so lange sie nicht zu Feldzügen außer Landes befehligt sind. Dergestalt werden hier, während des Friedens, ganze zahllose Heere auf den Füßen erhalten, ohne dem öffentlichen Schatz eine Ausgabe zu verursachen.

Der Sold dieser Corps soll anfangen, wann sie außerhalb ihrer Wohnsitze gerufen werden. Dieser Sold soll so

---

\*) Die Mittheilung dieser Nachrichten dürfte wohl, bei den gegenwärtigen Verhältnissen der europäischen Völker- und Staaten-Welt, zeitgemäß sein.



gering sein, als es bei einem neuen Volk, ohne Bedürfnisse und Luxus, möglich ist.

Die Bevölkerung dieser militärischen Ansiedlungen, in welchen Alle ohne Ausnahme die Waffen tragen, soll sich ohn' Unterlaß üben. Dadurch wird sie ihren kriegerischen Geist bewahren, wie die stehenden Heere des römischen Reichs, in der furchtbaren Zeit seiner Eroberungen.

Kommt dieser Plan zur Ausführung, so wird Rußland drei Millionen männlicher Individuen in seinen Militär-Colonien zählen. Von diesen drei Millionen wird also der russische Selbstherrscher, durch eine bloße Ulfase, alle Individuen von fünfzehn bis zu sechzig Jahren, folglich zum wenigsten 1,500,000 Streiter, marschiren lassen können \*).

Im Jahre 1825 waren 40,000 Mann Reiterei so kolonisiert, und eine einzige Colonie, unweit Petersburg, in der Nähe von Nowgorod, zählte 60,000 Kämpfer. Im Ganzen betrug die Militär-Gasse damals schon 400,000 Soldaten.

Zu diesen Angaben, die aus dem Werke von Charles Dupin, *Observations sur la puissance de l'Angleterre et sur celle de la Russie*, geschöpft sind, können die noch genaueren gefügt werden, welche die Reise des Doktor Eyall zu Tage förderte, und die in einem *Essai historique sur le*

---

\*) Der Graf Ozerowski gieng noch viel weiter, denn er rühmte, nach Verlauf von dreißig Jahren, würde die vollständige Ausführung des Colonisationsplan's dem russischen Reich ein Heer von sechs Millionen Soldaten geben. Wenn man bei diesem Plane beharrt, so wird einst der Kaiserstaat, wie Dr. Eyall glaubt, entweder sich selbst zertrümmern, oder, und das hält Jener für nicht so wahrscheinlich, die Streitkräfte des ungeheuern Reichs werden Europa überschweben.



systeme de colonisation militaire de la Russie, auf's Neue bekannt gemacht worden sind.

Dr. Lyall drückt sich, nach dem angegebenen „Essai“, folgender Maassen aus:

Der Monarch giebt eine Ukase, worin er die kaiserlichen Dörfer bezeichnet, die dazu bestimmt sind, Militär-Colonien zu werden. In den so bezeichneten Dörfern, die alle durch Bauern bewohnt werden, welche der Krone leibeigen sind und demnach gänzlich zur Verfügung des Kaisers stehen, trägt man Namen, Alter, Eigenthum und Familien jedes Hausvaters in Register ein. Diejenigen, die über fünfzig Jahre alt sind, werden zu Meistern oder Ober-Colonisten — wie man sie zu nennen pflegt — gewählt. Sind nicht genug Männer dieses Alters vorhanden, um die verlangte Zahl zusammen zu bringen, so nimmt man diejenigen, deren Alter den fünfzig Jahren am nächsten kommt.

Anstatt ihrer Hütten baut man ihnen Häuser, die in geraden Straßen an einander gereiht sind. Diese Wohnungen sind alle gleich, und durch Höfe von einander getrennt.

Jeder Meister-Colonist erhält fünfzehn Dessetinen \*), etwa vierzig englische Morgen (die Dessetine ist gleich 109,26 Aren), zugetheilt, wofür er einen Soldaten unterhalten muß, so wie seine Familie, wenn er eine hat, und sein Pferd, wenn in dem Dorfe eine Reiter-Colonie angelegt ist. Der Soldat muß ihm dagegen im Bau seines Feldes und in

---

\*) Die Ländereien, welche die Bauern früher von der Krone besaßen, wurden einer neuen Vertheilung unterworfen. Jeder Theil wurde dergestalt vergrößert oder verkleinert, daß jeder Colonist fünfzehn Dessetinen erhielt.



andern Landarbeiten behülflich sein, wenn er nicht durch den Militärdienst in Anspruch genommen ist. Zur Zeit der Saat und der Erndte dürfen die Truppen der Colonieen nur selten geübt werden, damit sie an den Feldarbeiten Theil nehmen können. Gegenwärtig können jedoch die Meister-Colonisten, da die Bauern-Soldaten, wenigstens größtentheils, zur regulären Armee gehören, nur eine sehr geringe Unterstützung von ihnen erwarten. Wann eine neue Generation, von Jugend auf an die doppelte Handhabung des Feldbau's und der Waffen gewöhnt, die jetzige ersetzt haben wird, dann wird vielleicht die Mischung so verschiedenartiger Elemente besser von Statten gehen.

Im Amte des Offizier's, welcher die Anordnung der Colonie beaufsichtigt, liegt es, einen Meister-Colonisten seinen Soldaten zuzutheilen, und einem Jeden, der keine Kinder hat, einen Soldaten mit Familie beizugeben. Der Ober-Colonist wird selbst Soldat, insofern er die Uniform trägt, und verpflichtet ist, marschiren, den Säbel führen und seine Offiziere grüßen zu lernen. Er kann einen Sohn, einen Verwandten, einen Freund wählen, um von ihm in der Verwaltung seines Guts unterstützt zu werden. Derjenige, den er gewählt hat, wird mit dem Namen Adjunkt (Gehülfe seines Vaters) bezeichnet, und bei dem Tode des Meister-Colonisten folgt er demselben, wenn der Regiments-Obrist es genehmigt.

Hat der Meister-Colonist verschiedene Söhne, so wird der älteste sein Adjunkt (der Gehülfe des Vaters). Der zweite arbeitet als Ergänzungsmann und wird auch so genannt; man pflegt ihm ein nahe gelegenes Haus zur Bohnung einzuräumen; der dritte kann Bauer-Soldat



fein; die andern werden als Cantonirungsglieder, als Söglinge, u. eingereiht, wie wir unten angeben werden.

Der Soldat, den man zum Familiengliede des Ober-Colonisten (Meister-Colonisten) macht, der an seinem Tische Platz nimmt und ihm in seinen Arbeiten beisteht, wird mit der Benennung Bauer-Soldat bezeichnet.

Diese Bauer-Soldaten bilden die wahrhafte Stärke der neuen Colonieen, und werden nach und nach die des Reichs bilden. Im Gouvernement Nowgorod läßt man sie, wie versichert wird, nur zum Dienste des Fußvolks einüben; in den drei Gouvernements des südlichen Rußlands aber werden sie zum Dienste zu Fuß und zu Pferd geübt. Diese Uebungen sind übrigens ihren Offizieren anheimgestellt; und da die Soldaten zur Theilnahme an den Feldarbeiten nur die Zeit frei haben, in welcher der Militärdienst sie nicht beschäftigt, so ist leicht einzusehen, daß der Beistand, den der Ober-Colonist von ihnen erwarten kann, fast immer und zu jeder Zeit von dem Willen des kommandirenden Offiziers abhängt. Denn wenn dieser auf strenge Disciplin hält, so wird der Ober-Colonist, namentlich während der schönen Jahreszeit, von dem Soldaten, der ihm, sammt seinem Pferde, das ganze Jahr über zur Last ist, nur wenig Unterstützung haben. Drei Tage Uebung in der Woche gelten für einen mäßigen Dienst; dabei sind die Wachen nicht mitgerechnet, denen sich der Soldat regelmäßig unterziehen muß, wenn die Reihe an ihn kommt. Ueberdies ist jedes Militär-Dorf gehalten, wann die Reihe es trifft, eine Abtheilung in's Haupt-Quartier des Regiments zu schicken, um daselbst den Dienst zu versehen.

Der Bauer-Soldat ist dem doppelten Dienste des Soldaten und des Feldarbeiters, vom Tage seiner Einschreibung



in das Register an, fünf und zwanzig Jahre lang unterworfen, wenn er Kasse ist, und zwanzig Jahre lang, wenn er Pole ist \*). Nach Ablauf dieser Frist steht es ihm frei, den Dienst zu verlassen; bleibt er jedoch, so wird er als invalider Veterane eingereiht und in Garnison geschickt. Seine Stelle wird durch den Ersahmann ausgefüllt.

Ganz nahe bei dem Hause des Ober-Colonisten baut man ein zweites jenem völlig gleiches Haus. Dieses wird von dem Ersahmann bewohnt, den man als einen zweiten Bauer-Soldaten ansehen kann; ihn wählt der Obrist des Colonie-Regiments unter den Bauern aus. Dieser Ersahmann ist gewöhnlich ein Sohn oder Verwandter des Ober-Colonisten. Man gibt ihm Anweisung in allen Verrichtungen des Soldaten, und er ist bestimmt, die Stelle seines Vormanns in jedem Punkte auszufüllen, oder auch, im Falle der Gefahr, in einer Reserve-Armee zu dienen. Wird der Bauer-Soldat in einem Treffen getödtet, oder stirbt er auf andere Weise, so wird seine Stelle durch den Ersahmann besetzt. Auch treten diese an die Stellen derjenigen Soldaten, deren Dienstzeit abgelaufen ist. Der Ersahmann seinerseits wird durch ein Cantonirungsglied ersetzt, dieses wieder durch einen Knaben der Colonie, u. Auch der Ersahmann muß bei Bestellung der fünfzehn Dessetinen Landes und bei den andern Wirthschaftsarbeiten Hülfe leisten: er ist Schneider, Schuhmacher, u. \*\*).

---

\*) Wahrscheinlich wird in Folge der jetzigen Unterdrückung des polnischen Aufstandes diese Bestimmung, ja vielleicht der ganze Plan der Militär-Colonien wesentliche Veränderungen erleiden.

\*\*) Den andern Soldaten von der Reserve mag man wohl



Der Ober-Colonist, der Bauer-Soldat und der Ersahmann können das Weib wählen, das ihnen gefällt, und man begünstigt diese Heirathen; allein die Weiber, die einmal in den Umkreis der Militär-Colonisten eingetreten sind, können sich nicht mehr anderswo verheirathen.

Die Söhne des Ober-Colonisten, des Bauer-Soldaten, des Ersahmanns, von dreizehn bis zu siebzehn Jahren werden unter dem Namen der Cantonirungsglieder begriffen. Man übt sie als Soldaten, indem man sie in dem Dorfe vereinigt, in welchem der Obrist seinen Sitz hat, und das dem Regiment als Quartier dient. Von Zeit zu Zeit fahren sie auch fort, die Schulen zu besuchen, um ihre Erziehung zu vollenden.

Die Knaben von acht bis zu dreizehn Jahren gehen in die Schule des Dorfs, wo ihre Aeltern wohnen, und werden einen Tag um den andern im Militär-Dienst unterrichtet. Wie die Cantonirungsglieder, tragen sie Uniform, und werden als Soldaten betrachtet. Die Knaben unter acht Jahren wohnen bei ihren Aeltern.

Die Kindererziehung gehört unter die charakteristischen Züge des Systems. Alle männlichen Kinder in der Colonie werden in die Schulen des gegenseitigen Unterrichts geschickt. Da lehrt man sie lesen, schreiben und rechnen. Auch unterweist man sie in einer Art Catechismus über die Pflichten des Soldaten — einem Buche, das, so viel ich bemerken konnte, zur Gattung dessen gehört, welches Bonaparte für seine jungen Militärs hatte ausarbeiten lassen. Man übt

---

auch ein abgesondertes Stück Landes, zu ihrem Unterhalte, bewilligen.



sie im Reiten und in der Handhabung des Säbels. Wann sie das Alter von dreizehn Jahren erreicht haben, versammelt man sie im Hauptquartier des Regiments, und theilt sie in Corps, und diejenigen, die sich am meisten durch Gewandtheit und Einsicht auszeichnen, werden zum Offiziers-Grade befördert. Ich sah zu Boznesensl (dem Hauptquartiere des ersten Regiments vom Boog), einem Dorfe, das früherhin Sokolnich hieß, ein Corps von zweihundert Cantonirungsgliedern marschiren, feuern, und alle Evolutionen versuchter Soldaten mit bewundernswerther Schnelle und Genauigkeit ausführen. Es herrscht unter ihnen ein Geist, der sie gewiß zu guten Soldaten machen muß.

Die Erziehung der weiblichen Individuen war lange sehr vernachlässigt worden; vor wenigen Jahren aber fieng man an, Schulen nach Lancaster's Methode für sie zu errichten, und solche werden ohne Zweifel bald in allen Colonieen eingeführt sein.

Die verschiedenen Elemente, aus denen ein so colonisirtes Dorf besteht, sind also kurz folgende:

1) An der Spitze steht der Ober-Colonist oder Meister-Colonist, so genannt, weil er das Haupt oder der Meister des Landbesizes ist.

2) Nach ihm kommt der Adjunkt oder Gehülfe, dessen Name anzeigt, daß er dem Ober-Colonisten im Feldbau Hülfe leistet.

3) Der Bauer-Soldat, der, neben seinen Militärpflichten, auch dem Ober-Colonisten in seinen Landarbeiten zur Hand geht.

4) Der Ersahmann. Dieser ist, wie der Bauer-Soldat, zugleich Soldat und Feldarbeiter; in Gemäßheit seines



Namens gehört er zu einem Reserve-Corps, und wird, wann es nöthig ist, an die Stelle des Soldaten berufen.

5) Das Cantonirungsglied. Unter diesem Namen sind alle männlichen Kinder der Colonie, von dreizehn bis zu siebzehn Jahren, begriffen.

6) Die Truppenkinder, Knaben von acht bis dreizehn Jahren.

7) Die männlichen Kinder unter acht Jahren.

8) Die weiblichen Individuen.

9) Die Invaliden.





## Stammt das Menschengeschlecht von Einem Paare ab?

Einer der ausgezeichnetsten deutschen Staatsmänner und Gelehrten hatte die Güte, folgende Worte über die im ersten Hefte der *Athene* enthaltene Abhandlung »Ueber den Anfang der Geschichte und der religiösen Sagen: Freise der Alten« an den Unterzeichneten zu richten:

„Sie sind S. 7. der Meinung zugethan, welche das Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abstammen läßt. Ich muß Ihnen jedoch bekennen, daß sich mein Kopf so wenig einen Menschen-Adam als einen Thier- oder Pflanzen-Adam denken kann, ohne zugleich mit meinem Kopf gegen eine Welt von Thatsachen anzurennen. Der im Ur-Anfang unsres Planeten oder der Welt schöpferisch aus sich hervortretende Weltgeist, erscheint mir, bei jener Voraussetzung, wie ein kleines Werkmeisterlein, das alle seine Kräfte auf Einen kleinen Gegenstand zusammenbrängen muß, um doch etwas hervorzubringen — eine Maschine, ein Maschinchen, das, wenn es der Werkmeister aufgezogen hat, später sich von selbst immer wieder aufzieht und neue Maschinchen producirt. Nach meiner Ueberzeugung, die in der Geschichte und in den Erscheinungen der Natur ihre Bestätigung findet, war jener Weltgeist — wie er noch bis zu dieser Stunde, nur innerhalb engerer Gränzen, sich erweist — überall gleichzeitig wirksam schaffend. Wie hier das Schilf, dort die Palme, hier das Armandill, dort der Elephant und Tiger aus der schöpferischen Kraft der gebärenden Erde hervorgieng, so hier der Neger, dort der rothe, dort der weiße Mensch, von denen



jeder seinem Lande autochthonisch angehört, so ferne er nicht durch andere Ursachen anderswohin zersprengt worden ist. Wie jede Pflanzengattung, so hat auch jede Menschenrace und jede Thierart ihre ursprüngliche besondere Heimath, in deren Boden sie ihre Wurzeln hat, der für sie besonders bestimmt ist so wie sie für ihn. Es widerspricht allen physiologischen und anthropologischen, so wie ethnographisch-geschichtlichen Thatfachen anzunehmen, daß jemals aus einem Kaukasier, selbst im tausendsten Glied seiner Nachkommenschaft, der Neger oder affenartige Neuholländer, aus einem Pärchen von diesen endlich ein Mensch von Circassischer Race habe entstehen können. Die Circassier, an den Senegal versetzt, werden sich zwar etwas bräunen, ihre Nachkommen werden vielleicht schwärzlich werden — in Folge des äußern klimatischen Einflusses — aber nie werden sie die Schädelform des Negers bekommen, noch das schwarze Pigment unter der Neghaut u. dgl. Und eben so wenig werden die spätesten Nachkommen einer an den Kur-erpflanzten Negerfamilie, wenn sie ihren Stamm rein erhalten, aufhören, Neger zu sein. Auf den Inseln des chinesischen Meers, namentlich auf Borneo, Celebes &c. leben noch unvermischt, mitten unter den Völkerschaften malayischer Race, doch abgesondert von diesen, wilde Negerstämme mit kurzem Wollenhaar. Sie sind offenbar versprengte africanische Stämme, sie leben daselbst, unter sich abgeschlossen, seit unvorstelllichen Zeiten; sie hatten nach vielen Thatfachen zu schließen, jene Inseln weit früher im Besiz, ehe die gelben dahin kamen, und sie in die Wälder der Hochgebirge zurückdrängten; gleichwohl sind, unter dem Einfluß eines ihnen ganz fremden Klima's, jene Neger Neger geblieben und werden es bleiben so lange sich diese Erde um ihre Sonne



bricht. Die allgemeine Weltfluth, die als unumstößliche Thatsache sich aufdringt, steht der Annahme einer ursprünglichen Mannigfaltigkeit von Menschen-Racen nicht im mindesten entgegen. In jedem der verschiedenen Erdtheile giebt es oder gab es hohe Bergrücken, wohin einzelne Trümmer des untergehenden Menschengeschlechts sich retten konnten. Die Bewohner von Tibet oder — wenn damals schon diese große Halbinsel Menschen hatte — von Hindustan fanden Zuflucht — wenigstens zum Theil — auf der langen Kette des Himalaya; die mongolische Race (wohin bekanntlich Chinesen, Mantchou, Escimos u. u. ebenfalls gehören) auf den Höhen der Wüste Kobi (welche, nach Pallas, selbst wieder nichts ist, als ein verwittertes, auseinander gebröckeltes Riesengebirg, die africanischen Racen auf den außerordentlichen Höhen von Mittelafrica; der rothe Mensch — auf den Cordilleren und den Plateau's von Mexico u. — Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen weiß ich daher auch nichts von einer Ur-Religion, Ur-Offenbarung, von einem ursprünglich vollkommenen Zustand des Menschengeschlechts u. s. w.“

(„Außer den hinten angezeigten Druckfehlern haben sich noch einige eingeschlichen, z. B. statt Raleigh ist immer zu lesen entweder Raleigh oder, wie ihn die Franzosen schreiben, Rawlegh.“)

---

Der Unterzeichnete glaubt den Lesern der Athene durch Mittheilung dieser inhaltsschweren Worte einen Dienst zu erweisen. Er erlaubt sich dabei die Gründe seiner ausgesprochenen Ansicht, die er in einer Schrift: „Die Bildung der Erdoberfläche und die Entstehung der Men-



schen und Völker nach den Gesetzen der physischen Welt“ vollständig entwickeln wird, vorläufig näher anzudeuten:

In Erwägung der Frage nach der Entstehung des Menschengeschlechts gehe ich von zwei Hauptmomenten aus, deren erstes E. Er. Selbst als Thatsache anerkennen: einmal nämlich davon, daß das Menschengeschlecht „die allgemeine Weltfluth“ erlebt hat; dann davon, daß diese Katastrophe, die nach allen Thatsachen keineswegs so schnell vorübergieng, vielmehr lange andauern und mehrere untergeordnete Epochen bilden mochte, eben so sehr durch vulkanische Umwälzungen als durch Bewegungen der Gewässer herbeigeführt wurde. Es ist ja mehr als wahrscheinlich, daß ein großer Theil der Alpen (vom Gotthard bis über den Brenner hinaus ic.), der Balkan, der Atlas, Kaukasus, Himalaya, ein großer Theil der Anden † a) ic. erst in dieser Periode durch Vulkanismus aus dem Schooße der Erde zu ihrer jetzigen Höhe emporgetrieben wurden, wie die Untersuchungen von de Luc, von L. v. Buch und vorzüglich von Et. v. Beaumont mit ziemlicher Bestimmtheit erwiesen haben.

Daß bei dieser die ganze Erdoberfläche umbildenden Katastrophe eine große allgemeine Veränderung der Temperatur vor sich gieng — daß damals die Polarländer ihr früheres Palmen-Klima verloren — haben Cuvier und Buckland so klar dargethan, daß selbst Alexander von Humboldt durch seine Beobachtungen über die Temperatur-Verhältnisse des nördlichen Asiens die Sicherheit ihrer Resultate im Großen nicht zu erschüttern vermochte.

---

† a) Also ein großer Theil solcher Gebirge, die man außerdem für die besten Rettungs-Plätze der Menschen in jener Katastrophe halten konnte.



Wie die unorganische Welt, so erfuhr bei dieser Katastrophe auch die organische, besonders die thierische, die bedeutendsten Umbildungen: nachweisbar traten in dieser Periode neue Pflanzen- und Thier-Arten hervor.

Soll nun diese allgemeine Umbildung des Planeten auf den menschlichen Organismus allein nicht eingewirkt haben? Es wäre wohl unbesonnen, diese Frage geradehin zu verneinen. Sieht man aber einmal zu, daß der menschliche Organismus damals eine Umbildung erlitt, so scheint die Annahme nahe zu liegen, daß diese Entwicklung des Menschentypus der Aus- und Umbildung der übrigen organischen Bildungen des Planeten analog gewesen. Auf diesem Wege schien sich mir zu ergeben, daß sich die Rassen-Typen des Menschengeschlechts während jener allgemeinen, lang andauernden Katastrophe ausprägten, welche auch neue Pflanzen- und Thier-Arten erzeugte †). Wenigstens kann ich mir keine andere Veränderung oder Ausbildung in der damaligen Geschichte des menschlichen Organismus denken.

Einzelne, bestimmte Gegensätze entwickeln sich als solche aus einer thetischen Einheit; das ist ein allgemeines Grundgesetz. Demnach möchte festzuhalten sein, daß auch die verschiedenen Menschenrassen sich aus einer Einheit, einem allgemeineren, weniger individuell bestimmten Typus entwickelten. Mögen die zeitlichen und örtlichen Bedingungen der Rassen-Ausprägung gewesen sein, welche sie wollen, sicher, scheint es, dürfen wir vor der bestimmten Ausprägung der Rassen-Typen, eine qualitative Einheit des menschlichen Organismus annehmen. Diese qualitative Einheit der ursprünglichen Menschennatur werden

---

†) Diese Ansicht ist bereits schon von mehreren Naturforschern, die mir früher darin widersprachen, gebilligt worden.



wir aber um so mehr festhalten müssen; je sicherer die That-  
sachen sind, die sich auf geologischem und physiologischem  
Wege über Zeit, Ort und Bedingungen des Verlaufs der  
Racen-Ausprägung ergeben werden.

Nun würde sich denn fragen, wie groß der Sprung ist  
von der qualitativen Einheit des anfänglichen menschlichen  
Organismus zur numerischen. Hierbei dürfte wohl zu be-  
denken sein, daß die Naturbildungen nach der Stufe der  
Entwicklung, die sie im großen Organismus des Planeten  
einnehmen, sich in größerer oder geringerer Zahl erzeugen:  
der niedrigsten (Insekten z. B.) wuchern unzählige auf, der  
höhern verhältnißmäßig wenige. Das höchste, durchbildetste  
Naturerzeugniß, der Mensch, könnte also wohl ursprünglich  
nur in Einem Paare vorhanden gewesen sein.

Und gesetzt, man wollte mehrere, ja viele ursprüngliche  
Menschenpaare annehmen, so könnte sich fragen, wie viele?  
und man müßte sich doch wohl eine bestimmte Zahl und nicht  
unendlich viele denken, sei es nun, daß man sie unter den ver-  
schiedensten Himmelsstrichen, deren Temperatur vor der Diluvial-  
Katastrophe überall ziemlich ebenmäßig war, gleichzeitig  
oder in schneller oder langsamer aufeinander folgenden  
Epochen aus dem Schooße des Planeten hervortreten läßt.

Diese Annahme einer bestimmten Vielheit der  
ursprünglichen Menschenpaar würde sich am einfachsten auf  
die Anzahl der Haupt-Racen zurückführen lassen.  
Diese aber, die äthiopische, mongolische und kaukasische,  
bilden drei, oder, wenn die zwischen inneliegenden Racen,  
die malayische und amerikanische gleich ursprünglich sind,  
wohl nur fünf große Grundzüge der Natur des menschli-  
chen Organismus. Nun kann man aber kaum hoffen, auf  
diesem Wege von der wahren Kraft des Weltgeistes eine



höhere Anschauung zu gewinnen. Demnach fiel denn die Frage dem Bereich der Curiosa anheim und was ihr noch Ernstliches übrig bliebe, würde wohl immerhin die ausgesprochene Ansicht begünstigen. Die bloße Einheit der Zahl dürfte so nur eine äußerliche Seite der Sache sein und eben so wenig das Wesen der wahren Eingeborenheit (der ursprünglichen sg. Ein-Paarlichkeit) des Menschengeschlechts erschöpfen, so wenig z. B. das Wesen der Monarchie bloß auf der Einheit der Zahl des Herrschers beruht, wenn gleich diese, als eine nothwendige Folge, von jenem eben so unzertrennlich ist, als der Dualismus beider Geschlechter von der Schöpfung der Menschen.

Dieser Dualismus aber ist die einfachste Vielheit des Anfangs, der ohne seine Entwicklung gar nicht denkbar ist, und darum auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften leichter analytisch und regressiv, als synthetisch und progressiv betrachtet werden kann.

Auf diesem regressiven und analytischen Wege ergibt sich ganz deutlich, daß unter der qualitativen Einheit des ursprünglichen Menschengeschlechts kein bloß abstrakter Urtypus des menschlichen Organismus und keine der jetzt bestehenden Rassenformen † a) verstanden werden kann:

Wenn nämlich die Katastrophe der Erde, die wir unter der sog. Weltfluth bezeichnen, unter gewissen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen die Rassen-Ausprägung entschied und zur Reife brachte, so mußte sie nothwendig in dem menschlichen Organismus selbst bedingende Vorbereitung dazu vorfinden. Daß aber seit den Jahrtausenden, die un-

---

† a) Vgl. Kant's Abhandl. über die Menschenrassen mit Blumenbach de generis humani varietate nativa. 3. Ausg.



Ihre Wissenschaft überblickt, also seit jener Katastrophe selbst, keine wesentliche Weiteranbildung der einmal fixirten Rassen-Typen zu bemerken ist † a), darf uns, bei dem Vorhandensein analoger, nämlich solcher Verhältnisse, die auf dieselbe Periode zurückgeführt werden müssen, nicht Wunder nehmen; denn auch die Meereshöhe behauptet nach v. Hoff seit dem Ablauf der Fluthen ihr Ganzes denselben Stand, eben so die Temperatur nach Gay Lussac, Schaw und Wahlenberg, und überhaupt der organische Lebens-Typus nach Cuvier, Buckland &c.

Von diesem Standpunkte aus glaube ich mir noch über manche andere physische und geschichtliche Erscheinungen Licht verschaffen zu können, z. B. über den schon von Platon bemerkten Mangel an Anthropolithen u. s. w. selbst über die Entstehung der Kasten-Staaten &c. &c.

Wohl denke ich die Ansicht festhalten zu müssen, daß die bedeutendsten Völker als solche auf eigenem Grund und Boden entstanden, d. h. Autochthonen sind; aber diese Ansicht auf die Entstehung der Menschen selbst auszudehnen, schien mir bis jetzt allzu kühn. Da die Fortpflanzung (der lebendige Existenzial-Akt des Menschengeschlechts) ein fortgehendes Schaffen ist, so scheint mir auch die Großartigkeit der Schöpferkraft des aus sich hervortretenden Weltgeistes unter der Ansicht nicht zu leiden, die in der Schöpfung des ersten Menschen als des Geschöpfes aller Geschöpfe einen Central-Akt der Natur und in der Fortpflanzung seines Geschlechtes eine nicht geringere vielmehr höher und freier vermittelte That des Planeten erblickt.

---

† a) Kant. Kritik der Urtheilskr. S. 369.



Ueberbleß scheinen mir bei den Untersuchungen der Art auch die alten Ueberlieferungen, sofern sie sich wissenschaftlich benutzen lassen, befragt werden zu müssen, und hier dürfte denn auch Vieles meine Meinung unterstützen, da die Spuren der Erinnerung an jene große Veränderung der Wärme u., die im Allgemeinen wohl aus demselben Grunde hervorgieng, aus welchem auch die Schöpfung neuer Pflanzen- und Thier-Arten und die Ausbildung der Menschen-Racen erklärt werden muß, in alten Ueberlieferungen keineswegs fehlen.

Auf diesen und ähnlichen Gründen beruht wenigstens bis heute meine Ansicht; die Gründe aber, die gegen dieselbe geltend gemacht werden können, hab' ich nirgends so schön und bestimmt ausgesprochen gefunden, als in Ew. Exc. belehrenden Worten, wofür ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank öffentlich entgegen bringe.

(Raleigh wollte ich auch corrigiren; da zeigte mir der Verf. des Aufsatzes, daß in dem französischen Werke von Denis Raleigh geschrieben steht.)

Christian Lapp.





## Ueber die Natur Oberitaliens.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

Ein ungeheurer Gebirgsgrad, die Alpen, mit Felsen- und Eishörnern besetzt, bildet, wie Sie wissen, die Südgränze der deutschen Länder und scheidet sie von der italienischen Halbinsel \*). Er zieht sich in der Hauptrichtung von Osten nach Westen und in dieser Richtung bilden der Montblanc, der große Bernhard, das Matterhorn (oder der Mont Cervin), der Monte Rosa, der Simplon, der S. Gotthard, das Roschelhorn, der Splügen, der Septimer, der Ortles u. s. w. seine höchsten Gipfel.

Die einzelnen Theile dieser sogenannten Centralalpenkette führen einzelne Namen: vom Montblanc bis zum Monte Rosa führt der Gebirgszug den Namen der Penninischen Alpen; diese enthalten die bedeutendsten Gletscher, die zum Theil die Höhe von 14000 Fuß übersteigen, den höchsten Gipfeln des Kaukasus darin ungefähr gleichkommen † a)

---

\*) Vergl. Strabo. V, 1 ff.

† a) Vergl. Strabo. IV. Ende. Die Höhe des Ararat giebt Parrot, der seinen Gipfel erstiegen, auf 16,200 Pariser Fuß, also 1500 mehr an, als der Montblanc hat. Etwa eben so viel (nämlich 1500 bis 1800 Fuß) höher fanden früher Engelhard und Parrot die Schneelinie auf dem Kasbeck, als sie unter gleichen Breiten in den Alpen und Pyrenäen von Andern gefunden wurde; nämlich 9884 Fuß. S. Munk in Gehlers phys. Wörterb. neue Ausg. B. III. S. 1029. Art. Erde, wo unter mehreren Beobachtungen auch jene von Welden aufgeführt wird, nach welcher am Monte Rosa die Schneegränze in eine Höhe von 9500 F. gesetzt wird.



und bekannter Maassen nur von den kolossalen Gebirgen des mittleren Asiens und Südamerika's † a) an Höhe über der Meeresfläche weit übertroffen werden.

An die Penninischen Alpen schließen sich östlich die sogenannten Schweizeralpen an, die vom Monte Rosa bis zum Splügen reichen, und durch die Rhätischen Alpen fortgesetzt werden, von welchen sich fernere Züge durch Salzburg bis an die Donau erstrecken.

Die ganze Centralalpenkette macht das Hauptgebirge Europa's aus. Im Osten greift sie durch den Hämus, mit welchem sie durch Mittelgebirgszüge verbunden ist, weiter bis an die Küsten des schwarzen Meers; tief in das Herz von Oesterreich tritt hier der stürmische Busen des Adria-Meeres und gränzt Italien im Osten ein. Im Westen jener Alpenkette gehen vom Montblanc kleinere Gebirgsarme durch das südliche Frankreich † b). Der Hauptzug derselben geht südwärts und endet in der Richtung nach Toulon hin am Mittelmeer: vom Montblanc über dem Mont Genis bis zum Mont Genevre führt er den Namen der Cottischen Alpen und scheidet Piemont von Savoyen; vom Mont Genevre über den Monte Viso bis zum Col Ardente, in welchem er am Meer endet, führt er den Namen der Meereralpen und scheidet Piemont von Frankreich.

Ehe er am Meere ausgeht sendet er einen starken Seitenarm nach Osten, und dieser Seitenarm, der am Meerbusen

---

† a) Alex. v. Humboldt Voy. T. X. S. 1. ff. Reise Aeq. III. 263.

† b) S. die Abhandlung sur l'anciennité relative des différentes chaines de montagnes de l'Europe, im Annuaire du Bur. des Longit. pour l'an. 1830. Beaumont. Arago. Vergl. Morgenblatt 1830. n. 76.



von Genua die Küste befreicht, dreht sich bald nach Südosten und geht als selbstständiges Gebirge, das von anderer geologischer Natur ist als die Alpenkette, unter dem Namen Apennin durch die ganze italienische Halbinsel.

Die große Alpenkette im Norden, mit ihrem Seitenarme den Cottischen und Meer-Alpen im Westen, die Apenninen im Süden und das Adriatische Meer im Osten umschließen eine unabsehbare Ebene von außerordentlicher Fruchtbarkeit, deren größten Theil die Lombardei ausmacht.

Dieser Theil Italiens bildet, durch Naturgränzen † a) bestimmt, ein Ganzes für sich — das natürliche Oberitalien. Scharf unterschieden von diesem Landstrich ist Mittel- und Unter-Italien.

Das mittlere Italien wird durch die Apenninen vom obern getrennt und ist vom letzteren, was seine klimatische Natur betrifft, so verschieden, daß in einer Entfernung von wenigen Stunden auf der Nordseite † b) des Gebirgs noch Fichten und Eichen, die Bäume des kälteren Bodens, wachsen, während an der Südseite auf freier Höhe die Olive gedeiht.

Nicht so bestimmt hat die Natur Mittel- und Unteritalien geschieden, doch ist auch hier die Gränze merklich genug. Sie ist da, wo die Apfelsine im Freien gedeiht und der sorgsamsten Gartenpflege nicht mehr bedarf. Noch in Rom

---

† a) Vergl. z. B. Livius XXI, 43.

† b) Als eine besondere Merkwürdigkeit der Himalaya-Gebirge bemerkt Alexander v. Humboldt, daß die Nordseite dieser Gebirge merklich wärmer sei, als die Südseite. S. Annal. Chym. et Phys. XIV. 1. ff. Vergl. Munké a. O. S. 1034 mit S. 1029.



wird der Citronenbaum nur in Gärten im Schutz von Mauern an Spalieren gezogen und bedarf im Winter der Decke gegen den Frost. Erst jenseit des Borgebirgs der Circe „mit dem zackigen Gang des Geklüftes“ wie Homer \* a) es nennt, erst jenseit dieses Borgebirgs beginnt das wärmere Land.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zuerst auf Oberitalien. Die Höhen der Alpen senken sich an ihrer Südseite viel steiler ab, als an ihrer Nordseite, wo sie sich allmählich durch viele Uebergänge, durch ganz Helvetien, Deutschland und die Niederlande hin, gegen das deutsche Meer und die Ostsee verflachen. An ihrer Südseite fallen sie so steil und jählings ab, daß, wie Alex. v. Humboldt im dritten Theile seiner Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents bemerkt \*), die piemontesische Hauptstadt Turin, die unmittelbar an ihrem Fuße liegt, nur 125, und der Lago Maggiore nur 106 Toisen über dem adriatischen Meere und daß die Ebene der Lombardei gar nur 50 — 60 Toisen über der Fläche des Oceans erhoben ist.

Durch dieses plötzliche Abfallen der Alpen von ihrer Höhe und durch die dadurch herbeigeführten Modificationen der Temperatur und des Bodens werden die wunderbaren Veränderungen in den Erscheinungen der Natur hervorgebracht, die den Wanderer, der von den Alpenhöhen „ins Land Italien“ hinuntersteigt, bezaubern.

Zwischen dem Moschel-Horn und dem Mittags-Horn

---

+ a) Odyss. X, 148.

\*) Buch 6, Kap. 17, S. 265 ff. 1820. Vergl. dessen Untersuchungen über die Berge Indiens. Annales de Chymie et de Physique. a. 1816. Th. III. S. 310.



übersteigen wir auf dem Paß San Bernardino die Alpen. Auf dieser Höhe des Gebirgs glaubt man sich in den hohen Norden versetzt. Da erblickt das Auge bis tief in den Frühling nichts als öde Felsen und unabsehbare Massen von Schnee und Eis; selbst im hohen Sommer sprossen nur schwache magre Alpenkräuter auf dem Gesteine. Wie ganz anders wenn man aus dem Wollenpfade in die südlichen Thäler hinabkommt, wo die Berge hoch mit dichtbelaubten Kastanienwäldern bedeckt sind, wo die Cypresse über den Hügeln ragt, und im sicheren Schutz ihrer Berge in ihren ewigen Grüne selbst des kurzen hesperischen Winters spottet, oder gar, wie an den Seen, Lorber und Olive schon im Freien stehen. Ja, die Seen sind der Schmuck der oberitalienischen Natur. Sie lassen die Zauber ahnen, die in Süditalien über Berg und Meer und Inseln schweben.

Wie schön beschreibt Jean Paul \*) mit Dichtersfarben den Lago Maggiore: „Die Alpen, sagt er, standen wie verbrüdete Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Nebeln spielten die Morgenwinde mit Gascaden wie mit wassertastenen Bändern — und an den Bändern hieng der überfüllte Wasserspiegel des See's von den Bergen nieder und sie flattern in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßte ihn ein.“ 1c.

Es ist wahr, die Empfindungen, die uns bei des Dichters Worten ergreifen, ergreifen uns bei Ansicht jener Ge-

---

\*) Titan B. I. C. 20.



genden, oft noch bestimmter und mächtiger. Alle Seen Oberitaliens, deren wir die meisten — den Euganer-, den Comer-, den Garba-See sahen, tragen diesen malerischen Charakter an sich; nur einer mehr als der andere, keiner aber schien uns an Pracht und Milde der Uferformen den Euganer-See zu übertreffen \* a).

Dennoch ist es eine falsche Vorstellung, wenn man glaubt, daß hier ein ewiger Frühling herrsche. Der verdienstvolle Ebel, in seiner Anleitung die Schweiz zu bereisen \* b), hat die Meinung verbreitet, daß die Pomeranzenbäume auf den Borromäischen Inseln im Winter keiner schützenden Decke gegen die Kälte bedürften. Daß dieses falsch sei, hat schon Morgenstern in seinen Auszügen aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden \* c) gerügt. Die Natur macht nirgends Sprünge der Uebereilung, so wenig hier als andernwärts. Glücklicherweise können wir uns an der Naturpracht dieses Landes erfreuen, an seiner Ueppigkeit; seinem malerischen Charakter; und suchen doch dabei unseren Standpunkt auf dem festen Boden der Wahrheit zu behaupten.

Da wir einmal auf die Temperatur des Landes geführt worden sind, so dürften noch einige weitere Worte darüber an ihrer Stelle sein: Bekanntlich muß bei den Untersuchungen über die Temperatur eines Landes vorzüglich dessen mittlere Temperatur in's Auge gefaßt und diese nach dem Wechsel der Jahrhunderte bestimmt werden. Nun hat

---

\* a) C. Karl Fr. Schollers italienische Reise. Leipz. bei Hartmann. a. 1830. I. S. 35. ff.

\* b) Dritte Aufl. S. 393.

\* c) S. 550. C. Schollers it. Reise. I. 29. mit 34.



man in neuerer Zeit vielfach behauptet, die ganze Erde, und insbesondere die europäischen Länder hätten im Laufe der Jahrhunderte, die uns durch historische Ueberlieferungen bekannt sind, ihre Temperatur gedehert. Einige behaupteten, es sei eine größere Kälte, Andere dagegen, es sei eine größere Wärme eingetreten.

Unter den Gründen, welche die letztern zum Erweise ihrer Behauptung beibrachten, nahm ein halb philologischer nicht die letzte Stelle ein. Virgil im dritten Buch des *Georgicon* vom Landbau (v. 364.) erzählt, in Thracien gefriere im Winter der Wein und werde dann mit Aerten zerspalten. Von dieser großen Winterkälte Thraciens und Macedoniens reden viele alte Schriftsteller: So Platon im *Symposium* \* a), Xenophon im *Feldzug des Cyrus* \* b), Diodor in den *Historien* \* c) u. in den *Briefen aus dem Pontus* \* d), während Pausanias \* e) Löwen, Thiere der heißen Zone, in Thracien anführt, und Aristoteles im vierten Buch der *Meteorologie* jener Thatsache, die Virgil erwähnt, widerspricht. Auch Virgil's Erklärer Servius erklärt diese Thatsache für eine Hyperbel, oder, sagt er, man müsse mit Wasser gemischten Wein darunter verstehen, der leicht gefriere \* f). Die

---

\* a) c. 42. *S.* 220. *Steph.*

\* b) VII, 4.

\* c) III, 10. V, 23.

\* d) IV, 7. V, 8. mit *Virg. Georg. III, 362. ff.*

\* e) VI, 5.

\* f) *S.* *Plin. Hist. Nat. XIV, 21. Macrobi. Saturn. VII.* und *Dalechampsius zu Plin. a. O.* Anderer Ansicht ist der Verfasser eines Aufsatzes im *Morgenblatt. n. 171. 1830.* Das Klima Rom's und der ganzen gemäßigten Zone Europa's sei seit 2000 Jahren rauher geworden, das der Ital.



neueren Erklärer zu dieser Stelle des Virgil, auch Noß, behaupten nun, jener Thracische Winter sei vielmehr vom italienischen zu verstehen. Seine Worte sind: „der Standort sei Italien“; d. h. Virgil habe die Schilderung des italienischen Winters auf Thracien übertragen.

Dergleichen strenge Winter,kehrten auch in den letzten Jahrhunderten wieder: Nach De Serres \*a) wurde in Frankreich im Winter des Jahres 1543 der gefrorne Wein in Stücken unter die Soldaten vertheilt. Indessen haben die Untersuchungen neuerer Naturforscher z. B. Gay Lussac's \*b) gezeigt, daß weder Deutschland und die Schweiz, noch auch Italien seit den Zeiten, in welche unsere geschichtliche Ueberslieferung hinaufreicht, und wohl seit der jetzigen Erdperiode seine mittlere Temperatur so wenig, als Palästina und andere Länder geändert habe. Nach Schouw und Wahlenberg ist die mittlere Temperatur selbst in Norwegen seit dieser Zeit gleich geblieben, obschon dort bei der Abnahme der alten Wäldungen, bei dem tieferen Herabsteigen und Ueberhandnehmen der Gletscher und bei der fortgehenden Emporhebung des Landes durch unterirdische Gewalten — die Winter empfindlicher werden.

---

ten Zone habe eine Milderung erfahren. Die Veränderung des Klimas der nördlichen Hemisphäre Europa's sei nicht arithmetisch, sondern sogar mathematisch fortgeschritten. a. D. n. 162. S. 686. Die sog. Vemeise für eine Zunahme oder Abnahme der Wärme seit der geschichtlichen Zeit hatten sich im Gleichgewicht.

\* a) Inventaire général d' l'hist. de Franc. II. 231. Zimmermann geograph. Gesch. d. Mensch. III. 210.

\* b) Annal. Chym. et Phys. XXVII. 407. Vergl. Laplace im Journal de Phys. 1820 April.



Jedermann kennt die berühmten Worte, womit Horaz die neunte Ode des ersten Buchs beginnt:

Du siehst, wie hell herblinke mit hohem Schnee

Soracte, wie aufringend die Wälder kaum

Die Last noch tragen und des Winters

Schneidendem Froste die Flüsse starren \* a)

(nach Eschen.)

Noch heute sieht man von den höchsten Punkten Roms weit in der Sabiner-Ebene im Norden der Stadt bis tief in den April, selbst in den Mai hinein den alten Faliskerberg Soracte, jetzt San Oreste genannt, und im Nordosten die hohen Spitzen der Apenninen mit blendend weiß beschneiten Häuptern aufragen \* b).

Betrachten wir die große oberitalienische Ebene zwischen den Alpen, den Apenninen und dem abriatischen Meere. Sie wird auf drei Seiten von Gebirgen umschlossen und auf der vierten offenen vom Ocean bespült. Schon ein einziger Blick auf diese Lage läßt uns vermuthen, daß sie ursprünglich ein weites Seebecken gewesen \*) sei, und eine Reihe

\* a) Vides ut alta stet nive candidum

Soracte nec jam sustineant onus

Silvae laborantes, geluque

Flumina constiterint acuto.

Alfios bei Athenaios I. S. 14. ed. Bas. und anderseits Bunsen. a. D. I. 98. ff. S. Schollers ital. Reise I. 428 ff.

II, 3. Außerdem vergl. Morgenblatt a. D.

\* b) Dies sahen wir mit eigenen Augen. Man vergl. jedoch Platners, Verhards u. Beschreib. der Stadt Rom. I. a. 1830. S. 98. ff.

\*) Nach Fortis und Anderen waren die vulcanischen Gebirge ursprünglich Inseln: eine Ansicht, welche auch Cuvier für sehr wahrscheinlich erklärt. S. Cuvier Umwälz. Erd. rind. d. Stöggerath. 1830. I. 133. ff. (mit 127 Anmerk. nach de Prony.)



geologischer Thatfachen hat diese Vermuthung zur Gewißheit erhoben.

Diese weite Ebene macht ein eignes Flußgebiet aus. Sie wird vom Po, der auf dem Monte Viso entspringt und in seinem Laufe eine Menge kleiner Flüsse aufnimmt, mitten durchströmt †). Der Po ist nicht allein der Hauptfluß dieser Ebene, sondern überhaupt der Hauptfluß von ganz Italien.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller italienischen Flüsse, daß sie unschönes trübes Wasser führen. Jedermann kennt das Horazische Epitheton des gelben Tiberstroms. Sie führen alle aus den Gebirgen — Alpen und Apenninen, eine Menge Sand, Lehm und fette Damm-Erde mit sich, und in Oberitalien nimmt dieselbe der Po aus allen Gewässern seines Gebiets in sich auf und setzt sie fortwährend als Schlamm bei seinen Mündungen in's Meer ab, wodurch er im Lauf der Zeiten große Strecken neuen Landes erzeugt. Die Mündungen des Po haben sich durch solche Anschwemmungen seit den ältesten Zeiten ungemein geändert. Aehnliche Anschwemmungen (Alluvionen wie sich die Geologen ausdrücken) finden sich bekanntlich bei mehreren ††) Flüssen:

†) *Petrarca de obedientia ac fide uxoria*, Mythologia in der baseler Gesamtausgabe seiner Werke in fol. sine anno, S. 601. *Vesulus mons, padi ortu nobilissimus, qui ejus e latere fonte lapsus, exiguo orientem contra solem fertur, mirisque mox tumitis incrementis, brevi spatio decurso, non tantum maximorum unus amnium, sed fluviorum a Virgilio rex dictus, Liguriam gurgite violentus intersecat etc.*

††) Mehr oder minder bei allen Flüssen in Ebenen etc. Vergl. *Ure Neues System der Geolog.* Aus dem Engl. Weimar 1830. S. 369. ff. mit 473., wo von den antediluvischen und marinischen Alluvionen auf den Apenninen nach Brocchi's



so bei der Rhone in Südfrankreich, beim Nil in Aegypten, hauptsächlich aber beim Mississippi in Nordamerika. Das Land, das der letztere angeschwemmt hat, ist größer als ganz Aegypten. Unter den Ländern, die durch solche Anschwemmungen vergrößert worden sind, ist Aegypten dasjenige, in welchem diese Erscheinung seit den ältesten Zeiten beobachtet worden ist. Schon Herodot im 15ten Capitel der Euterpe (des zweiten Buchs) sagt † a):

„Das Delta, wie selbst die Aegypter sagen und wie wahrscheinlich ist, wurde ihnen von dem Fluß zugeführt und ist mit einem Wort erst in neuern Zeiten zum Vorschein gekommen.“ Und daselbst zu Ende des vierten und im fünften Capitel sagt er: „Sie sagen, Menes sei von Menschen der erste König Aegyptens, und zu seiner Zeit, ganz Aegypten, außer dem Thebanischen Distrikt ein Morast und von demselben nichts von dem, was jetzt diesseits des Sees Nubis ist, zu sehen gewesen. Zu diesem schiffte man vom Meer mit dem Fluß in sieben Tagen hinab. — Dies, was sie von der Beschaffenheit des Lands sagen, schien mir sehr richtig zu sein. Denn wer nur Verstand hat, wenn er auch schon

---

Conchiliologia fossile subapennina die Rede ist und das neugeborne Land Italien einem großen Vorgebirge verglichen wird. Daß Italien vor der Diluvialzeit ein Festland war, erhellt schon aus seinen organischen Resten und aus andern geologischen Gründen.

† a) Vergl. die Erklärer zu Diod. Sic. III, 19. und zu Hom. Odys. IV. 357. XIV, 257. Aristoteles Meteorol. I. 14. ff. Außerdem vergl. Meusels Geschichtsforscher. Thl. VI. S. 66. ff. S. v. Hoff's Gesch. Ueberl. Veränd. Erdoberfl. Nitters Erdk. Cuviers Umwälz. der Erde. v. Röggerath. 1830. I. 130. De Maillet Desc. de l'Egypte.

Athene. I. Bd. II. Heft.

10



»vorher nichts davon gehört, und sieht es, der wird sogleich bemerken, daß Aegypten, so weit die Griechen schiffen, ein zu Aegypten neu angelegtes Land und ein Geschenk des Flusses sei, ja auch noch die Gegend über dem See (Moeris) von der Länge einer dreitägigen Schifffahrt, wovon sie nichts dergleichen sagten. Welches ebenfalls ein Stück Landes dieser Art ist. Aegypten ist auch noch folgender Beschaffenheit wegen merkwürdig: Schifft man demselben entgegen und ist noch eine Tagreise vom festen Land entfernt, so wird man, wenn man das Senkblei auswirft, Lehm herausbringen und eilf Drgyen (Klastern) Tiefe haben, woraus man sieht, daß bis dahin Erde geschwemmt wurde. \*)«

Schon Herodot also und die alten Aegyptier sahen ein, daß Unter-Aegypten angeschwemmtes Land sei, und seitdem hat man diese Landbildung beobachtet. Von der Gestalt dieses angeschwemmten Erdstrichs, welcher, so wie die Hauptarme des Nils mit dem Meere ihn einschließen, einem griechischen D ( $\Delta$ ) ähnlich ist, bekam Unter-Aegypten den Namen des Delta, und in der Sprache der Geologie pflegt man nun jedes an der Mündung eines Flusses angeschwemmte Land mit dem Namen Deltaland zu bezeichnen. Ueber das ägyptische Delta in Bezug auf die Bevölkerung dieses Landes sprach ich in meiner neulich erschienenen Schrift »über den Ursprung der Menschen und Völker« \*\*) (§. 151.) in Kürze.

---

\*) Nach Joh. Friedr. Degen.

\*\*) »Nach der mosaïschen Genesiß. (§. 151.) S. 240. Ure in seinem Neuen System der Geologie (aus dem Englischen. Weimar 1830. S. 608.) bemerkt, daß die Fruchtbarkeit und Bevölkerung Aegyptens mit dem Verluste seiner Diluvialfeuchtigkeit gesunken sei.« Was an der angeführten Stelle überhaupt von der Veränderung der Temperatur nach der



In der Gegend von Venedig ist, wie man nachgemessen hat, die Küste des italienischen Festlandes im Laufe der Jahrhunderte durch solche Anschwemmungen um mehrere Meilen gewachsen.

Nach de Prony hat der Po seit den zwei letzten Jahrhunderten allmählig gegen 210 Fuß Landes jährlich angesetzt. Die Lagunen von Venedig, in welche der Canal der Brenta und einige andere Flüsse münden, werden dadurch immer mehr mit Erde gefüllt, unerachtet ungeheure Summen, nämlich von Jahr zu Jahr gegen 8 Millionen Franken, zu ihrer Ausräumung verwendet werden \*).

Diese Eigenschaft der italienischen Flüsse, daß ihr Wasser so viel erdige Theile mit sich führt, erzeugt besonders in der oberitalienischen Ebene, wo die Gewässer nicht zwischen Bergen und also nicht durch unübersteigliche Dämme eingengt werden, noch eine andere Eigenthümlichkeit in Hinsicht ihres Laufs. Sie setzen nämlich schon während ihres Laufs eine Menge erdiger Theile ab und erzeugen dadurch auf ihrem Boden große Lagen von Schlamm, der sich allmählig, so wie neuer und neuer Schlamm ic. darüber ge-

---

Sündfluth bemerkt wird, kann hier nicht berücksichtigt werden. Er hält diese Veränderung im jetzigen Weltalter wohl für größer, als sie ist. Besser sprach sich über diese Verhältnisse Cuvier in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften aus. (Vergl. de Luc in Mercure de France. September. 1819. Nöggerath's Ausführungen zu Cuviers Umwälzungen der Erdrinde 1850. II. 187.)

\*) Einen Auszug aus de Prony's Untersuchungen über das hydraulische System von Italien giebt Cuvier Umwälz. I. 134. ff. Vergl. Fortfait Mémoire sur les lagunes de Venise in den Mém. de la Classe physique de l'Inst. T. V. S. 213.



föhrt ist, zu fester Erde gestaltet. Dadurch wird der Grund des Flußbettes nach und nach immer höher ausgefüllt, so daß am Ende die Gewässer nicht mehr Raum genug darin finden. Sollen sie nun nicht über ihre Ufer treten, so müssen sie durch feste Dämme eingeeengt werden, und diese Dämme müssen mit der Zeit immer höher geführt werden, je höher nach und nach der Fluß mit abgesetzter Erde den Grund seines Bettes ausfüllt. Sie begreifen, wie auf diese Weise der Fluß sich in der Länge der Jahre so sehr erhöhen muß, daß der Spiegel seiner Gewässer höher liegt, als die Oberfläche des Landes, das ihn umgiebt. Und so ist es denn auch. Der Po fließt gegenwärtig so zu sagen in der Luft; er fließt, wie sie bei Thiersch im ersten Theil seiner Reise in Italien S. 312. lesen können, acht bis zwölf Fuß höher als die Oberfläche des Landes liegt † a).

So groß die Anstrengungen sind, zu welchen durch ein solches Wassersystem das Land gezwungen ist † b), indest

---

\* a) C. R. F. Schollers italienische Reise I. 258. ff. Cuvier's Umwälz. der Erdrinde v. Nöggerath 1830, I. 132. ff. Nach Prony hat der Po, seit er in Dämme eingeeengt worden, seine Sohle so sehr erhöht, daß sein Wasserspiegel jetzt höher ist, als die Dächer der Häuser in Ferrara. Zugleich ist seit 1604 das Ufer um sechstausend Toisen nach dem Meere hin vorgerückt. Cuvier a. a. O. S. 138. ff.

† b) Cuvier a. a. O. S. 142 sagt: »Die Etsch und der Po liegen jetzt höher, als alles zwischen ihnen befindliche Terrain, und nur durch Eröffnung neuer Bette in den Niederungen, welche sie früher angeschwemmt haben, kann man den Verheerungen vorbeugen, womit sie jetzt dieselben bedrohen.« Cuvier nennt (S. 142.) solche Flüsse (wie z. B. in Holland) hängende Flüsse. (Sie sind oft 20 bis 30 Fuß höher als die Oberfläche.)



es die Dämme seiner Flüsse fortwährend unterhalten muß, eben so groß sind aber auch die Vortheile, die aus diesem Wassersysteme entspringen. Ein Land, das so außerordentlich bevölkert ist, wie Oberitalien, enthält Schaaren müßiger Menschen. Diese können nicht besser verwendet werden, als bei Unterhaltung dieser großen Wasserbauten. Was weiter hierher Gehöriges gesagt werden konnte, findet man in einer Schrift angeführt, in der man Dinge der Art am wenigsten erwarten sollte, nämlich in der Schrift: Geist der Kochkunst von König, herausgegeben von C. F. v. Rumohr (Stuttgart. 1822. 8. S. 179 ff.). Auch Cuvier's Vorlesungen über die Geschichte der Naturwissenschaften, von denen im Februarheft des Morgenblatts 1830 ein Auszug mitgetheilt worden ist, beziehen sich hierauf. Beide beziehen sich darauf, daß unter ähnlichen Verhältnissen im Alterthum in Aegypten, Westasien und Italien die größten Bauten ausgeführt worden seien.

Der Hauptvorthail aber, den dieses Wassersystem für Oberitalien hervorbringt, liegt in der Bewässerung des Landes und in der ausgedehnten Verbindung der einzelnen Theile desselben durch Kanäle. Kein Land, etwa England ausgenommen, hat mehr Kanäle als die Lombardei. Der Po, die Etsch, die Brenta, der Tessin u. alle größere Flüsse des Landes stehen durch solche Kanäle unter einander in Verbindung. Handel und Verkehr könnten dadurch außerordentlich begünstigt werden, wenn die Verhältnisse der Staaten unter einander in dieser Hinsicht dem Lande größere Hilfsquellen eröffneten. —

Es ist Ihnen bekannt, mit welcher Macht einst Venedig über die Meere gebot. Damals als die Republik unter



der Brückendett Herrschaft † a) ihrer Dogen und Nobili's ihre stolzen Flotten in alle Gewässer ausschickte, damals floßen alle Schätze des Orients und des Occident's in der Inselstadt zusammen † b). Ungarn, Oesterreich, ganz Deutschland und die Nordischen Reiche bezogen die Produkte der fremden Länder aus Venedig. Die große Handelsstraße, die damals über Augsburg und Nürnberg in den deutschen Norden führte, war eine Hauptursache der außerordentlichen Blüthe dieser Reichsstädte. Dadurch daß sich die Monarchien gegen den Freistaat hoben und dadurch, daß der portugiesische Seeheld Vasco di Gama einen neuen Seeweg nach Ostindien um das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckte, wodurch der Welthandel eine ganz andere Richtung nahm, sank Venedig gegen Ende des 15. Jahrhunderts vom Gipfel seines Reichthums und seiner Macht und mit ihm sanken alle jene Handelsstädte des Continents, besonders Deutschlands, deren Blüthe durch die Lage und Verbindung der Länder auf der Blüthe Venedigs beruhte. Dennoch behielt Venedig damals noch große Handelsquellen. Seine Besitzungen im ionischen Meer sicherten ihm noch Jahrhunderte lang den Handel der

---

† a) Vergl. Christ. Weltg. I. 80. 390. not. (Heldsch. 1823.) mit Johannes Müller's allg. Gesch. XXVII, 23 u. 28. Thl. II. S. 382. und 402. (Vergl. Niebuhr. r. Gesch. I. 343. zweiter Ausg.)

† b) Bekannt sind Canazars Worte (epigrammaton lib. I. 36.) de mirabili urbe Venetijs. Sie lauten

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis

Stare urbem et toto ponere jura mari:

Nunc mihi Tarpeias quantumvis Jupiter arceis

Objice et illa tui moenia Martis, aiiit.

Si pelago Tibrim praefers, Urbem adspice utramque:

Illam homines dices, hanc posuisse Deos.



Erwarte. Aber auch dort gieng ein Stück um das andere vor der sich immer weiter ausbreitenden Macht der Osmanen verloren. Als Staat verlor Venedig immer mehr von seinem Einflusse auf den Verkehr, doch die große Thätigkeit der Einzelnen füllte noch immer die Häfen der Lagunen, bis der Sturm, den die französische Revolution über ganz Europa heraufführte, auch die venezianische Republik auf immer verschlang. Seit fast 50 Jahren ist auf diese Weise der Handel Oberitaliens fast gänzlich gelähmt. In der neuesten Zeit hat die österreichische Regierung Venedig zu einem Freihafen erklärt; möchte diese Maafregel die alte Handelsstadt wieder etwas mehr heben.

Wir kehren zu unserer Betrachtung über die Kanäle selbst zurück. Da dieselben in den letzten Zeiten für Handel und Verkehr verhältnißmäßig nur geringe Bedeutung haben konnten, so scheint es auffallend, daß nichts desto weniger die Kanäle nicht allein mit aller Sorgfalt unterhalten, sondern sogar mit großen Kosten erweitert wurden. Leicht kommt man darüber ins Klare, wenn man erwägt, welches in diesen Zeiten der Haupt-Erwerbszweig des Landes gewesen. Da der Handel darniederlag, so war das Volk durch die Bedingungen seines Bodens an den Ackerbau angewiesen. Das fette Erdreich der oberitalienischen Ebene gewährte dazu die besten Aussichten. Jedermann hat von der Ergiebigkeit, von der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Lombardei gehört. Diese Fruchtbarkeit verdankt das Land größtentheils seinen Kanälen.

Die Hitze des italienischen Himmels würde im Sommer die Saaten vor ihrer Reife verbrennen, wenn nicht fortwährend für ihre Anfeuchtung und Bewässerung gesorgt würde. Diesen Zweck haben nun auch die Kanäle. Hier kommt die



hohe Lage der Flüsse, wornach ihr Spiegel höher liegt als die Fläche des Landes, trefflich zu Statten; denn aus so hoch gehenden Flüssen lassen sich leicht Kanäle ableiten. Aus den größeren Kanälen, die, wie wir gesehen haben, zugleich zur Schifffahrt dienen, wird das Wasser durch eine Menge kleiner Seitenarme in die Felder geführt, und diese dadurch bewässert.

Diese Art der Bewässerung ist nicht erst in den neueren Zeiten gewöhnlich geworden; schon die Alten wässerten auf ähnliche Weise nicht allein ihre Wiesen, sondern auch ihre Gärten und Felder. Eine Stelle in Virgils Gedicht vom Landbau, im ersten Buch (v. 104 — 117.) belehrt uns hierüber mit folgenden Worten:

»Aber wie prief ich ihn, der die Flur nach gestreuetem  
Saamen

Nahe verfolgt (insequitur), und die Haufen zerschlägt des zu  
feisten Gefildes?

Dann in die Saaten den Fluß herlenkt und die folgenden Bäche;  
Und, wenn in Gluth der Acker mit sterbenden Pflanzen ver-  
schmachtet,

Siehe, daher an der Scheitel des hügligten Pfades den Bergquell  
Lockt: sein Gesprudel ergießt dumpfrauschend sich über die glatten  
Kiesel herab und tränkt die durstenden Felder mit Labfal.

Oder, damit nicht der Halm mit belasteter Aehre sich lege,  
Der den üppigen Wuchs der Saat abweidet, so bald sie  
Jugendlich über die Furchen emporgrünt? und der des Pfuhs  
Sumpfige Feuchtigkeit zum schlürfenden Sande hinabführt?  
Wann zumal der Strom in den wankenden Monden die Ufer  
Schwellend verläßt und alles umher mit Schlamm bedeckt hält,  
Daß die niedrigen Lachen in gährender Nässe verschimmeln † a).

---

† a) Unde cavas trepido sudant humore lacunae. Nach Wolf.



Einige Verse im 21sten Gesang der Iliade (v. 257 ff.) belehren uns, daß schon in den ältesten Zeiten auch in Griechenland diese Art der Bewässerung gewöhnlich war. Die Worte des homerischen Gesanges heißen:

Wie wenn ein wässernder Mann vom dunkelsprudelnden  
Bergquell

Ueber Saat und Gärten den Lauf der Gewässer daherführt,  
Und, in der Hand die Schaufel, den Schutt der Rinne hinwegräumt;

Jago strömt das Gewässer, und alle Kiesel des Baches  
Werden gewälzt; und es stürzt mit rauschenden Wellen herunter  
Von abschüssiger Hhh' und übereilt auch den Führer.

(Voss.)

Doch wer hat nicht von den großen Kanalbauten †a) im alten Aegypten und in Babylonien gelesen? In heißen Ländern macht der Feldbau solche Wasseranlagen nothwendig; und wir haben bloß anzugeben, daß sie sich auch in Italien finden. —

Die Fruchtbarkeit der oberitalienischen Ebene war, wie Ihnen bekannt ist, schon in alten Zeiten berühmt. Hannibal, als er von Spanien und Frankreich her, über die Alpen kam, vertröstete seine durch alle Mühseligkeiten eines Kriegszugs heimgesuchten Carthager auf die gesegneten Fluren des Padus, wo sie für ihre männliche Ausdauer einen reichen Lohn finden würden †b). Wie es damals war, so ist es noch jetzt. Wir sehen da Wein und Getreide zugleich auf Einem Acker gedeihen. Der Wein an Ulmen gezogen und von Baum zu Baum rankend, beschattet die zartere Pflanze.

---

† a) Erkl. zu Herodot. II. 108. und zu II. 158.

† b) Bei Livius XXI. 43. ff.



unter ihm gegen die Hitze der Sonne und erquickt das Auge durch die Grüne, die er kühlend rings verbreitet, während in hohem Sommer alles Gras, das der Sonne bloß gestellt ist, verbrannt dahin stirbt und auf der glühenden Landstraße der feine weiße Staub dem Wanderer Blick und Athem beengt. Maulbeerbäume besaumen die Wege und nähren die Seidenraupe, deren Erzeugniß ausgeführt wird und einen nicht unbeträchtlichen Erwerbszweig ausmacht. Berühmt ist die Seidenzucht am Comer-See. Auch Reisbau giebt es schon in der Lombardei; doch ist erst Sicilien die rechte Heimath dieses Produktes.

Malerische Gegenden trifft man in dieser fruchtbaren Ebene freilich nicht. Die Gegenden sind einförmig und darum langweilig. Man kann kaum einen Fluß befahren, dessen Ufer trauriger wären als die des Po. Man sieht fast nirgends über den Damm hinaus. Sieht man einmal ein Dorf, so scheint es grau und verfallen. Kommt ein Gebüsch zum Vorschein, so sind es alte Weidenbäume, so grau als der Schlamm des Gewässers. Nur wo die Ebene das Gebirge berührt, sind die Gegenden anmuthiger; so bei Brescia und Verona, besonders aber bei Vicenza. Diese letztere Gegend ist ausgezeichnet schön, und auch die Ansicht Venedig's in der unermesslichen Wasserfläche der Lagunen kann prächtig genannt werden † a).

Oberitalien wird wie wir oben bemerkt haben, im Süden durch die Apenninen begränzt und von Mittelitalien geschieden. Wir haben bereits angedeutet, welche großen Kontraste die nördliche und die südliche Seite dieses Gebirges bieten. Darüber nur noch einige Worte.

---

† a) Scholler it. Reif. I. 151. ff.



Wer mit der Vorstellung nach Italien glenge, in den Apenninen † a) ein Gebirg zu finden, das durch die Pracht seiner Wälder entzücke, der würde sich sehr getäuscht haben. Der ganze Gebirgszug ist ein kahler Felsengrat, der jetzt auf seiner Höhe fast nichts hervorbringt als schwaches Gesträuch. Das Gebirge ist eine Masse vulkanisch gebildeten Gesteins † b), oft schroff zu einer sehr bedeutenden Höhe

† a) Vergl. v. Przybyłowski über die Vulcane in Italien. Berlin bei Reimer 1825. und L. v. Buch geogn. Beob. durch Deutschl. u. Ital. B. II. Hoffmann in Bunsens Besch. der Stadt Rom. I. 1830. C. Ad. Stieler im Goth. geneal. Alin. für 1818. über die Apenninen und insbesondere die Bergzüge und Bewässerung in Mittel-Italien. Außerdem vergl. G. Brocchi's Conchiliologia fossile subapennina, con osservazioni geologiche sugli Apennini. Milano. 1814. 2. Vol. 4. Auch dessen Catalogo ragionato di una raccolta di rocche, disporso con ordine geografico, per servire alla Geognosia dell' Italia Milano. 1817. 8. und dessen mineralog. Beschreib. des Thales von Gasse in Tirol. a. d. Ital. (1811) mit Anmerk. v. R. U. Blöde. Dresden 1816. 8. v. Odeleben's Beiträge z. Kenntniß v. Ital. 1c. Freib. 1819. 3. Thl. Beaumont's neueste Schriften 1c.

† b) Daß der Ausdruck: gebildet: hier nicht im strengsten Sinne der geologischen Sprache genommen ist, erhellt von selbst. Die Apenninen sind bei weitem weniger vulcanisch erzeugte, als vulcanisch emporgehobene Gebirge. Doch sind sie an ächt vulcanischen Gesteinen reicher, als die meisten eben sowohl durch vulcanische Kräfte emporgehobenen Gebirge Europa's. Selbst in geognostischen Werken heißt Bilden nicht eben so viel, als Erzeugen. Auch die Formung und Emporhebung wird wie hier bisweilen Bildung genannt. Wir mußten uns hier — wo ein kurzer Ausdruck erfordert wurde — des obigen Wortes bedienen, und konnten es um so



aufragend — so ist der Gran Sasso d'Italia in Abruzzo über acht tausend Fuß über der Meeresfläche hoch — oft in weiten Strecken niedrig und ohne auffallend hervorstechende Formen.

Was an den Apenninen noch hervorgehoben werden muß, das ist ihr Reichthum an edleren Steinarten. Der Marmor von Carrara und Luna ist durch alle Kunstländer berühmt, wie der parische und pentelische aus Griechenland. Aus diesen unerschöpflichen Schächten des prächtigsten Baumaterials wurden die Marmormassen hervorgezogen, aus welchen die Mächtigen und Reichen Italiens, in der glänzendsten Periode ihres Landes, ihre Palläste, ihre Tempel, ihre Theater errichteten. Genua führt mit Recht den Namen der Prächtigen (la Superba), denn wo in der Welt giebt es eine Straße von Marmorpalästen wie dort? wo eine zweite Strada Balbi, oder Strada Nuova?

Doch wir wollen dem ruhigen Gange unserer Betrachtungen nicht vorgreifen. In der nächsten Stunde werden wir Einiges über die Natur des mittlern Italien mittheilen, wie wir es über Oberitalien gethan haben. Mit jedem weiteren Schritt in dem Lande wird die Natur glänzender und bezaubernder. Möchte es mir gelingen, Ihnen, wenn auch nur in Umrissen, ein Bild von ihrer Wirklichkeit zu geben.

---

mehr, als selbst in der Sprache der Schule z. B. eine Gruppierung und Verbindung verschiedener Formationen ein Gebilde heißt. Vergl. v. Humboldts geognost. Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften. Deutsch durch v. Leonhard. Straßburg 1823. S. 2.

---



Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Lorenz, Raumer, Warnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1832. X. u. 537. S. 12°. (carton. 2 Thlr.).

---

Friedrich von Raumer, dem wir das gerühmte Werk, die „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ verdanken, beschenkt uns zum dritten Male mit seinem historischen Taschenbuch. Da dasselbe in seinen beiden ersten Jahrgängen, außer den eignen Beiträgen des Herausgebers, Arbeiten von Wilken, Wachler, Voigt, Pasow enthielt, so wird es auch diesmal gewiß von Jedermann mit einem günstigen Vorurtheil zur Hand genommen. Und nachdem wir diesen Band durchlesen haben, dürfen wir versichern, daß dieses Vorurtheil in der That nicht trüge.

Der Herausgeber entschuldigt sich in einem Vorworte, daß seine eignen Beiträge in dem vorliegenden dritten Jahrgange des historischen Taschenbuchs einen viel zu großen Raum (beinahe drei Vierteltheile des Ganzen) einnehmen: mehrere Freunde seien, zum Theil der Cholera wegen, außer Stand gesetzt worden, ihre Versprechen zu halten, und so habe er mit eignen Kräften aushelfen müssen. Die Leser haben das jedoch gewiß nicht zu bedauern, denn die Raumer'schen Arbeiten sind unter den hier mitgetheilten, was Gehalt und Form anlangt, die bedeutendsten.

Das Taschenbuch bringt diesmal vier Aufsätze, die wir in Kürze anzeigen wollen:



**I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karl V. bis zum westphälischen Frieden. Zweite Hälfte von 1630 — 1648. Von Friedrich von Raumer. (S. 1 — 246.)**

Der Verfasser giebt hier eine Erzählung von den Ereignissen der letzten achtzehn Jahre des dreißigjährigen Kriegs und dem westphälischen Friedensschluß. Er theilt diese zweite Hälfte seines Aufsatzes, wie die erste, in vier Abschnitte, die sich folgendermaßen gestalten:

Fünfter Abschnitt. Von dem Auftreten Gustav Adolfs in Deutschland, bis zu seinem Tode (1630 — 1632.).

Sechster Abschnitt. Geschichte des Krieges, vom Tode Gustav Adolfs bis zum prager Frieden (1632 — 1635.).

Siebenter Abschnitt. Geschichte des Krieges von 1635 — 1648.

Achter Abschnitt. Geschichte des westphälischen Friedens.

Was wir in diesen Blättern erhalten, ist das Ergebniß aufmerksamer Durchforschung der unmittelbaren Quellen und der neueren Bearbeiter jenes Theils der Geschichte; auf beide wird in den Anmerkungen fleißig hingewiesen. Da wir voraussetzen dürfen, der Verfasser habe sein Werkchen nicht bloß dem engen Kreise gelehrter Leser, sondern allen Gebildeten bestimmt, so schien uns der Gedanke nicht unzulässig, daß demselben die Absicht einer Berichtigung und Ergänzung der allverbreiteten Schiller'schen Geschichte des dreißigjährigen Krieges mit zum Grunde liege. Wir finden nämlich, daß gerade diejenigen Parthieen, bei welchen der umfassende Dichtergeist Schiller's mit Liebe verweilte, an welchen er sich am glänzendsten bethätigte — wie die Eroberung Magdeburgs, die Schlachten bei Leipzig und Lützen u. — von dem Verfasser ungemein kurz abgethan werden, daß er sich gewisser



maassen beeilt, darüber hinwegzukommen. Die einzelnen charakteristischen Züge, womit er seine Darstellung gern belebt, sind dabei gewöhnlich solche, die sich bei Schiller nicht finden. Zur Verdeutlichung unserer Ansicht stehe hier Rammers Erzählung von der Lügener Schlacht:

E. 88. ff. „Gustav Adolf, dem Worte und Bereitsamkeit zu Gebote standen, beseuerte seine Mannschaft durch eine kurze, kräftige Anrede: Ihr lieben Spießgesellen (so sprach er), zielt recht und schießt gewiß; ich verlasse mich auf eure Tugend und Tapferkeit; mit dreier Stunden Wert und Arbeit werdet ihr mich zum ersten König der Welt machen. — Wallenstein stellte sein Heer nach älterer Weise in tiefe Haufen, hielt aber keine Anrede an dasselbe. Sein Blick und die Strenge seines Schweigens gab deutlich zu verstehen, er werde Alle nach Maaßgabe ihres Benehmens reich belohnen oder streng bestrafen. — Die schwedischen Trompeter bliesen nach des Königs Befehl: eine feste Burg ist unser Gott; darauf sang er den 67sten Psalm: es wolle Gott uns gnädig sein. Um elf Uhr, als der dichte Nebel einigermaßen verschwand und den Gesichtskreis erhellte, ritt er vor und sagte: Nun wollen wir dran, das walt der liebe Gott! — Mit lauter Stimme rief er jetzt: Herr Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines heiligen Namens Ehre! — Nun begann die Schlacht.

Obgleich Wallenstein's vordere Seite durch einen Hochweg und tiefen Graben gedeckt war, und seine Mannschaft tapfer widerstand, siegten die Schweden unter Gustav Adolfs Führung. Bedenklich hingegen standen die Sachen auf dem andern Flügel, weshalb ihm Gustav Adolf zu Hülfe kommen wollte. Mit wenigen Begleitern eilte er den Seinen voraus; da ward sein Pferd durch den Hals und er durch den



Nem geschossen. In dem Augenblick als Herzog Franz von Lauenburg, der zu seiner Seite ritt, ihn aus dem Gefechte hinwegführen wollte, sprengte ein kaiserlicher Ritter, den Niemand für feindlich hielt (es war der Oberstlieutenant Falkenberg), bis auf zehn Schritte heran und schoss den König durch den Rücken, daß er zu Boden stürzte. Während Herzog Franzens Stallmeister den Oberstlieutenant mit dem Degen verwundete und Lasbelsin, einer von Gustav Adolfs Edelknechten, ihm vergeblich aufzuhelfen suchte, kamen drei andere kaiserliche Reiter hinzu, welche forderten, Lasbelsin solle ihnen den Gefallenen nennen. Unbegnügt mit der Antwort: es sei ein Offizier, trafen sie Lasbelsin so, daß er fünf Tage darauf starb. Der König aber ward von ihnen rein ausgeplündert, nachdem er mit Degen und Pistolen noch mehrere tödtliche Wunden empfangen hatte.

Als Bernhard von Weimar und Kriphausen (der den Rückhalt befehligte) von dem schrecklichen Unfalle Nachricht erhielten, äußerte dieser: die Mannschaft sei in so guter Ordnung, daß der Herzog einen schönen Rückzug machen könne; dieser antwortete aber zürnend: nicht an so feigen Ausweg, an Sieg und Rache müsse man denken. Er übernahm, allem erzwingend, den Oberbefehl des ganzen Heeres, stach einen Oberstlieutenant, der nicht gehorchen wollte, zu Boden und schlug den zweiten Flügel Wallenstein's aus dem Felde. In diesem Augenblicke brach indeß Pappenheim mit seinen Schaaren hervor und eine dritte Schlacht begann nicht minder heftig, als die vorigen. Erst nachdem dieser erschossen worden, ward die Flucht der Kaiserlichen allgemein, Geschütz und Gepäck gieng verloren, binnen wenig Tagen räumten sie ganz Sachsen.“

In einer längeren Anmerkung zu dieser Stelle werden



noch mehrere Belege für die, neuerdings von Föster in seiner Ausgabe der Briefe Wallenstein's erwiesene, Thatsache beigebracht, daß Gustav Adolf bei Lützen keineswegs durch Verrath umgekommen ist.

Wie in der mitgetheilten Stelle, ist des Verfassers Darstellung allenthalben klar und bündig; doch trifft man wohl im Einzelnen auf ungewandte, hie und da auch auf unrichtige Ausdrücke. Wenn es z. B. heißt: „Während Herzog Franzens Stallmeister den Oberstleutnant mit dem Deget verwundete, und Hasselstin, einer von Gustav Adolfs Edel-leuten, ihm vergeblich aufzuhelfen suchte u.“, so wird, dem Bau des Satzes gemäß, unter diesem ihm, der Oberstleutnant verstanden, während unser Geschichtschreiber den schwedischen König selbst damit bezeichnet haben will. Ausstellungen der Art sind indessen so geringfügig, daß wir die versuchte nicht gemacht haben würden, wenn uns das Werk eines Friedrich's von Raumer nicht dazu Gelegenheit gegeben.

Mehr würden wir dagegen einzuwenden haben; daß der Verfasser, wie wir schon bemerkten, über die Haupt- und Wendepunkte im Laufe der vor ihm dargestellten Ereignisse, so kurz hinweggeht, wenn uns nicht der ange deutete Gesichtspunkt die Vermuthung aufdränge, daß das Werkchen bestimmt sei, dem Buche Schiller's zur Seite zu gehen.

Es bleibe nicht unerwähnt, daß Raumer häufig seiner Erzählung längere Stellen aus den Quellen einfügt; dadurch setzt er uns in den Stand, in das Leben und Treiben jener Zeit unmittelbare Blicke zu thun, die uns deren Eigenthümlichkeiten schnell und sicher zum Verständniß bringen. Mit weiser Sparsamkeit angewendet, kommt dieses Verfahren dem Geschichtschreiber auch ungemein zu Statten, wo er Gefahr



läuft, bei Aufzählung vieler kleinlichen Thatfachen, die Theilnahme seiner Leser zu ermüden.

II. Graf Schlabrendorf, amtl. Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. Mitgetheilt von A. A. Wernhagen von Ense (247 — 308.).

Gustav Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin am 22. März 1750, seit 1755 in Schlesien (im Hause seines Vaters, des Ministers Schlabrendorf) erzogen, studirte in Frankfurt an der Oder und in Halle Rechtswissenschaft, durchreiste dann Deutschland und die Schweiz, durchflog Frankreich, und brachte hierauf sechs Jahre in England zu, wo er mit Friedrich Heinrich Jacobi in freundschaftliche Verhältnisse kam. Noch vor dem Ausbruche der französischen Revolution gieng er nach Paris, ward hier als Ausländer, Graf und Freund von Condorcet, Mercier und Brissot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, saß darum anderthalb Jahre erst in der Conciergerie, dann im Palast Luxemburg gefangen, und entgieng nur durch einen glücklichen Zufall der Guillotine. Zu Paris bewohnte er im Hotel des Deux-Éciles, Rue Richelieu, viele Jahre das Zimmer im zweiten Stock, das ihm bei seiner Ankunft aus England überlassen worden war. Er lebte sehr einfach, streng gegen sich selbst, aber äußerst mildthätig gegen Andere ohne Unterschied. Verheirathet war er nie, aber einmal verlobt. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er sich den Bart wachsen ließ. Ueberhaupt war er seinem ganzen Charakter nach ein geistreicher Sonderling. Er starb am 21. August 1824, und ist auf dem Kirchhofe des Père la Chaise bei Paris begraben.



In mancherlei Gebieten der Literatur hat er nicht ohne Ernst sich umgesehen, doch immer aphoristisch. Aus seinem geistigen Erwerbe theilte er sehr gerne mit. Der Artikel *Horne Tooke* in der *Biographie universelle* ist aus seiner Feder geflossen, vielleicht sind es noch andere Abschnitte dieser Sammlung. Das bekannte Buch „*Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate*“, welches der Kapellmeister *Reichardt* im Jahre 1804 anonym herausgegeben, rührt auch hauptsächlich von *Schlabrendorf* her. Vermuthlich ist derselbe auch Verfasser des Schriftchens: „*Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung*. Leipzig, 1816“, welches sonst denn Professor *Hegewisch* in Kiel zugeschrieben worden.

Durch diese Nachrichten über einen, wenn auch nicht großen, doch interessanten, und in mancher Rücksicht ausgezeichneten Mann läßt man sich gern ein Stündchen unterhalten. Die mitgetheilten Gedanken *Schlabrendorf's* sind, wie gesagt, zum Theil recht geistreich, und würden vielleicht im weitem Kreise ansprechen, wenn sie aus der ungelenkten Sprache, in die sie eingekleidet sind, in's Deutsche übersetzt würden. *B. B. S.* 283.

„*Angelus Silesius:*

Durch die Menschheit zu der Gottheit.

Willst du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,

So mußt du unverrückt an seiner Menschheit hängen.«

Dazu:

„*Eremita Parisiensis:*

„*Aller Entweihungen ärgste:*

Entschwebt nicht Zaubersinn schon, sobald Kunst muß dienen, wie Schemel, zu erschnappen Tagesbedarf? Auch Gotteslehr, auch Gotteshuldigung dient etwa je nur stolzer Willkür sie zum Wehrschild, sie zum Strassschwert, ver-



läugnet ihre Himmelskraft; zengt im Dunkel nie Gottinnigkeit! Auf Erden höher nichts, als Menschenwürde; wer am Zeitgeiste sie haßt, mag der fromm noch heißen vorm Schöpfer? Nein bleibt kein Zweck, gilt uns für Mittel bloß das Heiligste,«

Sprüche, wie folgende halb metrische, theilt der Biograph wohl nur darum mit, um uns den wackern Mann von einer seiner schwachen Seiten (von Seiten seiner originellen Sprache) näher zu zeigen. S. 299 f.:

„M a n n e r b a r t.

Im Bann liegt Bart! kein Rechtsfreund blieb... als Ges-  
sicht' und Natur.

Mannheit, Lebenshöf', Eigenausdruck... erst Bartgestuf  
mahl't's!

Hält Bart als Schleier doch Nahrungsgier der Sinnlich-  
keit nur.

Wetterbeschirmt war' Rinnegebein; entblößt's Junggezier nicht.  
Wer mahlt, wer boslet, Götter- und Riesenkraft... je  
bartlos? u. f. w.«

III. Karls des Großen Privat- und Hofleben.  
Eine historische Skizze von Dr. Friedrich Lorenz  
(S. 309 — 394.)

Fr. Lorenz, der unlängst Turner's Geschichte Al-  
fred's des Großen für deutsche Geschichtsfreunde bear-  
beitet, und durch sein Leben Alcuin's \*) eine genauere  
Befanntschaft mit dem karolingischen Zeitalter bethätigte,  
gibt hier zur Kenntniß des letzten einen neuen beachtungs-  
werthen Beitrag.

---

\*) Alcuin's Leben. Ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und  
Cultur-Geschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Friedr.  
Lorenz, ic. Halle, bei Kümmler. 1829. X. u. 278 S. 8°.



#### IV. Polens Untergang. Von Friedrich von Raumer. (S. 395 — 537.)

Von diesem Aufsatze, der im Buchhandel auch besonders zu haben ist, gilt hauptsächlich, was Raumer im Vorworte (S. IX. f.) sagt: „Denen —, welche vielleicht in meiner Erzählung die höchste Höhe der kalten politischen Gleichgültigkeit vermissen, oder tabeln, daß ich dem Erfolge, der Nothwendigkeit, dem Zufalle (oder wie die Götzen sonst heißen nicht unbedingte Ehrfurcht erweise; denen entgegne ich mit Godwin (History of the commonwealth of England, I., preface VII.): Ich mag nicht, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereignisse von hoher Güte oder großer Schuld vor meinen Augen vorübergehn. Ich wünsche vielmehr, daß man mich eben so für fühlend, als für denkend halte. Kennt man aber Unpartheilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln als sei dazwischen gar kein wesentlicher Unterschied, so weise ich derlei Unpartheilichkeit von mir und verläugne sie.“

Den Aufsatz selbst beginnt Raumer also: „Einleuchtender als jemals hat die Geschichte in den letzten fünfzig Jahren gelehrt, daß Selbstvernachlässigung wie Ueberspannung, Verzagtheit wie Hochmuth nie ihrer Strafe entgehen. Die Nemesis, welche Unthätige und Kühne gleichmäßig verachteten, weil sie den Thaten nur langsam zu folgen schien, stürmt jetzt mit Riesenschritten einher, züchtigt die Frevler mit furchtbarer Schnelligkeit, stürzt Könige zu Boden und rottet den Namen von Völkern aus. Unwissenheit der Geschichte wird deshalb in unseren Tagen zur verderbenbringenden Sünde, und dieser Spiegel der Größe und der Verächtlichkeit des menschlichen Geschlechts, kann den Augen Aller nicht oft genug vorgehalten werden, damit ungerecht Leidende sich getröstet



daran aufrichten, ungerecht Handelnde aber ihre Schande erblicken, sich bessern und heiligen mögen.

In diesem Sinne und zu diesem Zwecke wollen wir versuchen, ohne Haß oder Vorliebe, den Untergang Polens in aller Kürze zu erzählen!

Der Aufsatz selbst beginnt mit einer kurzen Uebersicht des politischen Zustände Polens in den früheren Jahrhunderten, vom ersten Auftreten der slavischen Völkersämme an. Seit der Schlacht bei Pultawa wird Rußlands Einfluß in Polen überwiegend, mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges oben wird derselbe gränzenlos. Dieß ist der Zeitpunkt, von wo an der Aufsatz die Schicksale Polens ausführlicher erzählt. Am 5. August 1772 wurde der Vertrag über die erste Theilung polnischer Länder zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen abgeschlossen; im Jahre 1793 wurden von Rußland und Preußen neue Abtretungen erzwungen (zweite Theilung); und als, nach dem Aufstand unter Kosciuszko, Prag am 4. November 1794 durch Suwarow unter einem furchtbaren Blutbad erobert worden war, erklärten die drei Machtmächte, den 3. Januar 1795, die dritte, völlige Theilung Polens, die von dem einst so großen und gefürchteten Reiche kaum den Namen übrig ließ. So weit begleitet uns der Verfasser; der neueren polnischen Ereignisse wird kaum, am Schlusse des Schriftchens, Erwähnung gethan. Wenn eine klare, bündige, mit ausgezeichnete Unparteilichkeit aus den dormaligen zugänglichen Quellen geschöpfte Darstellung der Leiden Polen's willkommen ist, der lese diesen Aufsatz. Ehre der Sache des Rechtes und der Wahrheit!

W. Lindemann.





---

Die  
**Grundzüge der Urgeschichte**  
und die  
**Einheit der religiösen Sagen = Kreise**  
**der Griechen.**

---

Wir fahren fort † a), die religiösen Ueberlieferungen der alten Völker zu erörtern:

Es ist bereits gezeigt, welche Verbindung zwischen den Thatfachen der Urgeschichte und denen der ältesten religiösen Sagen (Mythen) obwaltet. Um die letzten zu erklären, müssen wir sie also im Widerschein der ersten betrachten. Darum sei es zunächst unsere Aufgabe, die frühesten Entwicklungen des Lebens und des religiösen Bewußtseins der Menschheit nach den vorzüglichsten Quellen der Urgeschichte, in Kürze (analytisch) darzulegen.

Diese Quellen sind am reinsten in der mosaischen Genesiß enthalten, an welche wir folglich anknüpfen.

Wir übergehen die Geschichte vom Sündenfall, der ersten That des erwachenden Selbstbewußtseins, und wenden uns

---

† a) S. Athene. Hst. I.

Athene III. Hst.



sogleich zu einer Bemerkung der Urkunde, welche die erste religiöse Entwicklung im Besondern bezeichnet. Diese Bemerkung findet sich Genes. 4, 26.; sie heißt:

„Und Seth zeugete auch einen Sohn, und hieß ihn Enos. Zu derselbigen Zeit fieng man an, den Jehovah anzurufen.“

Diese Epoche religiöser Geistesentfaltung kann nur auf doppelte Weise aufgefaßt werden, nämlich als s. g. historischer Anfang der Religion überhaupt — wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Religion in der That und Wahrheit so alt als die Menschheit selbst ist, so daß also diese Epoche der Jehovahanrufung nicht als historischer Anfang der Religion überhaupt gedacht werden darf —, oder diese Epoche religiöser Geistesentfaltung kann aufgefaßt werden als eine auffallende innerliche Veränderung der Religion selbst, so daß dieselbe fortan, in Vergleich mit ihrer frühern Bestimmtheit eine weiter entfaltete gewesen wäre, und diese Auffassung ist, da die erste geläugnet werden muß, allein die richtige. — Daß diese Epoche der Jehovahanrufung bloß als Epoche der innerlichen Weiterbildung Einer Religion zu fassen sei, beweiset ferner im Sinne der Genesis auch der Umstand, daß die Urkunden nirgends von Religionen vor der Fluth sprechen. Es würde dieses auch dann wahr sein, wenn in der angeführten Stelle bloß von einem äußerlichen religiösen Momente, d. h. bloß von dem Modus der äußerlichen Gottesverehrung die Rede wäre, so fern nämlich dieser Modus auch eine innerliche, wenn auch nur unmittelbare, Bestimmung des religiösen Geistes voraussetzt † a).

Was die Zeit betrifft, in welcher jene Jehovahanrufung

---

† a) Chr. Rapp. Urspr. M. Völk. nach der mosaischen Genesis. §. 30. (§. 52 ff.)



Statt fand, ist nicht zu vergessen, daß sie die urmythische sei — eine Zeit, in welcher es noch keine Völker als solche gab.

Als die Geschlechter, bei denen jene Religionsentwicklung vor sich gieng, scheint die Urkunde die Sethiten zu nennen, indem sie bei deren Erwähnung von jener Jehovahanrufung Meldung thut. Die LXX. geben diesen Zusammenhang mit den Sethiten auf eine noch auffallendere Weise: καὶ τῷ Σήθ ἐγένετο υἱός. ἐπωνόμασας δὲ τὸ ὄνομα αὐτοῦ, Ἐνός. οὗτος ἤλπισεν ἐπικαλεῖσθαι τὸ ὄνομα κυρίου τοῦ θεοῦ † a).

Will man die, Genes. 4, 26. ausgesprochene, Entfaltung des religiösen Lebens aufs Extrem treiben, so könnte man sagen, es sei das Entstehen einer neuen Religion angedeutet. Dagegen muß aber bemerkt werden, daß von einer neuen Religion nur gesprochen werden kann in Beziehung auf eine andere, bestimmte, vor ihr daseiende. Da aber Genes. 4, 26. nur von dem Hervortreten des religiösen Lebens aus der Unmittelbarkeit die Rede sein kann; also früher keine besondere, bestimmte Religion da war, so muß die Ansicht von einer neuen Religion, die Genes. 4, 26. angedeutet sein soll, als völlig unstatthaft abgewiesen werden. Eben so wenig kann nach diesem die Hypothese von einer durchbildeten, (im Selbstbewußtsein) fixirten, Urreligion-Geltung finden † b).

Die bisher besprochene Anrufung Jehovah's durch die Sethiten fällt in die urmythische Zeit, welche mit der Zeit, in der die Stämme und Geschlechter sich zu Völkern bestimmen, endet. Mit dieser Völkerscheidung gewinnen die My-

† a) Urspr. W. Völk. m. G. §. 32. 38.

† b) Urspr. W. V. m. Gen. §. 41. 51. 16. Anmerk.



then mehr Charakter und Sicherheit, mit ihr treten auch bei den Völkern individuelle Religionen in die Wirklichkeit. Die hebräische Nation hebt sich durch ihre Religion als dem Einen Gott geweihtes Volk hervor. Als Volk auf Palästina's Boden geboren, setzen die Hebräer das Paradies, das verlorne Land der goldnen Zeit, in die nordöstliche Heimath ihrer Väter (Eber's, Abraham's) † a).

Für das Fortschreiten des religiösen Geistes in dieser urmythischen Zeit zu immer größerer Bestimmtheit in sich, d. h. zu hellerer Erkenntniß des Verhältnisses der Menschheit zu Gott, zeugt auch der Umstand, daß schon Genes. 4, 3—4. Opfer erwähnt werden † b).

Diese Opfer, die den Zweck haben, den Gott, mit dem der Mensch in den Gegensatz getreten ist, zu versöhnen, gehen hervor aus der tief gefühlten Nothwendigkeit der Einheit mit Gott, und setzen noch nicht nothwendig ein selbstbewußtes Wissen voraus. Weiter ist das religiöse Wissen vorangeschritten in der Genes. 4, 26. bezeichneten Anrufung Gottes, als eines mit dem Eigennamen bezeichneten, somit bestimmt gedachten † c).

Es konnte aber zu einer und derselben Zeit nie bloß Eine bestimmte Religion geben, indem die Feststellung einer besondern Religion in concreto ihre Gegensätze nothwendig zugleich mit fixirte † d). Sobald also der einseitige Monothetismus bestimmte Gestalt gewann, fixirte sich auch der Polytheismus † e).

† a) a. D. §. 42.

† b) a. D. §. 49.

† c) a. D. §. 50. mit §. 90.

† d) a. D. §. 51.

† e) a. D. §. 62.



Es kann aber keine als polytheistisch für sich schon entschiedene Mythologie mit Bestimmtheit von einer Zeit behauptet werden, von welcher noch kein Dasein von Völkern mit Bestimmtheit behauptet werden kann. Einer solchen Zeit geht aber eine innere Gährung voraus † a). Diese Gährung setzt aber selbst eine gewisse Berührung solcher Stämme und Geschlechter voraus, welche in mehrseitigem Betracht unterschieden sind. Es muß also schon vor Entscheidung jener Krisis, welche mit dem Dasein der Völker endet, eine Bevormortung, aber auch nur eine Bevormortung, noch keineswegs eine Fixirung der Mythologie und dessen gedacht werden, was erst bei bestimmten Völkern wirklich ist. Urspr. M. V. mos. Genes. §. 87. ff. §. 61. ff. §. 59. (§. 120. ff.) Eben so wenig aber als ein entschiedener Polytheismus u. können eigentliche Mysterien in einer Zeit angenommen werden, in welcher man noch nicht von Völkern sprechen, in welcher man noch keine fixirten Unterschiede innerhalb derselben annehmen kann † b); so daß man sich wundern muß, wie ein gar bekannter Schriftsteller unserer Tage dieß behaupten mochte, während ein anderer in jenen frühen Zeiten schon Kasten suchte † c).

Die erste Periode der Entwicklung des Menschengeschlechts lassen die ältesten Ueberlieferungen fast aller Völker durch eine große Fluth abschließen. Erst nach derselben lassen

---

† a) Platon im Protag. S. 322 im Staatsmann S. 271. ff. im Timäos, im Staat, in den Gesezen B. III. (Vergl. auch im Kratylus z. B. S. 438. ff. und im Gastmahl. S. 190. ff.) Aristoteles Metaph. XII, 8. (Polit. I.)

† b) Urspr. M. V. m. G. §. 62.

† c) a. O. §. 88. Anm. 1. §. 1. und o. Auch §. 61. K 27



die einfachen Urkunden der Hebräer Völker und Sprachen entstehen.

Was die Ueberlieferungen von der Gewalt und Ausdehnung dieser Fluth berichten, haben die Untersuchungen neuerer Naturforscher bestätigt: in den Alpen und Karpathen, vom Montblanc zum Jura und von Schweden nach Rußland, und in Amerikas Norden und fast in allen Weltgegenden der klar untersuchten Erdtheile, spricht diese Fluth, wie besonders Cuvier und Buckland gezeigt haben, in den schärft ausgeprägten Zügen zu uns. Selbst aus der Schneeregion des Himalayagebirges † a) aus einer Höhe von 16,000 Fuß sollen Lavinen vordiluvische Knochen von Hirschen und Pferden der Aufmerksamkeit der Naturforscher zugeführt haben. Sicherer als dieses, ja entschieden gewiß, sehen wir als Thatsache bei Santa Fe di Bogota Knochen des Mastodon angustidens in dieser Nähe des Gleichers in einer Höhe von 8000 Fuß. Dieses Thier lebte an der Nordspitze von Siberien durch ganz Europa bis wieder nach Nordamerika hin, also um die ganze Erde in dieser Breite und selbst in des Gleichers Nähe, da aber mehr auf den Höhen, wie

---

† a) Elie v. Beaumont betrachtet den Himalaya und die Hauptkette der Alpen als Glieder eines großen, zumal gebildeten Gebirgssystems, als gleichzeitig entstandene Parallelketten. Erst nach dieser Epoche, welcher der Boden unseres Continents seine gegenwärtige Gestalt verdanke, setzt er die Schöpfung des Menschen und nach ihr die historische Sündfluth. Vergl. Poggendorfs Annal. der Phys. und Chemie 25, I. Morgenblatt 1830. n. 231. ff. S. 975. ff. Unsere Ansicht, nach welcher die Erhebung der Hauptalpenkette ein Moment im Beginn der sog. Diluvialkatastrophe bildet, werden wir in einer andern Abhandlung darlegen.



es scheint: eine bei der damaligen Thierwelt nicht seltene, bei den heutigen Vierfüßern aber unerhörte Ausbreitung † a).

Auf ähnliche Weise fand man in Sibirien und andern Polarländern Reste von Elephanten, Nashörnern und andern Thieren, deren Arten jetzt größtentheils ausgestorben sind, deren Gattungsverwandte aber fast nur in wärmeren Klimaten noch vorkommen. Ferner haben sich bei Rastadt, Köln und an andern Orten, in Erdlagern, die sicher durch Wasser aufgelöst worden, ganze Wälder von Palmbäumen gefunden. Solche Reste finden sich in ähnlichen Erdlagern unter allen Breiten unseres Weltkörpers.

Aus allen diesen Thatfachen geht hervor, daß diejenigen Erdstriche, die jetzt ein kaltes Klima haben, sich früher eines weit mildern erfreuten. Ferner geht daraus, daß diese Reste wärmerer Klimate in aufgelösten Erdschichten vorkommen, hervor, daß sie durch eine große Revolution unseres Weltkörpers, und zwar durch eine Revolution mittelst Wasserfluthen, begraben wurden. Daß sich diese Umwälzung über alle oder doch die meisten Gebiete der Erdoberfläche erstreckt habe, ist schon oben gesagt.

Die Art und Weise, wie jene Reste der Vorwelt sich vorfinden, daß z. B. die Thierreste im Norden noch mit Haut und Haar versehen sind, zeigt, daß die Umwälzung der Erdoberfläche, durch welche sie untergingen, mehr oder weniger plötzlich eingetreten sei. In solchen Erdschichten der Polarländer, die nach geologischen Gründen, für später aufgeschwemmte zu halten sind, finden sich keine jener Erzeugnisse heißerer Klimate mehr begraben, woraus zu ersehen ist, daß in derselben Zeit, in welcher jene große Fluth eintrat, somit auch, wie diese, mehr oder weniger plötzlich, die Wär-

† a) a. D. §. 95. not. C. 157.



me jener Länderstrecken abnahm, wodurch jene Thierreste so gleich in Eis begraben und gegen die Verwesung geschützt wurden † a). Natürlich muß diese Wärmeveränderung sich über den ganzen Erdkörper erstreckt haben: Ein Beweis mehr für die Allgemeinheit jener Katastrophe!

Uebrigens läßt sich durch geologische Untersuchungen darthun, daß diese große Umwälzung der Erboberfläche keineswegs bloß durch Wasserfluthen vor sich gegangen sei. Wie das Wasser, so war auch das Feuer dabei in ungeheurer Wirksamkeit thätig. Länderstrecken wurden so versenkt, andere aufgehoben, und große Continente durch Gebirge zerissen, die aus dem Innern der Erdrinde emporgetrieben wurden. Dadurch wird auch † b) die Thatsache erklärt, daß damals große grasfressende Thiere in solchen Ländern einheimisch waren, wo sie jetzt durchaus nicht leben könnten, weil sie nur in größeren Länderstrecken zu leben vermögen † c): solche Länder sind dann durch jene Umwälzungen von größeren Continenten, mit denen sie zusammenhiengen, abgerissen worden. Im menschlichen Organismus scheint mir dieser Periode — nicht aber als bloße Folge der Wärmeveränderung die Entscheidung der Rassen in ihrer Bestimmtheit und Herausbildung zu entsprechen † d). Die Gründe

---

† a) Sie beweist auch, wie Buckland gezeigt, daß diese Organismen in ihrer Heimath von den Fluthen begraben wurden.

† b) Auf Alex. v. Humboldts Beobachtungen ist vorläufig schon im 2ten Heft der *Athene* S. 125 Rücksicht genommen worden.

† c) Urspr. M. B. nach der mos. Genesis §. 123. not.

† d) Urspr. M. B. m. G. §. 97. wo S. 159, Z. 11 statt: aus: „uns“ und S. 160. Z. 1 statt: noch: „nach“ zu lesen.

Vergl. *Athene* Heft II. S. 120 ff.



für diese Ansicht werde ich in meiner nächstens erscheinenden Schrift: Die Bildung der Erdoberfläche und die Entstehung der Menschen und Völker nach den Gesetzen der physischen Welt, ausführlicher auseinander setzen.

Haben sich aber die Rassen des Menschengeschlechts erst im Zeitalter der großen Fluth ausgebildet, so folgt, daß das Menschengeschlecht schon lange vorher die Erde bevölkerte, daß also die alten Ueberlieferungen, welche dieses bestimmt melden, Wahrheit berichten. Es ist dieser Punkt besonders darum hervorzuheben, weil verschiedene neuere Naturforscher aus dem Grunde, weil sich bis jetzt in den durch die Fluth aufgelösten Erdlagern keine menschlichen Reste (Anthropolithen) gefunden haben, geneigt waren, völlig zu läugnen, daß überhaupt vor der Fluth Menschen auf der Erde gelebt haben † b). Im Allgemeinen war diese Katastrophe für die Geschichte unserer Erde, was die Scheidung der Völker und Zungen für die Geschichte der Menschheit: der Beginn eines neuen Weltalters.

Uebrigens waren mit dieser großen Fluth, der sogenannten Sündfluth, keineswegs alle Umwälzungen der Erdoberfläche beendet. In jener Fluth hatten sich die Naturkräfte auf die umfassendste Weise geäußert. Nachher wirkten sie fort und fort, nur weit gemäßigter, nicht mehr mit der Kraft, neue Schöpfungen hervorzubringen. Von diesen fortgehenden, nur einzelne Theile der Erdoberfläche weiter bildenden Umwälzungen † c), weisen die Naturforscher viele wichtige Spuren nach, und mit ihnen stimmen mannigfache

---

† b) Man vergl. z. B. Platon's Staatsmann S. 270. ff. Steph.

† c) Urspr. M. V. m. Gen. 9. 134. ff.



Ueberlieferungen aus alter Zeit überein. Eine wichtige Schrift, die sich über diesen Gegenstand weiter verbreitet, ist die folgende: Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche, von K. E. A. von Hoff. Gotha, bei Justus Perthes. 1822 u. 24. 2 Thle. gr. 8.

Nicht ohne Grund ist z. B. ohnerachtet der Einwendungen Andreossy's, Forsters und Anderer Vermuthung, daß das kaspische und schwarze Meer zwei rückgebliebene Kessel seien, von jenem großen asiatischen Meere, welches nach Europa hin die Länder durchbrach. Willkürlich hat man aber in die Zeit dieses Länderdurchbruchs, welche uns die Genesis (10, 25.) in den Tagen des mythischen Peleg anzudeuten scheint, zwischen den 3 Theilen der alten Welt die Bildung des Mittelmeers gesetzt. Denn aller Analogie zufolge ist dieses älter als das Diluvium, der Durchbruch jenes asiatischen Meeres aber postdiluvisch. — Wohl scheint auch das Mittelmeer ehemals ein Binnenmeer gewesen zu sein. Die Mythe gibt schon vor der Zeit der Versenkung der fabelhaften Atlantis — Afrika und Europa als getrennte Erdtheile. Eben diese Mythe und noch viel mehr geologische Gründe machen es wahrscheinlich, daß spätestens während der Fluth die Meerenge von Gibraltar durchbrochen und dadurch Europa und Afrika getrennt worden seien.

Norwegen hing früher nach den Ansichten einer Gesellschaft scandinavischer und schottischer Naturforscher durch die Shetlandsinseln mit Schottland, und wahrscheinlich auch Frankreich mit England zusammen. Große Binnenmeere dürften noch im Anfang der diluvischen Zeit die Nordsee und wohl auch die Ostsee ausgemacht und die dortigen Flüsse in sich aufgenommen haben. — In beiden, in ihren Umgebun-



gen, auch in Holland sind frühere Länderstrecken vom Meere begraben, während zugleich besondere große, zum Theil noch fortgehende Landesebhebungen in jenen Gegenden, namentlich in Schweden, seit v. Buch's, seit Brogniart's und Berzelius Untersuchungen nicht mehr in Abrede zu stellen sind.

Nicht ohne Scharfsinn hat man in neuerer Zeit chronologische Berechnungen der deukalionischen, oggischen und noachitischen Fluth unternommen! Man sehe z. B. Schuberz's allg. Naturgeschichte und dessen Urwelt und die Fixsterne S. 361. ff. so wie Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde, übersetzt von Röggerath, (nach der 5ten Ausgabe.) 2 Bände. Bonn 1830 + a). Welcher Zeit die samothrakische Fluth auch gehören möge, früher als die deukalionische ist sie wohl nicht. Sie scheint entweder gleichzeitig, wogegen Manches spricht, zumal wenn die deukalionische mit der noachitischen zusammengestellt würde, oder sie ist später. Mir scheint das letztere das wahrscheinlichere, obgleich Diodoros Sikulos das Gegentheil annimmt. Die Umwälzungen, welche die Insel Samothrake erlitt, fallen in eine Zeit, aus welcher sich bei alten Schriftstellern Ueberlieferungen erhalten haben. Nach den letzten wurden diese Umwälzungen durch das Austreten des schwarzen Meers herbeigeführt, welches die thrakische Meerenge und den Hellespontos durchbrach und sich in's ägeische Meer ergoß. Dieser Durchbruch wird, wie der (spätere) Durchbruch des böhmischen Seckessels in Deutschland, (welcher vielleicht die kimbrische Fluth verursachte), + b) nur durch vulkanische Erschütterungen erklärbar.

---

+ a) Vergl. auch R. J.....'s Paragraphen zur Gesch. B. I. Elberfeld 1830.

+ b) und dem die vermeintlichen Anthropoliten v. Schlottheim's, (der sie in der Folge selbst für spätere Reste erklärte), ihren Ursprung verdanken mögen.



In welche Zeit die Erdreißung Tuböa's, Sicilien's, Britaniens und anderer von Virgil, Servius, Plinius u. f. alle, ist hier nicht weiter auszumachen. Nach Strabon und Plinius kennen in der Straße von Gibraltar eine Untiefe oder einen Riff zwischen den Säulen des Herkules „die Schwelle des Mittelmeers.“ Nach Mela und Strabon lagen in dieser Meerenge ehemals Inseln, von denen noch nicht bekannt ist, wann sie verschwunden † a).

Im Gegensatz der Ansichten, die durch Strömungen von Osten her die Erdtheile zerreißen und trennen lassen, erhoben sich manche andere. So glaubt Linné (Umwelt II. 81. und 105 ff.), das Mittelmeer und die tieferen westasiatischen Seen seien dadurch entstanden, daß Amerika sich aus dem atlantischen Ocean erhoben habe, wodurch dessen Gewässer ostwärts gedrängt worden seien und die Sündfluth verursacht hätten. Gegen diese Ansicht, die mit den Gesetzen der Bewegung schwer zu vereinigen sein möchte, spricht jedoch insbesondere, daß Alex. v. Humboldt, wie schon gesagt, bei Sta. Fe de Bogota in Südamerika diluvische Thierreste gefunden hat.

Erst kürzlich hat übrigens der scharfsinnige französische Geologe v. Beaumont die ganze sog. Sündfluth durch die Emporhebung der Cordilleren in Amerika † b), wie durch Schmelzung des Gletscher-Eises † c), erklären wollen.

---

† a) Urspr. M. Bölk. nach der mos. Genes. §. 139. not. S. 220.

† b) Ueber das Obige vergl. Urspr. M. B. mos. Gen. §. 139. §. 151.

† c) ohne jedoch das Dasein antediluvischer Gletscher vorher zu beweisen. Vergl. Poggendorfs Annalen d. Phys. u. Chem. 25. (1.)



Die mosaische Urkunde knüpft die Fortpflanzung des Menschengeschlechts nach der Fluth an die einzige Familie Noah's. Aehnliches meldet die griechische Sage von Deucalion und Pyrrha. Demnach sollte sich das Menschengeschlecht nach der Fluth, wie von der Schöpfung her, durch wenige Familien, die sich mehrten und ausbreiteten, fortgepflanzt haben. Ob das buchstäblich zu nehmen sei, oder ob sich die verschiedenen Menschenrassen, die sich, wie schon bemerkt, in dieser Periode bildeten, von Individuen herleiteten, die hier und da, noch außer jenen, dem Verderben entgingen, mag hier † a) dahin gestellt bleiben.

Wie dem aber auch sein mag: in Geschlechtern und Stämmen breitete sich die Menschheit nach der Fluth aus, und Geschlechter und Stämme, zum Theil von verschiedenen Rassen, bildeten zusammentretend nachmals die verschiedenen Völker.

Hier zeigt sich denn bei solchen Völkern, die aus Geschlechtern und Stämmen von verschiedenen Rassen entstanden, eine merkwürdige Eigenthümlichkeit: die so entstandenen Völker nämlich, deren Entstehen in das graueste Alterthum † b)

† a) Die großen Gebiete, welche die Ausbildung der Rassen voraussetzt, im Zusammenhang betrachtet mit der ganzen Natur der Diluvial-Epoche, so wie mit der Urgeschichte und Mythologie der Westwelt, sprechen für letzteres, wie wir in unserer Schrift über die Bildung der Erdoberfl. u. d. Entst. der W. u. V. nach den Gesetzen der physischen Welt darlegen werden. Einstweilen vergl. Urspr. W. V. mos. Genes. §. 154. ff. §. 130.

† b) Rudolphi hat z. B. gegen Blumenbach, welcher alle Tataren zu der mongolischen Rasse gerechnet, mit Sicherheit einen bestimmten Unterschied der Rassen-Form



hinaufreicht, bildeten gewöhnlich Kastenstaaten † a), so die Aegyptier und Indier. Und diejenigen Stämme, die in diesen Staaten die herrschende Kaste ausmachten, gehörten der sog. kaukasischen Rasse an † b).

Aber mit dem Sein der Völker ist zugleich ihr Wesen, mit den Völkern sind ihre Sprachen und somit auch — durch die Natur der Sache begreiflich — ihre Mythologien geboren. Die Scheidung und Bildung der Völker, ihrer eigenthümlichen Sprachen und Mythologien † c) bildet Einen Akt.

Eigentlich ist es erst Moses Zeit, mit welcher die Geschichte zunächst des Orients und mit welcher überhaupt als Geschichte im Allgemeinen die Geschichte beginnt, mit welcher das heroische Weltalter der Menschheit eintritt, oder das mythische, zunächst aber im Geiste des jüdischen Volkes, sich zu schließen und zu brechen beginnt. — Der Begriff, das volle Sein und Wesen der Völker wird concret wirklich mit und in ihrer Staatbildung † d).

bei ihnen nachgewiesen, nämlich die mongolische z. B. bei den Kirgisen und Kalmücken, die europäische bei den Basakren und Tscherkassen. Vergl. Weber Ur- und Rassen-Formen 1830. Diese zersplitterten Völkerschaften bilden keine Kasten und sind in ihrer jetzigen Gestalt nicht sehr alt.

† a) Wie sich daraus die merkwürdige Thatsache erklärt, daß diese Staaten einen Welthandel trieben, habe ich in meiner angeführten Schrift über die mosaische Genesis gezeigt.

† b) einer Rasse, welche der Westwelt, wie es scheint, ihr Dasein zu verdanken hat. Vergl. Urspr. M. V. m. G. S. 140. ff. Schon das veränderte Klima des Nordens trieb sie nach Ost und Süd.

† c) oder, wie sich die alten Theologen ausdrückten: der Ursprung des Heidenthums. Ueber den Ursprung des Judenthums handelt die angeführte Schrift.

† d) Urspr. M. V. m. Gen. S. 163.



Wir haben bisher über den Anfang der Geschichte überhaupt und der religiösen Sagentheile insbesondere gehandelt, und nicht übersehen, wie sich dieselben bei den verschiedenen Völkern verschieden gestalteten. Wir haben im Allgemeinen gesehen, wie die verschiedenen religiösen Sagentheile entstanden und wie sie entstehen mußten † a).

Jetzt haben wir denn unsere Aufmerksamkeit diesen Sagentheilen selbst im Besondern und im Einzelnen zuzuwenden.

Stellen Sie sich nun den ganzen, in fast unendlich vielen Gestalten concret erscheinenden Sagentheile — namentlich des klassischen Alterthums — vor, so wird Ihnen sicher auf den ersten Blick einleuchten, daß es keine großen Schwierigkeiten hat, die, jenen vielen Gestalten wirklich zum Grunde liegende, concrete Einheit aufzufinden. Bei diesem Gedanken einer die besonderen Sagentheile verbindenden, ihnen zum Grunde liegenden, concrete Einheit lassen Sie uns noch einige Augenblicke verweilen.

Eine leichte Verwechselung der Begriffe könnte zu der Vermuthung führen, daß wir unter dieser Einheit eine bloß allegorische verstünden, daß wir also jener Deutung beipflichteten, nach welcher z. B. die griechischen Götter Dionysos und Apollon, die unläugbar hervorstechende Vergleichungspunkte darbieten, ganz und gar einen und denselben religiösen Gedanken ausdrückten:

Ein Zeus, Aides Ein, Ein Helios, Ein Dionysos!

Ein Gott waltet in Allem! Was nenn' ich dir jenes gesondert?

---

† a) Daß dieselben Glieder Eines Ganzen sind, wie die Völker, denen sie angehören, daß ihr Entstehen, Dasein und Verschwinden kein Werk des Zufalls ist etc., habe ich in meinen Schriften: »Christus und die Weltgeschichte« und »das concrete Allgemeine der Weltgeschichte« darzulegen versucht.



sagt ein Fragment der sogenannten Orphischen Weihgesänge † a), und das war, wie wir bemerkt haben, eine schon unter den späteren Griechen sehr weit verbreitete Ansicht.

Aber gegen diese Auffassung müssen wir uns nachdrücklich verwahren. — Warum? — Weil sie von vorn herein willkürliche Deutungen begünstigt und ohne wissenschaftlichen Grund und sichere Haltung ist. Wer die Göttergestalten der antiken Religionen nur für Allegorien hält, kann in ihnen alles das erblicken, was sie etwa bedeuten könnten, entbehrt aber jedes objektiven Merkmals für ihre wirkliche Bedeutung.

∴ Aber Sie fragen vielleicht: liegt denn überhaupt der antiken Mythenwelt auch wirklich eine concrete Einheit zum Grunde? haben wir nicht am Ende selbst eine solche Einheit willkürlich angenommen? Lasse sich der Zweifel behaupten, der in dieser Frage ausgedrückt ist, so wäre freilich die ganze Gedankenreihe, die wir eben entwickeln, ohne Gehalt.

Daß die bunte, fast in's Unendliche zersplitterte Mythenwelt der Alten eine concrete Einheit wirklich enthalte, unterliegt indessen keinem Zweifel. Erinnern Sie sich der im Vorigen dargelegten Art und Weise, wie die Mythen überhaupt unter den alten Völkern entstanden und erwachsen sind; erinnern Sie sich des Weges, auf welchem wir dahin kamen, die Mythologie als einen Inbegriff von Sagen zu erklären, die ein lebendiges Ganze, ein System religiöser Persönlichkeiten von Gestalten des wirklichen Lebens zum Gegenstande haben, — und unsere Frage wird Ihnen gelöst sein. Ist nämlich die Mythologie, wie wir gesehen

---

† a) nach Voß Uebersetz. Orph. Fragm. IV. c. not. Gesneri ed. Hamburger C. 364. ed. Herm. C. 455.



haben, nothwendig als ein System anzusehen, so ist klar, daß ihr ein Anfangsbegriff (principium, Grundbegriff) zum Grunde liegt, denn eben dieser ist ja wesentlich zum System erforderlich. Dieser Anfangs- und Grund-Begriff † a) ist es aber, der dem System im Allgemeinen seine Einheit gibt: ein concretes Religionsystem, eine Mythologie hat folglich auch in ihrem Anfangs- und Grund-Begriff, ihre im Allgemeinen concrete Einheit.

So sehen wir denn nicht allein, daß wirklich durch jede Mythologie eine concrete Einheit durchgeht, sondern wir haben nun auch schon gefunden, welchen Weg wir einschlagen müssen, um diese concrete Einheit in ihrer bestimmten Fassung wissenschaftlich zu erkennen: wie nämlich die Mythensysteme aus ihrem Anfangsbegriff, ihrer ersten — ältesten mythischen Idee, allmählig erwachsen, so haben wir sie auch in ihrem Wachsthum aufzufassen, und folglich zunächst auf jene älteste mythische Idee zurückzugehen.

Die objektive Wahrheit dessen, was bisher entwickelt worden, dürfte wohl eben aus der Entwicklung hervorgehen. Das Alterthum selbst aber bietet uns noch schlagende Beweise für die Wahrheit des dargelegten Gangs der Mythenentwicklung: ich meine in Bezug auf die Griechen die alte Hesiodische Theogonie. Die alten Mythologien sind wesentlich theogonisch † b).

Jetzt können wir uns zum besondern Theil unserer Wissenschaft wenden, und die antiken Religionen, namentlich die Religion der Griechen, im Einzelnen darstellen. Diese Religion nun hat, wie jede historische Erscheinung, zwei

---

† a) also keineswegs ein einzelner willkürlicher Satz, dem die lebendigen Gestalten der reichen Mythenwelt (wie einem Usurpator) unterworfen wären.

† b) Urspr. M. Völk. mos. Gen. 1. 83,

urthene I. Bd. III. Hest.



Theile, einen innern und einen äußern: dort Glauben, hier Cultus. Wir beschäftigen uns hier hauptsächlich mit dem ersten Theile, dem Glauben, und mit dem Cultus nur so weit, als jener es verlangt und mit sich bringt. Ausführlicher pflegt man den Cultus in einer eignen Wissenschaft, der Archäologie, zu behandeln.

Indem wir den Inhalt des religiösen Glaubens der Griechen betrachten, zeigt sich uns sogleich eine durch alle Zeiten durchgreifende Erscheinung: ein anderer ist der Glaube des tief Gebildeten, ein anderer der des Ungebildeten. Der Gegensatz einer reineren (*γνώσις*) oder tiefer vermittelten und einer gemein-gröbern oder mehr unmittelbaren Auffassung der religiösen Wahrheiten geht nicht allein durch die ganze Geschichte des Christenthums, sondern hat sich auch in sehr eigenthümlicher Weise in der Welt der Griechen ausgeprägt. Hier unter den Griechen zeigt sich die gemeine Auffassung der religiösen Wahrheiten und Vorstellungen als Volksglaube, die reinere, tiefere aber als Geheimlehre — als Mysterien.

Dieser Mysterien gab es unter den Griechen verschiedene, die samothrakischen, orphischen, eleusinischen, tybelschen, bakchischen u. Sie waren das Eigenthum abgeschlossener Gesellschaften — Orden. Ihr Entstehen fällt in die dunkeln Zeiten der Sage. Die von Samothrake sollen schon entstanden sein, als die Insel durch das Austreten des schwarzen Meers ihre großen Umwälzungen erlitt.

Der Gegensatz von geläutertem und minder geläutertem Glauben — von Volksglauben und Mysterien mußte, der Natur der Sache nach, nothwendig eintreten, sobald das religiöse Leben eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht hatte. Daß dieser Gegensatz sich in dem frühesten Alterthum



feststellte, daß die Mysterien so früh sich bildeten, wird durch die Zeugnisse antiker Schriftsteller dargethan. Ohne Zweifel hat sich aber auch der Mysterien-Glaube weiter fortgebildet, so wie das geistige Leben überhaupt sich entwickelte. Das steht gewiß fest, was man auch bis auf die neuesten Zeiten dagegen gefabelt haben mag.

Das gelehrteste und neueste Werk über die griechischen Mysterien ist Chr. Aug. Zobel's *Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri III. Accedunt Poetarum Orphicorum reliquiae*. 2 Bde. gr. 8. Königsberg (b. Bornträger) 1829 † a).

October 1830.

Christian Rapp.

---

† a) Man vergl. dazu Barth's Rabiren.



Der  
U r s p r u n g   d e s   B ö s e n  
n a c h  
J a c o b   B ö h m † a).

---

Das Böse ist nach Jacob Böhm im Allgemeinen das Principium der Negativität d. i. der Aufhebung der Einheit, der Scheidung und Unterscheidung oder der Differenzirung und der mit dieser zugleich gegebenen Entgegensetzung. Der Ursprung der Natur und des Geistes, oder des Etwas, des Daseins und des Bewußtseins und der Ursprung des Bösen ist ihm daher Ein Act, ein und derselbe Ursprung. Wenn Gott sich nicht von sich unterschiede, nicht in sich entzweite, so wäre er nicht Geist, nicht Wissen, nicht selbstbewußt, „denn in einem einigen Wesen, darinnen keine Schiedlichkeit ist, das nur eines ist, da ist keine Wissenschaft;“ (clavis etc. 12.). Nur aus dem Principium der Negativität, der Scheidung und Unterscheidung entquillt der selbstbewußte Geist. Das Principium der Negativität, das Princip, daß Etwas überhaupt im Unterschiede für sich wird und sein Fürsichsein in dieser Unterscheidung und Abtren-

---

† a) Aus der demnächst erscheinenden Geschichte der neuern Philosophie von Ludwig Andreas Fenerbach. Bei dem großen Interesse, welches Jacob Böhm in neuerer Zeit (besonders von Seite der Philosophie) gefunden hat, hofft die Redaction, daß diese historisch-philosophische Abhandlung den Lesern der Athene um so willkommener sein werde, als sie einen der schwierigsten und zugleich frappantesten Puncte seiner Weltanschauung mit einer Klarheit darstellt, wie sie eben bei einem so dunkeln Autor und in solcher Kürze möglich ist.



nung stirbt, ist aber das Princip des Bösen „denn aller böser Wille ist ein Teuffel als nemlich ein selbstgefaßter Wille zur Eigenheit, ein abtrünniger vom ganzen Wesen in eine Phantasey.“ (Gnaden-Mahl c. 2. 12.) Gott ist also nur durch den Teufel, das Principium der Verneinung, Wissenschaft, Geist. Denn er wird nur dadurch, daß er aus sich herausgeht, ausfließt, sich von sich unterscheidet und entzweit, dieses Zweite als ein Andres, einen Gegensatz sich setzt, und aus diesem Herausgehen, diesem Entzweiten wieder in sich hineingeht, für sich, sich selbst offenbar, Scheit. Das Selbstbewußtsein Gottes aber ist als die allerheiligste, allereinigste, allererste, ursprünglichste Unterscheidung und Entzweiung das Principium aller Differenzen, damit das Princip der Natur. „Die Weisheit ist Wissenschaft, ein Subjectum oder Gegenwurf der ungründlichen Einheit, ein Wesen, darinnen der heilige Geist wücket, formet und bildet, sie ist das Seyende und der Geist Gottes ist in ihr das Thuende, sie ist das große Mysterium göttlicher Arth, denn in ihr werden die Kräfte, Farben und Tugenden offenbahr: in ihr ist die Schiedlichkeit der Kraft als der Verstand, sie ist selber der göttliche Verstand, als die göttliche Beschaulichkeit, darin die Einheit offenbahr ist: Sie ist das rechte göttliche Chaos, darinnen alles lieget als eine göttliche Imagination, darinnen die Iden der Engel und Seelen seind von Ewigkeit in göttlicher Ebenbildnuß gesehen worden, nicht als Creaturen; sondern in einem Gegenwurff, wie sich ein Mensch in einem Spiegel beziehet.“ (clavis 18. 19.) Das Selbstbewußtsein, in dem der Verstand urständet, ist das Principium also aller Differenzen d. h. das Unterscheidende, der Verstand ist die Ursache, daß Etwas ist; ohne den Verstand und den Urzwiespalt des göttlichen



Wesens wäre Alles Eines kein Etwas, kein Bestimmtes; denn er ist der Separator, der Scheider und Sonderer, und als dieser der Macher, der Fabricator des Etwas. Der Verstand als der große Separator ist das Princip des Etwas, aber eben damit auch das Princip aller Selbstheit, aller Particularität, alles Eigensinnes und Eigenwillens, aller Verstockung und Verhärtung in sich als der Scheider in Mein und Dein, der Vater alles Widerwillens, Kriegs und Streites. Das Princip des Daseins, das Princip, daß überhaupt Etwas ist, und das Princip des Bösen ist daher Ein Princip, was sich auch so aussprechen läßt: das Princip der Qualität und das Princip des Bösen ist Ein Princip. Denn das Etwas ist Etwas nur als differentes, als eigenschaftliches, eigenwilliges, die Qualität ist ein abtrünniger, egoistischer Particularwille, ein Hungergeist in J. B's. Sprache, eine in sich verstockte und verkörperte Sonderlichkeit, die sich gegen Andre als böshafte, es verzehren wollende Begierde, als Habsucht, Freßgierde äußert. Das Reich des Daseins oder des Etwas, des bestimmten Seins, das Reich der Qualitäten oder Eigenschaften und damit das Reich aller besondern Wesen und Dinge ist; aber nach J. B. die Natur, das Princip der Natur und das Princip des Bösen ist also Ein Princip. Das Princip der Natur, die Natura Naturans ist aber nach J. B. der Gegenwurf und Gegenstand Gottes in Gott, ist eins in ihm mit dem Princip der Negativität, aus dem er sich in sich unterscheidet und entzweit, das Unterschiedene als ein Andre sich gegenüberseht und aus diesem Proceß der Entzweiung das Licht seines Selbstbewußtseins erzeugt; das Princip des Selbstbewußtseins und das Princip der Natur, nämlich der Natur in Gott; die J. B. als die ewige, ur-



springliche von der zeitlichen, gewordenen sichtbaren Natur unterscheidet, ist also ein und dasselbe Princip. „Das Wesen aller Wesen ist nur ein einiges Wesen, aber es scheidet sich in seiner Gebärung (d. i. Selbst-Bestimmung) in zwei Principien, als in Licht und Finsterniß, in Freud und Leid, in Böses und Gutes, in Liebe und Zorn, in Feuer und Licht, und aus diesen zweien ewigen Anfängen in den dritten Anfang, als in die Creation zu seinem eignen Liebespiel nach beider ewiger Begierden Eigenschaft. Das große Mysterium aller Wesen ist in der Ewigkeit in sich selber Ein Ding, aber in seiner Auswicklung und Offenbarung (womit I. B. die immanente in Gott ewig geschehnde, mit der zeitlosen Genesiß seines Selbstbewußtseins identische Offenbarung meint) tritts von Ewigkeit in Ewigkeit in zwei Wesen, als in Böses und Gutes ein.“ (Signat. Rer. c. 16. 26.) Der Ursprung, das Princip des Bösen liegt daher nach I. B. in Gott selbst, und da es eins ist mit dem Princip der Negativität, der Differenz, hat es sein Dasein in allen Dingen und Wesen, denn das Princip des Bösen ist ja überhaupt das, vermöge dessen und in dem ein Etwas sich selbst, seine Besonderheit bejaht, in dieser Bejahung seiner selbst aber ein andres verneint, gegen es negativ ist, und in dieser Negativität ein Selbstwesen, ein eigenmächtiges, egoistisches Wesen, ein Ich ist. „In allen ist Gift und Bosheit. Befindet sich auch, daß es also sein muß, sonst wäre kein Leben, noch Beweglichkeit auch wäre weder Farbe, Tugend, Dickes und Dünnes, oder einigerlei Empfindnuß, sondern es wäre alles ein Nichts.“ Der Teufel ist daher nach I. B. der Urkoch des Weltalls; ohne die Specereien, ohne das Gewürz des Teufels wäre Alles nur ein geschmackloser Brei, er ist das



Salz der Natur oder Welt. Denn das Princip aller Verschiedenheit, aller Species, aller Art und Sonderheit und das Princip des Bösen ist Ein Princip. Aber — und das ist der wesentliche Punet — in Gott ist das Princip des Bösen nicht ein Princip des Bösen, sondern des Guten. Die Selbstentzweiung und Unterscheidung Gottes zündet wohl in Gott mit dem Selbstbewußtsein das Feuer der Ichheit und Selbstheit an, aber diese Ichheit ist nur die Form, die Einfassung der Einheit; ihr Inhalt ist die selbstlose Fülle aller Wesen; diese Ichheit ist nur das selige Bewußtsein der reinen Liebe; das Fürsichsein Gottes, das ihm aus seiner Unterscheidung in sich, aus dem sich Entgegensetzen eines Gegenwurfs resultirt, ist nicht das Fürsichsein der Differenz, sondern vielmehr die im Unterschiede von der Differenz für sich seiende, sich offenbare und wissende Einheit und Freiheit. Gott wird nur an seinem Gegensatz in sich, in der Unterscheidung von ihm sich offenbar; ohne die Widerwärtigkeit eines Gegensatzes in sich zu setzen, wäre Gott nicht sich selbst wissend; aber dieses Selbstbewußtsein ist das Bewußtsein des Guten, der allgemeinen Wesensfülle von sich, der Liebe, und als das Selbstbewußtsein der Liebe eine Quelle der Freude, der Seligkeit; Gott ist die Seligkeit, weil oder wiefern er sich selbst als Gott erkennt. Das Principium der Negativität, der Entgegensetzung, Entzweiung, das Princip des Bösen ist also in Gott (an sich) eine Ursache des Guten; das Negative ist in Gott ein Positives. Das Feuer der Negativität, der Selbst- und Ichheit ist in Gott um in I. B. Sprache zu reden, nur ein wohlthuetendes, liebliches Liebebrennen, das Feuer der Liebe, des Guten; das Princip des Bösen ist in Gott nur die Ursache, daß das Positive, das Gute in Form und Gestalt, in



Selbstheit, in Affect kommt, ein Bewegliches, Wirkendes, Empfindliches, ein Thätiges werde. „Das Böse gehört zur Bildung und Beweglichkeit und das Gute zur Liebe, und das Strenge oder Widerwillige zur Freude.“ (Vorrede zu den drei Principien). Die Einheit, die bei J. B. zuerst bloße stille, unbewegte Einheit ist, wird erst durch das Sehen eines Gegenwurfs und die Unterscheidung von ihm eine (sich unterscheidende) negative, selbstische, feurige Einheit und dadurch erst wirkliche, lebendige Einheit. Das Feuer der Negativität ist daher in Gott als identisch mit dem sanften Lichte der Einheit, das Böse ist in Gott nur Gutes. „Alles das, dessen diese Welt eine irdisch Gleichnuß und Spiegel ist, das ist im göttlichen Reiche in großer Vollkommenheit im geistlichen Wesen. Im Himmel (d. i. in Gott als Gott) ist alles gut; was in der Hölle böß, sowohl Angst und Pein ist, das ist im Himmel gut und eine Freude, denn es stehet alles in der Sichtesquaal.“ (Sign. Rer. c. 16. 22 u. 20). „In Gott ist kein Born, es ist eitel lauterliche Liebe, allein im Fundament, dadurch die Liebe beweglich wird, ist Born Feuer, aber in Gott ist eine Ursach der Freudenreich.“ (Theosoph. Fragen. 3 Fr. 27.) „So die Liebe der Einheit nicht in Feuerbrennender Art stünde, so wäre sie nicht wirklich und wäre keine Freude oder Bewegung in der Einheit“ (Eben- daselbst. 18.) „Man muß unterscheiden Gottes Liebe und Born, sie werden wohl beyde Gott genannt, aber Gott, soviel er das ewige Gute ist, der ist nicht der Born, der Born hat ein ander Principium, sie sind wohl im Liebefeuereins, aber in der Scheidung sind sie zwey. Die Liebe wäre nicht offenbahr, und würde keine Liebe erkannt ohne den Born. Darum ergiebt sich die Liebe dem Bornfeuer, auf



daß sie ein Liebefeu'r sey.“ (Theosoph. Fr. 9 Fr. 3, 4, 5.)  
 „Wenn keine Angst wäre, so wäre kein Feuer, und wenn kein Feuer wäre, so wäre kein Licht, und wenn kein Licht wäre, so wäre weder Natur, noch Wesen, und wäre Gott ihm selber nicht offenbar: Was wäre denn nun? ein Nichts. Ist sein (Gottes) Zorn allmächtig zum Verderben, so ist seine Liebe auch allmächtig zum Erhalten. Wenn dieses Contrarium nicht wäre, so wäre kein Leben, und wäre kein Gutes, auch kein Böses: Nun aber ist das Wesen aller Wesen also offenbahr, auf daß da erscheine, was gut oder böse sei: denn wäre kein Grimm, so wäre kein Bewegen, also ist das Wesen aller Wesen ein stätes Würgen, Begehren und Erfüllen. Das Feuer begehret des Lichtes, daß es Sanftmuth und Wesen bekomme zu seinem Brennen oder Leben, und das Licht begehret des Feuers, sonst wäre kein Licht, hätte auch weder Kraft noch Leben.“ (Zweyte Apologie wider Balth. Tillen. 141 u. 142.)

Das Böse ist also nach J. B. ein absolutes, ewiges Moment, ein Moment im göttlichen Leben selbst; aber in Gott ist das Böse nur die Kraft und Energie, die Strengigkeit, Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit d. i. die Subjectivität, die Selbstheit oder Form des Guten. Es verhält sich hier mit dem Bösen eben so, wie in der untergeordneten Sphäre des menschlichen Lebens mit der Leidenschaft. Die Leidenschaft ist allerdings das Princip des Bösen, aber Princip der Bösen und selbst böse wird sie erst, wenn und sofern sie sich abtrennend vom Guten ein eigenes Leben wird; an sich ist die Leidenschaft der Motor, die Energie, das Feuer, die Form, der Geist des Guten. Eine Güte, die so zu sagen nicht den Teufel im Leibe hat, die nicht das Princip oder Moment des Bösen, das Feuer der Züchtigkeit,



Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit in sich hat, ist nicht die Güte des Geistes, sondern eine simpelhafte, schläfrige, breiartige, lederne Güte.

Erst in dem großen Scheidungsprocesse der Offenbarung Gottes in der zeitlichen Natur, wo Alles in selbstständige Eigenhaftigkeit und schiebliche Existenz tritt, um offenbar zu werden, erst da wird das Princip der Bösen ein Princip des Bösen; erst da, wo das Böse sich abtrennt vom Guten, in eigne besondere Existenz tritt, wo die Form sich selbst zum Inhalte, die Ichheit sich selbst zum Wesen und Gegenstande macht, wo das Feuer, als abgetrennt von dem Guten nicht mehr ein Feuer der Liebe, sondern ein verzehrendes Zornfeuer, das Feuer des Egoismus, der Selbstsucht wird, wo das Böse also für sich selber wird, erst da wird das Böse, Böses und ist es als Böses wirklich und offenbar. Dieser Act der Scheidung ist aber von dem ursprünglichen Act der Entzweigung und Unterscheidung Gottes unzertrennlich; er ist schon in Gott, aber in Gott nur insofern, als er das Centrum, das Princip der Natur ist, in ihm als der ewigen Natur, die sich wieder producirt und vergegenständlicht zu dieser sinnlichen und zeitlichen Natur, in und an der jene ihre ausgeprägte, ausgebildete Existenz und Erscheinung hat; und insofern daher auch das Böse seine bestimmte ausgebildete Existenz erst in der Creation hat, findet jener an sich mit der ewigen Entzweigung des Bewußtseins identische Act seine bestimmte Wirklichkeit in der Creatur oder ist erst in ihr ein bestimmt, ein wahrhaft wirklicher Act und Proceß. „Wenn man nun allhie redet vom Willen Gottes Zornes, daß er sich habe von der Liebe abgebrochen und wollen bildlich sein, so muß man nicht außer der Creatur verstehen. Man muß nicht Gott die Schuld des



Falls geben, sondern nur der gebildeten Kraft in der Creatur nach dem Rein (dem Negativen), diese hatz verschert, und ist zur Lügen worden, nicht Gott, sondern die Creatur, die ungebildete Kraft des Hornes, darinnen die Liebe brennt.“ (Theosoph. Fragen 9te Fr. 7. 8.) Zugleich muß aber nach J. B., weil das Hornfeuer in Gott das Princip der Creatur ist, das Princip dieses Processes wieder in Gott gesetzt werden, denn nur an dem Gegenwurf der ewigen Natur, in der Gutes und Böses, Licht und Finsterniß inne stehet, zündet Gott das Bewußtsein seiner, als des Lichtes, der Einheit, an.

Das Princip des Bösen ist folglich nach J. B. ein absolut Nothwendiges, die Bestimmung der Negativität eine absolut wirkliche Bestimmung. Denn das Böse ist das Princip alles Geistes und Lebens. „So keine Widerwertigkeit im Leben wäre, so wäre auch keine Empfindlichkeit, noch Wollen, noch Wirken, auch weder Verstand, noch Wissenschaft darinnen: dann ein Ding, das nur seinen Willen hat, das hat keine Schiedlichkeit; so es nicht einen Widerwillen empfindet, der es zum Treiben der Bewegung ursachet, so stehets stille.“ (Göttl. Beschaul.)

„Das Leben stehet in viel Willen: eine jede Eßens mag einen Willen führen, und führet ihn auch, dann Herbe, Bitter, Angst und Sauer ist eine widerwertige Quaal, das ein jedes seine Eigenschaft hat und ganz widerwertig gegen einander. So ist das Feuer der andern aller Feind, denn es sezt eine jede Quaal in großer Angst, daß also große Widerwertigkeit zwischen ihnen ist, da je eins das andere anfeindet, als an Hitze und Kälte zu sehen, auch an Feuer und Wasser, am Leben und Todt. Ingleichen feindet sich des Menschen Leben selbst an. Es feindet



je eine Gestalt die andere an, und nicht allein im Menschen, sondern in allen Creaturen.“ (Von 6 Punkten III. c. 4. §. 2, 3.)

Der Ursprung des Lebens ist demnach der Ursprung des Bösen, dieses kann nicht von jenem abgesondert, und abgesondert von ihm betrachtet werden, so daß man zuerst das Leben setzen und dann hintendrein etwa noch fragen könnte: wie kam Böses hinein, oder wie entwickelte sich Böses aus ihm? Ob nun aber gleich das Böse als ein mit dem Leben und Geiste identisches, absolut nothwendiges, ursprüngliches, nach dessen Ursprung man daher in Wahrheit eben so wenig fragen kann, als nach dem Ursprung des Lebens, weil in ihm an und für sich der Begriff der Ursprünglichkeit liegt; so hat doch das Böse, wo es als Böses, in vom Guten abgeschiedener eignen Existenz auftritt und offenbar wird, nicht etwa bei J. B. die Bedeutung eines absolut Nothwendigen, oder gar, wie man ihn ganz lächerlicher Weise mißverstanden hat, eines selbstständigen Wesens, wie etwa im Dualismus der alten Parfen. Das Böse ist vielmehr, selbst auch da, wo es als Böses wirkt, eine Ursache, ein Mittel, ein Antrieb zum Guten, das Mittel zur Offenbarung, Empfindniß und Erkenntniß des Guten; das Negative ist das Negative seiner selbst, der Teufel ist Teufel nur gegen sich selbst, das Böse der größte Gegner und Feind seiner selbst, d. h. in J. B. Sprache, eine erschreckliche Daaal, ein höllisches Feuer, eine ewig aufsteigende, peinliche Daaal, und darum selbst eine Begierde nach Ruhe und Frieden, nach dem Guten, nach dem Rückgang in den Urstand, wo das Böse, eins mit dem Guten, nur die Belebung, Begeistigung und Befeuern desselben ist. „Das Etwas, der Widerwille (das Princip des Nega-



tiven, des Subjectiven, des Bösen) ist eine Unruhe, und der freie Wille (die Einheit) ist eine Stille. Die Unruhe ist aber der Sucher der Ruhe. Sie macht sich selbst zu ihrem eigenen Feinde. Ihre Begierde ist nach der Lust der Freiheit und nach der Stille und Sänfte. So begehret nun das Gefundene (das Etwas, der Gegenwille) wieder in den stillen Willen des Nichts (der nicht determinirten Einheit), daß es darinnen Freude und Ruhe habe, und das Nichts ist seine Arzney.“ (Signat. Rer. c. 2. §. 10, 18, 19.) „Wenn das natürliche Leben keine Widerwertigkeit hätte, und wäre ohne ein Ziel, so fragte es niemals nach seinem Grunde, woraus es sey herkommen, so bliebe der verborgne Gott dem natürlichen Leben unbekannt.“ (Von göttl. Beschaulichkeit.) „Die Peinlichkeit ursachet, daß sich der Wille, welcher in Eigenheit sich geschieden hat, dem heiligen, urgründlichen Leben wieder eineignet, daß er gesänftigt wird, und in der Sänftigung wird er im Leben Gottes offenbar. Soll Gottes Heiligkeit und Liebe offenbar sein oder werden, so muß etwas sein, dem die Liebe und Genade noth thut, und daß der Liebe und Genade nicht gleich ist. Das ist nun der Wille der Natur, welcher in Widerwertigkeit in seinem Leben stehet, diesem ist die Liebe und Genade nöthig, damit seine Peinlichkeit möge in Freude gewandelt werden.“ (Snadenwahl c. 9. 12, 13.) „So keine Pein wäre, so wäre ihr die Freude nicht offenbahr. Das Böse muß eine Ursache sein, daß das Gute ihm selber offenbahr sey, und das Gute muß eine Ursache sein, daß ihm das Böse in seiner Arglistigkeit und Bosheit offenbahr werde, auf daß alle Dinge in ihre Beschaulichkeit kämen.“ (Myster. Magn. c. 28. 68. 69.)

Ludwig Andreas Feuerbach.



## Geschichte von Guiana.

Nach Ferdinand Denis von Werner.

(Fortsetzung.)

### Französisches Guiana.

Die Franzosen, die sich so eilig in Brasilien angesiedelt hatten, wandten ihre Blicke erst viel später nach Guiana. Wenn man sich auf Laet verlassen darf, so knüpften sie etwa um dieselbe Zeit, als die Spanier ihre Züge begannen; mit den Eingebornen einige Handelsverbindungen an; doch gründeten sie keine Niederlassung \*).

Obgleich die Regierung um diese Zeit selten die Auswanderungen begünstigte, so fanden unternehmende Menschen doch einen glücklichen Schutz im Handel. Sechs und zwanzig Personen machten sich (1624) auf die Reise, um in diesem unangebauten, aber fruchtbaren Lande Wohnplätze zu suchen. Da sie einen großen Theil der Küste zu ihrer Verfügung hatten, so ist es sonderbar, daß sie die Gegend von Sinnamari wählten, die man seitdem fast gänzlich verlassen hat. Doch kann das Erdreich sich da erschöpft haben, wie dieses häufig in Guiana geschehen ist; denn ohne Zweifel hatten ihre Unternehmungen einen erwünschten Fortgang, indem bald eine neue Colonie sechs Lieues von der ersten, in der Umgebung von Conamama, sich niederließ (1630), wo sie zu verschiedenen Zeiten eine gewisse Zahl von Landbauern erhielt.

---

\*) Indessen wird versichert, einige Franzosen hätten sich im Jahre 1604, unter Anführung von La Ravardière, auf Cayenne angesiedelt.



Nun folgten einige Büge ziemlich rasch auf einander; allein sie sind in der That von wenig Bedeutung und brachten nur geringe Veränderungen zuwege. Um diese Zeit gelang es indessen einigen Kaufleuten aus der Normandie, das Privilegium alles Handels zwischen dem Amazonenstrom und dem Orenoko an sich zu bringen; sie sollten Colonien anlegen, von welchen sich fast keine Spur erhalten hat.

Die Insel Cayenne, auf welcher sich seitdem die französische Hauptniederlassung bildete, war damals im Besitze der Völkerschaft der Arikarets, die wahrscheinlich einen der zahlreichen Stämme der Galibis ausmachte. Einige Colonisten entschlossen sich, sie zu verjagen, was ihnen zum Theil gelang, worauf sie die Küste von Remire anzubauen begannen.

Diese Kriege, ober der Mangel an Vorräthen, scheinen die Colonie in die größte Unordnung gebracht, und ihren Fortgang gehemmt zu haben (1634). Einem gewissen Poncet de Bretigny \*) gelang es indessen, beträchtliche Anlagen zu machen: er starb aber zu früh, um das Glück der neuen Ansiedlung sichern zu können.

Um diese Zeit gingen verschiedene Colonisten, die sich in ihrer Lebensweise dem wilden Zustande sehr genähert hatten, und von dem irrenden Leben sogar Vortheile erwarteten, die sie nicht besaßen, unter die barbarischen Völkerschaften, und in dieser Vereinigung der Wildheit und Bildung verlor die letzte häufig all ihre Macht.

Ein junger Mann, mit dem Beinamen le Vendangeur,

---

\*) Er war das Haupt einer neuen, unter dem Namen der Compagnie des Nord-Cap's bekannten Verbindung; seines geschäftigen Charakters wegen ward er verabscheut; die Indianer tödteten ihn.



Hatte lange unter den Sablis gelebt und war in allen Fertigkeiten geschickt geworden, die den Menschen inmitten der Einöden zu erhalten vermögen; seine Gewandtheit zeigte ihm allenthalben Hilfsquellen, die den andern Colonisten unbekannt waren. Sechzig Individuen kamen ans Land, und er ward ihr Anführer, und bald verstärkte sich die neue Colonie.

So standen die Sachen, als man in Frankreich (1659) den Plan faßte, eine weit beträchtlichere Colonie als alle bisherigen zu gründen, denen man nicht sowohl besondere Gunst erwiesen, als vielmehr erlaubt hatte, sich vernichten zu lassen. Obgleich man in Frankreich den Wunsch hegte, dauerhafte Ansiedlungen in den Besitzungen jenseits des Meeres zu bilden, so waren doch die Entwürfe immer schlecht bedacht und noch schlechter ausgeführt worden, oder vielmehr, in den Verbindungen weniger Individuen herrschte stets dieselbe Unordnung, die sich in der Regierung fühlbar machte. Das neue Unternehmen, das durch de Rouville geleitet wurde, vereinigte alle Elemente der Zwietracht. Man hatte für Alles gesorgt was einer lächerlichen Eitelkeit fröhnen konnte; das aber hatte man nicht bemerkt, daß es der Niederlassung am Unentbehrlichsten mangelte; zudem mußte man, wenn man den Charakter der Anführer beobachtete, die Unordnung voraus sehen, die in der Colonie herrschen würde. Die Reise hatte den blutigsten Ausgang. Unzufrieden mit ihrem General, brachten die einflußreichsten Glieder der Gesellschaft denselben um's Leben, und ernannten einen von ihnen selbst zu seiner Stelle. Nichts ist trauriger als die Weise, wie dieser Zug endete. Aufgebracht gegen einander, von Stolz und Eigensinnen beherrscht, führten die Befehlshaber eine Art Krieg



gegen einander, ohne zu bedenken, daß sie die Macht der Wilden, die schon Hoffnung faßten sie aufzureiben, mehrten, indem sie die ihrige schwächten. Durch diese furchtbare Völkerschaften beunruhigt, durch Hunger und Krankheit niedergedrückt, fanden die unglückseligen Pflanzler auf die jämmerlichste Weise ihren Untergang \*).

Von nun an war leicht vorauszusehen was folgen mußte: die Colonie mußte sich auflösen, und das geschah auch schnell. Le Bendangeur hielt sie, vermöge seiner erstaunlichen Thätigkeit, einige Zeit aufrecht; allein die unaufhörlichen Angriffe der Salibis, und der gänzliche Mangel an fast allen Vorräthen, besiegten eine unnütze Beharrlichkeit. Die Reste der unglücklichen Ansiedlung schifften sich im kläglichsten Zustande ein, um bei Engländern, die sich am Flusse Surinam angebaut hatten und deren Glück einen traurigen Gegensatz zu dem Elende der französischen Colonie bildete, Hilfe zu suchen. Die Häupter dieser Niederlassung empfingen die Unglücklichen, die von ihnen eine Freistätte verlangten, als edelmüthige Nebenbuhler; sie verschafften ihnen die Mittel, die französischen Inseln zu erreichen, von wo sich Einige zur Rückkehr in's Vaterland einschifften.

Wer sich nicht scheut, die Erzählungen aus der Zeit dieser Unternehmung selbst, zu lesen, wird in ihnen wichtige Belehrungen für diejenigen finden, die eine Colonie gründen wollen: in kurzer Frist kommen hier blutige Hinrichtungen und Verbannungen, mitten in einer Wüste, zum Vorschein, in welcher sich seit einigen Monaten eine Handvoll Europäer

---

\*) »Wir wurden so sehr aus's Aeußerste gebracht,« sagt Viet, »daß sich Niemand mehr fand, der ein Grab machen konnte, um die Andern zu beerdigen.«



umhertrieb \*). Die Ursache solchen Elendes ist leicht zu finden: niemand wollte gehorchen, wo jedermann befehlen wollte.

Auf diesen unglücklichen Colonisationsversuch folgte bald eine neue, durch de la Barre geleitete Unternehmung. Man fand auf Cayenne einige Holländer (1663), die ohne Zweifel von den durch die alte Gesellschaft begonnenen Arbeiten hatten Nutzen ziehen wollen; ihre Lage war nicht viel glücklicher, als die der Unglücklichen, deren Nachfolger sie waren; nichtsdestoweniger hatten sie Anlagen begonnen, die nicht ohne Wichtigkeit seyn konnten und ohne Zweifel zum Gelingen der neuen Unternehmung beitrugen. Was aber dieser mehr als alles Andere eine gewisse Wohlfahrt sicherte, war die Klugheit des Anführers, und die Ordnung, die in der Verwaltung herrschte. In diese Zeit ist die eigentliche Gründung der Stadt zu setzen; sie wurde damals ein nicht unbeträchtlicher Flecken und der Stappelpfad der Land-erzeugnisse, die sich in den Ansiedlungen umher aufhäuften.

Da die französische Regierung an ihren Besitzungen in Amerika großes Interesse nahm, so bildete sich bald eine westindische Compagnie (1669), die durch ein Privilegium den Besitz des französischen Guiana's an sich brachte.

Es wäre für zwei, auf dem neuen Festlande noch schlecht besetzten Mächte klug gewesen, in diesem für das Wohl des Landbau's so nothwendigen Zustande des Friedens zu bleiben. Allein anstatt sich gegenseitig zu unterstützen, erklärten die Holländer und Franzosen einander den Krieg,

---

\*) Einer von der Gesellschaft, mit Namen I s a m b e r t, hatte ein Complot gegen die andern Herrn zu Stande gebracht, und ward enthauptet; seine Mitschuldigen wurden auf eine wüste Insel geführt, von wo sie später zurückkamen.



und gaben bald den Eingebornen den traurigen Beweis, daß die Bildung die Menschen manchmal nicht verständiger macht.

Den Engländern, die sich an den Ufern des Flusses Surinam angesiedelt hatten, waren einige holländische Colonisten gefolgt. Klüger als ihre Vorgänger, die durch innere Zwistigkeiten ihre Macht verloren haben würden, wenn ihnen der ganze Landstrich ruhig überlassen worden wäre, vereinigten sie ihre Kräfte, und sahen sich bald in einer nichts weniger als hoffnungslosen Lage.

Im Gefühl ihrer Macht beschloßen sie, ohne Zweifel um den Verlust zu ersezen, den sie in Brasilien erlitten hatten, die französische Colonie anzugreifen. Elf Schiffe erschienen vor der Insel Cayenne. Man war nicht im Stande, ihnen zu widerstehen (1676), und vierhundert Mann blieben in dem Hauptort, die neue Eroberung zu bewahren.

Alein man durfte nicht glauben, daß Frankreich eine Colonie aufgeben würde, die ihm so viele Opfer gekostet hatte. Umsonst waren alle Vorsichtsmaßregeln der Holländer, und im folgenden Jahre bemächtigte sich der Marschall d'Estrées nicht allein Cayenne's, sondern auch der durch jene auf dem französischen Gebiete gegründeten Niederlassungen. Von nun an gewann die Colonie neues Wachsthum, und die Glibustier selbst scheinen zur Mehrung des innern Reichthums viel beigetragen zu haben, indem sie einen Theil der unermesslichen Beute nach Cayenne brachten, die sie den Schiffen der Spanier, oder vielmehr aller Nationen, abnahmen.

Doch konnte diese Wohlfahrt nicht von langer Dauer sein, da sie nicht auf gar festen Grundlagen ruhte. Die der Holländer dagegen sollte sich nicht vermindern, da sie



völlig auf den Landbau gegründet war. Nachdem sie angegriffen worden, wurden die französischen Colonisten nun selbst Angreifer. Ein gewisser Ducasse beredete sie, das sicherste Mittel glücklich zu werden bestehe in der Vernichtung des Glücks ihrer Nebenbuhler (1688). Ein Paar erhitzte Köpfe verbanden sich mit ihm, und man segelte gen Surinam. Unerachtet der angewandten List, ward aber niemals ein Heerzug schlimmer geleitet. Der Ausgang entsprach dem ausschweifenden Entwurfe: die meisten Colonisten blieben gefangen, und durften sich noch recht glücklich preisen, daß sie kein traurigeres Schicksal erfuhren. Man hütete sich sehr, sie nach Cayenne zurückzuschicken; sie wurden nach den französischen Inseln geführt, und die Bevölkerung jener Niederlassung litt darunter. So sank das französische Guiana, nachdem es kaum einen Augenblick einer Art Glück genossen hatte, in fortwährende Hinfälligkeit. Seine Schwäche erlaubte den benachbarten Mächten, es nicht mehr zu achten. Die Portugiesen setzten endlich über den Amazonenstrom, der ihre Gränze gewesen, und den die Unklugheit der Franzosen damals zu einem unnützen Wall machte. Zunächst bauten sie das Fort Santo-Antonio am Flusse Arourary. Im nämlichen Jahre noch führten sie dann das Fort Macapa wieder auf (1688), wo die Franzosen einige Stück Geschütz und Kriegsmunition gelassen hatten. Frankreich beklagte sich über dieses anmaßende Benehmen und Portugal gab seiner Forderung nach. Allein in diesen wüsten Gegenden mußte ein erster Angriff viele andere nach sich ziehen; man sah es als ein Recht an, dahin zurückkommen zu dürfen, wo man sich einmal niedergelassen hatte.

Wöge die wichtige Stellung, die diese Theile Südamerica's künftig ohne Zweifel, vermöge ihrer Lage und ihrer un-



geheuern Ausdehnung unter den Staaten behaupten werden, die Erzählung dieser geringfügigen Thatfachen entschuldigen!

Die Portugiesen blieben nicht lange so mäßig; bald rückten sie von Neuem an die französischen Besitzungen (1700). Eine Handvoll Menschen war hinreichend, ein Land zu unterwerfen, das in Europa ein großes Reich sein würde. Noch einmal stellten sie das Fort Macapa her, und ohne wohl an ihr Vaterland zu denken, das sie ungebaut ließen, legten sie im Innern Guiana's Pflanzungen an. Erst später ratifizierte das der Traktat von Utrecht, was kein Traktat gestattet hatte.

Um diese Zeit machten die Jesuiten, Vater Creully und Vater Lombard, den Versuch, das in Guiana ins Werk zu setzen, was in Paraguay ausgeführt worden war. An der Mündung des Flusses Kourou ward eine Anstalt für Neophyten gegründet, die jedoch nie etwas Bedeutendes wirkte.

Wahrscheinlich durch ihren ersten glücklichen Erfolg aufgemuntert, unternahmen die Portugiesen bald Streifzüge, selbst über die Gränzen hinaus, die ihnen in Guiana bezeichnet worden waren. Mehrere Jahre lang, bis zur Vertreibung der Jesuiten, waren das fast die einzigen Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit lebhaft erregten. Cayenne gab mehr dem Mutterlande Hoffnungen, als es diejenigen erfüllte, die man schon von ihm gefaßt hatte. Von seiner geringen Bedeutung wird man sich einen richtigen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß man da nur neunzig Einwohner zählte, hundert fünf und zwanzig eingeborne Sklaven, die Weiber und Kinder mitgerechnet, und fünfzehn bis sechzehn hundert arbeitsfähige Neger: sechzig Roucoufabriken, neunzehn Zuckersiedereien und vier Indigofabriken machten fast die sämtlichen Wohnungen aus: und will man die glück-



liche Lage der holländischen Colonie mit diesem elenden Zustande vergleichen, so wird man über den Unterschied erschrecken, der durch eine fehlerhafte Regierung und durch eine weise Verwaltung herbeigeführt werden kann \*).

In Frankreich sah man nicht ohne Reid einen so verschiedenen Zustand der Dinge. Doch schien man immerhin die wahren Ursachen des Glücks der Holländer nicht zu kennen, denn man befolgte ihr System zur Verbesserung der Colonie in keiner Rücksicht. Manchmal zeigte das Ministerium den plötzlichen Willen zu helfen, allein seine Operationen wurden ohne freies Urtheil ausgeführt, weil sie im Cabinet entworfen waren, und weil man sich eben mit der Lage des Landes am wenigsten beschäftigte. Das Sonderbarste dabei ist, daß sich immer eine Menge thörichter Menschen fand, bereit, diese lächerlichen Entwürfe in Vollzug zu setzen. Hoffnung des Gewinns und Unwissenheit stürzten im achtzehnten Jahrhundert Tausende von Unglücklichen in den Tod, wie im sechzehnten, wo dieselben Ursachen so viele Opfer häuften \*\*).

Zwei Unternehmungen beweisen dieses, von welchen namentlich die erste ein furchtbares Beispiel des geringen Urtheils ist, mit welchem die Entwürfe des Ministeriums ausgeführt wurden. Niemals vollzog man einen ausschweifenden Gedanken mit mehr Zuversicht: man ließ sich einfallen, den Luxus unserer Bildung mit einem Male in Guiana's Wälder zu versetzen, indem man glaubte, Reichthum und Ueberfluß würden sicher sich einfinden, wenn jener fruchtbare Boden nur erst mit Einwohnern bedeckt wäre. Allein die

---

\*) Zu Fermin's Zeit zählte man, wie er berichtet, bloß am Flusse Surinam hundert und zwanzig Wohnungen. Der andern Plantagen waren im Ganzen weit mehr.

\*\*) Das geschah unter de Ossenl.



europäischen Feltzbauer waren in Behandlung dieses Landes völlig unbewandert, und die Kaufleute waren des Handels unkundig, den sie unternehmen wollten. Ein schrecklicher Wahn hatte plötzlich fünfzehn tausend Individuen ergriffen: mit der Losung des Reichthums führte man sie dem Untergang entgegen, und der Tod verschonte fast keines der unflugen Schlachtopfer.

Nie ward die Sorglosigkeit auf einen solchen Grad getrieben. Trunken von ihren Hirngespinnsten, gefielen sich die neuen Colonisten darin, den höchsten Luxus Europa's an jenen Gestaden auszukramen; aber welch ein furchtbarer Gegensatz zwischen diesem Prunk und dem Elend des Landes! Man hatte nicht einmal daran gedacht, Wohnungen in hinreichender Zahl aufzuführen, und oft wohnten, unter diesem brennenden Himmelsstrich, vierhundert Personen beisammen. Bald wütheten Fieber und Pest, und das Elend ward so groß, daß, nach Verlauf von sechs Monaten an den Ufern des Kourou zehntausend Menschen hingestorben waren.

Die zweite Unternehmung hatte kein so gar unglückliches Ende, doch gieng auch gar kein Vortheil aus ihr hervor (1768). Nachdem man so viele Menschen in den Tod geführt hatte, schlug man nun einen ganz entgegengesetzten Weg ein, und die wenigen Individuen, welche die neue Colonie ausmachten, waren vielleicht nicht hinreichend, um nur einen vortheilhaften Versuch im Handel und Landbau zu machen. Man wählte einige starke, des Clima's gewohnte Soldaten, um einen fruchtbaren Landstrich, am rechten Ufer des L'Angegrende, zehn Lieues von Cayenne anzubauen; allein sie waren an Zahl nur ihrer siebenzig. Mehrere von ihnen starben, und da die übrig gebliebenen nicht mehr Kraft genug besaßen, sich gegenseitig Hülfe zu leisten, lösete die neue Colonie



sich auf. So mußte dieser Plan, wie der große frühere, alle Hoffnung tilgen, die Colonie in bessern Stand zu bringen.

So blieb es nun mehrere Jahre, und die Niederlassung gab in Colonial-Produkten ungefähr so viel Ertrag, als sie vom Mutterstaat empfing: dabei machte sich der Wunsch nach Verbesserung wohl fühlbar, allein es fehlte an Energie, dieselbe zu erstreben. Das Beispiel der Colonisten von Surinam war für die Bewohner Cayenne's verloren.

Der Intendant der Colonie, de Malouet, begann indessen, ein neues System des Landbau's einzuführen. Er war nicht der Erste, der bemerkte, daß die Hochländer, die eine leichte Ausbeute gewährten, nach einiger Zeit all ihre Fruchtbarkeit verloren; allein er faßte zuerst den Plan, durch Austrocknung der sumpfigen Ländereien, deren Benutzung man ganz außer Acht gelassen hatte, diesem Nachtheil zu begegnen. Doch waren seine Versuche beinahe erfolglos, da sie von denen nicht begriffen wurden, für welche man sie ausführte. Die heiße Einbildungskraft der Colonisten faßte weit schneller die Entwürfe auf, die man dem Ministerium vorspiegelte und mit welchen sie unermessliche Reichthümer hoffen konnten, ohne dafür ihre Arbeit einzusetzen. Jedensfalls ist es, um die wahre Lage Guiana's zu zeigen, nothwendig, die Bemühungen des neuen Verwalters darzulegen.

Guiana hatte Frankreich niemals etwas eingetragen, es sei denn, daß man den Besitz einiger hundert Meilen Bodens auf dem amerikanischen Festlande als einen Vortheil ansehen wollte. Dem Ministerium kam endlich der Gedanke, dieses unermessliche Gebiet nutzbar zu machen; allein es entwarf seine Plane, rücksichtlich der Colonien, immer in Versailles, und aus Mangel an Ortskenntnissen sah man dieselben meistens scheitern.



Endlich fühlte man das Bedürfniß, zur Leitung der Colonie einen Mann zu senden, der diese Kenntnisse erwerben wollte. Dazu wurde de Malouet gewählt, und niemals warf man die Augen auf einen Mann, der fähiger gewesen, vernünftige Absichten zu erfüllen. Mit ausgebreiteten Kenntnissen verband er ungemeine Charakterfestigkeit, und diese wußte er auf die liebenswürdigste Weise geltend zu machen. Unter der Verwaltung eines solchen Mannes konnte die Colonie einen neuen Aufschwung nehmen. Seine Gegenwart führte wohl auch einige Veränderungen herbei; allein um dieselben vollständig zu machen, hätte man allzu viel Hindernisse wegräumen müssen: das Leben eines Mannes war nicht hinreichend für so viele Arbeiten, besonders wann sie durch eine andere Macht gehemmt wurden: de Fiedmont theilte die Sorge der Regierung. Bevor de Malouet seine Pläne zu Aenderung und Verbesserung entwarf, besuchte er das wüste Land, das den angebauten Strich umgab, wo so viele Mißbräuche herrschten. Er hat uns die ersten Eindrücke geschildert, die der Anblick dieser fruchtbaren Natur auf ihn machte, so wie das, was er zum Wohl der Colonisten dabei dachte. Indem er alle Vortheile erwägt, die aus dem Ackerbau entspringen könnten, fährt er fort: „Man möchte sagen, die Natur des Erdreichs, der Lauf der Gewässer, seien zur Anlage der Wiesen, der Wälder, zu Rathe gezogen worden, und jede Pflanzen-Familie habe mit Verstand den Boden gesucht, der ihr eigenthümlich zusagt. Die schönen Flüsse, die, zehn bis fünfzehn Lieues von einander entfernt, diese Gegend bewässern, sind die Gränzen jedes Distriktes. Man findet wirklich in diesen Einöden Vanille und Cassaparillwurzel, — ich selbst habe Beides gesammelt; ich sah Gewürz-Bäume, die zwar tief unter dem Zimmtbaum



stehen, die aber doch dessen Geschmaack haben.“ Der Reisende bemerkt dann auch, der Landbau habe an vielen Orten diese vorübergehende Fruchtbarkeit benutzt, weil er die Hülfquellen der Natur nicht zu ersetzen wußte.

Die Wohlfahrt der Colonie Surinam hatte oft de Malouet's Verwunderung erregt; er wollte sehen, was man aus dem Boden machen könnte, den er besucht hatte, und begab sich nach Paramaribo.

Er untersuchte aufmerksam die Verwaltung der holländischen Besitzungen, und besonders das Landbau-System, das man in denselben eingeführt hatte. Es war ganz verschieden von dem der Franzosen, und er fand in ihm die Quelle des Reichthums der holländischen Ansiedelung, die durch die Natur des Bodens weniger begünstigt war als die französische. Weise Zugeständnisse, die Verpflichtung dieselben rasch zu benutzen, die Nothwendigkeit — die niedern Landstriche, deren Fruchtbarkeit immer zunahm, auszutrocknen, das Alles kündigt er uns an verschiedenen Stellen seines trefflichen Werks als die Ursache eines Wohlstandes an, den er zu erreichen verzweifelte, dem er aber wenigstens nahe kommen wollte.

Alein als er, nach seiner Rückkehr, seine Beobachtungen nutzbar zu machen dachte, ergriffen die Fieber, die diese Gegenden verödeten, auch ihn. Man glaubte in Cayenne, er werde nach Frankreich zurückkehren, und Alles sank daselbst in die vollkommenste Unordnung zurück. Indessen gewann er seine Gesundheit wieder, stellte die Principien der innern Verwaltung, die umgestürzt worden waren, auf neuen Grundlagen wieder her, und beschäftigte sich endlich damit, den großen Zweck zu erreichen, für den er schon so viel gearbeitet hatte.



Als de Malouet Surinam verlassen, hatte er sich nicht darauf beschränkt, viele und mannigfaltige Belehrungen über den Ackerbau zu sammeln; er hatte auch die Erlaubniß erhalten, einen geschickten Ingenieur, Namens Guisan, in französische Dienste zu nehmen, und das war, wie er selbst sagt, das Wichtigste, was er für die Colonie gethan.

Nun fing man an, Austrocknungen, Kanäle, Straßen anzulegen, und es handelte sich nur darum, untergeordnete Beamte zu finden, die den Absichten des Statthalters dienen konnten: dieses aber konnte man nur zum Theil erreichen.

Nach de Malouet's Abreise führte de Fie d m o n t eine Zeitlang die ganze Verwaltung, und auf ihn folgte der Baron B e ß n e r, der so viel sonderbare Träumereien aus Europa mitbrachte. Man behauptet, er habe unter anderem den bizarren Plan gehabt, die Indianer mittelst der Musik zu civilisiren. Er ließ ihnen den Vorschlag machen, sich in Dörfern zu vereinigen; allein dieser Versuch war unnütz, und er scheint sich auch nicht sehr bemüht zu haben, seine ersten Absichten auszuführen. Die Erfahrung zeigte ihm, daß Entwürfe, die man in Europa macht, in den Colonien sich nicht immer vollziehen lassen. Indessen führte er, wie es scheint, das Austrocknungssystem, das de Malouet begonnen hatte, weiter fort. Immer den Wunsch nährend, in den französischen Besitzungen eine Ansiedelung von flüchtigen Schwarzen zu bilden, schloß er mit ungefähr zwei tausend holländischen Schwarzen, die sich nach Ober-Marony geflüchtet hatten, einen Vertrag: das Ministerium war mit diesem Schritt unzufrieden, und gab ihm darüber strenge Verweise. Nicht lange nachher starb B e ß n e r.

Nun kam die Verwaltung in die Hände der Marine-Commissarien de Willebois und E'scallier. Sie merkten,



wie wichtig für die Colonie die Gewürzbäume wurden, und suchten, dieselben zu vermehren. Einige Jahre vorher hatte Poivre in der Nachbar-Colonie einige Schößlinge derselben geraubt und nach Guiana gebracht. Man machte einen Theil des berühmten, unter dem Namen Gabrielle bekannten Landfises, der ein Eigenthum Lafayette's gewesen, urbar, und pflanzte hier den Gewürznägelbaum und den Muskatensbaum an; beide gediehen dergestalt, daß man die größten Hoffnungen schöpfte.

Aber de Billebois sah diese Hoffnungen nicht sich verwirklichen; er starb, und L'Escallier, der seine Mühen getheilt hatte, kehrte nach Frankreich zurück (1788). Von nun an änderte sich der Stand der Dinge in Guiana ganz und gar. Die Revolution kam dazwischen, und statt einem friedlichen Glück, das der Boden und der Charakter der Einwohner versprochen, langsam entgegen zu gehen, zeigte die Colonie allenthalben Unordnung und Tumult. Agenten der Regierung, die unter den Schwarzen unüberlegte Schritte gethan hatten, sahen sich gezwungen, die Unordnungen, die sie hervorgerufen, selbst zu unterdrücken.

Einige Jahre nachher ward dieses unglückliche Land die Bühne eines blutigen Schauspiels. Zahlreiche Schlachtopfer der bürgerlichen Zerrüttung fanden in den Wüsten von Sinamary, Aprouague und Conamama ihren Tod. Was sollen wir weiter von diesen Verbannungsorten sagen? wie ohne Schauern von den Scenen sprechen, die hier vorkamen? Jedermann kennt die Erzählungen, welche die Opfer selbst von ihren Leiden bekannt machten; es genüge, zu sagen, daß man, nach der Deportation vom 18. Fructidor, noch andere Unglückliche auf der Fregatte „la Décade“ und auf der Corvette „la Bayonnaise“ hinsandte (25. April 1798 u. 29. Septbr.)



Dreihundert neun und zwanzig Individuen von jedem Gewerbe, jedem Alter, kamen in Guiana an. Umsonst verwandten sich die Einwohner für sie; sie wurden das Spielwerk zügelloser Grausamkeit, und hundert zwei und siebenzig von ihnen starben nach einigen Wochen in den Qualen des Elendes und der Verzweiflung. Fast Alle starben in Conamama. An die Namen Conamama, Sinamary knüpfte sich ein grauenvolles Andenken.

Unter den Verwiesenen waren verschiedene berühmte Personen, deren Berichte mit der Erinnerung an ihre Leiden die Namen aufbewahrt haben. Unter ihnen zeichnen sich aus Barbé-Marbois, Fronçon-Ducoudray, Lafond-Ladébat, Barthélemy, Murinais, Pichégu, Ramel. Einige von ihnen hatten das Glück zu entinnen, und gewannen nach tausend Gefahren die Colonie Surinam: unter ihnen war Barthélemy. Barbé-Marbois, der in Ertragung dieser Verbannung Beweise eines unerschütterlichen Muthes gab, kam erst viel später in sein Vaterland zurück.

Was an diesem Ereigniß dem Beobachter besonders auffällt, ist der Umstand, daß Menschen von der verschiedensten Art in allen Beziehungen, sowohl was den Charakter als was die politischen Meinungen anlangt, eben dahin geschickt wurden, wo so viele unschuldige Schlachtopfer umgekommen waren. Collot d'Herbois starb hier unter den Martern des verzweifelnden Gewissens.

Es scheint, daß Guiana, nachdem es der Wuth des Mutterstaats auf so beklagenswerthe Weise gedient hatte, ein Gegenstand der Mißachtung wurde, und daß man die Unglücksfälle, die da vorgegangen waren, im Andenken hielt, ohne sich des Reichthums zu erinnern, den es versprechen konnte; und in Wahrheit, welches Land hätte das Interesse der Re-



gierung mehr in Anspruch nehmen sollen? Die Einwohner fiengen an, die Wohlthaten eines andern Landbau-Systems zu empfinden, und das Gedeihen der Gewürzbäume ließ die Vortheile voraussehen, die für den französischen Handel eines Tages daraus würden entspringen können. Allein die Franzosen waren mit glänzenden Eroberungen beschäftigt, und die Colonien fanden sich gänzlich vernachlässigt. Die Engländer sahen leicht voraus, was die Franzosen nicht zu wissen schienen. Ohne ihren Neid rege zu machen, weckte Guiana leicht ihre Furcht; sie boten den Portugiesen ihre Unterstützung an, drangen in die französischen Besitzungen ein, und verkündigten, wie man sagt, die Freiheit der Schwarzen (1809); allein diese Maaßregel, deren furchtbare Folgen für die Colonisten sie wohl kannten, wirkte nicht was sie in ihrem gehässigen Plan erwarteten.

Der Statthalter leistete nicht lange Widerstand, weil er merkte, daß es umsonst sein würde; doch bewirkte er, daß die Engländer nicht die Herrn der Besizung wurden, die in ihre Hand gefallen war: er verlangte, daß sie ihren Verbündeten anheimgegeben wurde. So kam das französische Guiana in die Gewalt der Portugiesen.

Während ihrer Verwaltung geschah nichts von besonderer Wichtigkeit, und da sie ihren eigenen Feldbau vernachlässigten, läßt sich denken, daß sie den der Colonie nicht vervollkommeneten. Die Verwaltung blieb einer aus Einwohnern zusammengesetzten, provisorischen Junta anvertraut, die nach achtzehn Monaten durch den General-Intendanten und Chef der Justiz Juan Leveriano Dacosta ersetzt wurde.

Die Colonie blieb während der portugiesischen Herrschaft in ihrem bisherigen Stand: es war viel, daß sie, der Unterstützung des Mutterstaats beraubt, nicht zu Grunde gieng,



und das ist ein genügender Beweis für die innern Hülfsquellen. Ein Theil ihres Gebiets wurde den Franzosen im Jahr 1814 zurückgegeben; dieser Theil ist beträchtlich genug, um einen bedeutenden Feldbau möglich zu machen, aber vielleicht nicht stark genug, um einen feindlichen Einfall abzuweisen.

Betrachten wir noch einen Augenblick diesen Landstrich, den man so übertrieben als ungesund verdächtigte, weil man immer das schreckliche Gemälde der Scenen vor Augen hat, die in den Sümpfen von Conamama und Sinnamary vorgefallen. Viele andern Theile des Landes sind so gesund als Brasilien, und die Hitze ist hier unendlich weniger stark als am Senegal \*). Alle Colonial-Produkte kommen hier fort; die Wälder bringen eine Menge kostbarer Lebensmittel hervor, so wie die schönsten Bauhölzer, deren Benützung die Flüsse, die sich längs der Küste von Oyapok vorfinden, leicht machen. Ungeheure, durch unermüdliche Ingenieure ausgeführte Arbeiten beweisen, daß man unter diesen Sümpfen, die sich beinahe längs der ganzen Küste ausbreiten, und die sie den Muth hatten zu erforschen, ein Erdreich findet, dessen Fruchtbarkeit unerschöpflich ist und das man wohl trocken legen könnte; doch wußte man bis jetzt aus lehrreichen Beispielen keinen Nutzen zu ziehen.

Die Bevölkerung des französischen Guiana's ist, im Verhältniß zur Größe des Landes, sehr schwach. Man zählt auf einer mehr als hundert Lieues langen Küstenstrecke tausend und fünf und vierzig Weiße, unter welchen mehr als

---

\*) Das Thermometer hält sich gewöhnlich zwischen 19 und 25 Graden, und die Seewinde machen die Hitze noch erträglicher.



zwei hundert weibliche Individuen weniger sind als männliche. Das entgegengesetzte Verhältniß findet unter der freien farbigen Bevölkerung statt, die man auf 1892 Individuen anschlügt, woraus eine größere Zahl von Verbindungen mit den Europäern oder ihren Abkömmlingen hervorgeht, deren Gültigkeit aber die Geseze fast niemals anerkennen. Die Bevölkerung der Eingebornen, so weit sie bekannt ist, beläuft sich auf 700 Individuen; die der Schwarzen wird auf 13543 Seelen geschätzt, und die ganze Bevölkerung zusammen beträgt 17400 Individuen, vermag also nicht entfernt eine hinreichende Anzahl Feldbauern zu liefern, indem man nur 452 Wohnsitze zählt, die durch 11360 Landbauer bestellt werden. Man pflanzt hier das Zuckerrohr, den Caffeebaum, den Gewürzngelbaum, den Cacao, den Rocou, den Zimmtbaum, den Muskatensbaum und den Pfefferbaum. Der Gewürzngelbaum gedeiht hier auf eine erstaunliche Weise: man zählt dessen gegen 164000 Stämmchen.

Das französische Guiana erzeugt nicht allein diese, den Ländern unter den Tropen gemeinsamen Lebensbedürfnisse, es ist auch reich an Bauholz und feinem Bierholz; man hat in seinem Umfang reiche Eisenminen entdeckt, und seine Savannen bieten für die Viehzucht köstliche Weiden. Dieser letzte Vortheil ist wichtiger als man denken mag, und man wird darüber vollkommen der Meinung eines neueren Reisenden beipflichten müssen, von welchem wir einige Sätze entlehnt haben. Die Weißen werden sich vielleicht einst an das Klima dieses schönen Landes gewöhnen, wenn sie sich erst den friedlichen Beschäftigungen des Hirtenlebens hingegeben haben, bevor sie sich auf den Landbau legen.

Nachdem wir uns nun in dem französischen Gebiete von Guiana umgesehen haben, werfen wir einen raschen Blick



auf die übrigen Theile dieses weiten Erdstrichs, die andern Mächten gehören. Wir beginnen mit der Abtheilung, die den französischen Besitzungen zunächst liegt.

### Portugiesisches Guiana.

Dieser Theil von Guiana, den man noch vor Kurzem als einen Theil der Besitzungen Portugal's in Amerika betrachtete, muß in seinem Fortgang sich gänzlich an Brasilien anschließen. Noch zu schwach bevölkert, um geradezu auf die politischen Ereignisse einzuwirken, wird es dem gegebenen Anstoß folgen; ohne Zweifel wird es aber wesentlich durch Einflüsse der nördlichen Capitanerien bestimmt werden, vermöge deren Lage.

Wie viel unangebaute Landstriche sind hier noch urbar, wie viel Flüsse schiffbar zu machen, wie viele Nationen der Bildung entgegen zu führen — was, ohne daß sie theilweise vernichtet werden, geschehen möge! Hier mag die brasilische Regierung, wann die Bevölkerung ihres eignen Gebietes angewachsen sein wird, große Pläne ausführen können. Die in Amerika durch Amerika selbst gegründeten Colonien werden nicht mehr das Erzeugniß leerer Theorien sein, und darum sicher alsobald gedeihen müssen. Man wird da die europäischen Begriffe mit örtlichen vertauschen; es wird nicht mehr nöthig sein, daß man sich vor Allem an das Klima einer neuen Welt gewöhne; die Colonisten werden kennen was sie erwartet, und schmerzliche Klagen werden nicht mehr die Frucht ihrer Entschlüsse sein.

Eins der sichersten Mittel, diese Gegenden schnell mit nützlichen Menschen zu bevölkern, dürfte darin bestehen, daß man die Verbindungen zwischen Abstämmlichen von Europäern oder Farbigen und eingebornen Frauen begünstige.



Aus diesen Verbindungen entspringen Menschen, die weniger Scheu vor dem Landleben, und weniger Freude am irrenden Leben in den Wäldern haben. Der Geist der Stämme gestaltet sich anders, wie mancherlei Proben beweisen. Die Geschichte von diesem Theile Guiana's ist kurz: wir dürfen nur an die verschiedenen Züge der Portugiesen erinnern, deren wir bereits Erwähnung gethan.

Nachdem sie fünf und zwanzig bis dreißig Lieues Landes zwischen dem Amazonenstrom und dem Flusse des Nord-Caps gewonnen hatten, brachten sie es (1809) dahin, daß ihnen die französischen Besitzungen abgetreten wurden, von welchen jedoch ein Theil durch den letzten Vertrag (1814) wieder an die Franzosen kam. Bis auf den heutigen Tag gründen hier die Portugiesen kein beträchtliches Handelsgeschäft; doch wird die Hauptstadt gewiß bald ungemeine Bedeutung erhalten. Am östlichen Ufer des Rio Negro gelegen, der Verbindungen zwischen dem Amazonenstrom und dem Drenoko vermittelt, wird diese Stadt ohne Zweifel der Stappelpfad aller kostbaren Produkte werden, welche die Wälder dieser Gegenden erzeugen, als da sind Cacao, Copahu und *Myrthus carriophyllata* — ein Strauch, der den Muskatensbaum ersetzen kann.

Man weiß, daß die Stadt Rio Negro durch einige Familien aus den Stämmen Bamba, Barré und Passé gegründet wurde, die sich in der Nähe eines Forts ansiedelten, das man an dem Plage, den nun die Stadt einnimmt, erbaut hatte. Von den andern Nationen, die sich der Bildung unterworfen, ist übrigens sehr wenig bekannt.

Gegen zwanzig Flecken und eine größere Anzahl Dörfer faßten seit einigen Jahren die ganze Bevölkerung dieses Gebiets.



In dieser Gegend kann man, wie gesagt, noch glückliche Versuche mit den indianischen Stämmen machen. Es gibt deren hier viele, die das Joch der Europäer noch nicht empfunden haben: mögen sie es nie empfinden!

### Holländisches Guiana.

Wir sind nun zu dem Theile von Guiana gelangt, der während des letzten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit von Europa am lebhaftesten ansprach. Man vermochte nicht einen Schrei der Ueberraschung und Bewunderung zu unterdrücken, da man eine Colonie, die man verachtet hatte, auf die höchste Stufe der Wohlfahrt emporsteigen sah. Allein diese Wohlfahrt beruhte eben so sehr auf dem Charakter der Colonisten und auf ihrer Gewohnheiten, als auf dem Reichtum und Kunstfleiß des Mutterstaats. Das Gebiet von Surinam war in gewisser Rücksicht das Holland der neuen Welt: die Holländer allein konnten sich hier etwas versprechen. Ihnen war das Klima weniger mißgünstig, und die Befiegung von Schwierigkeiten sagte vielleicht ihrem beharrlichen Geiste zu.

Dieses Gebiet, welches gegenwärtig einen Theil der englischen Besitzungen ausmacht, erstreckt sich vom Flusse Pomaron bis an den Marony, und begreift die Distrikte Surinam, Demerary, Essequebo und Berbice. Der Boden, obgleich sumpfig, ist außerordentlich fruchtbar; diese Fruchtbarkeit aber verdankt man großentheils den Arbeiten der ersten Colonisten.

Als man diese Gegend zuerst besuchte, scheint sie im Besitze von ziemlich vielen Völkern gewesen zu sein, unter welchen die Cariben die wichtigste Nation bilden. Dieses Volk hat viel ähnliches mit den Stämmen, von welchen



schon die Rebe gewesen; wenn es sich durch seinen Muth auszeichnete, war es doch in der gesellschaftlichen Ordnung nicht weiter vorgerückt. Außer den Waffen, die es mit allen andern amerikanischen Stämmen gemeinsam hatte, war bei ihm auch eine Art Blasrohr im Gebrauch, dessen sich viele Nationen diesseits des Amazonenstroms bedienen. In ihren kleinen Flecken vereinigt, überlassen die Caraïben gegenwärtig ihren Frauen fast alle Sorge des Feldbau's; sie zeichnen sich aus durch ihre Kunst, Thongeschirre zu verfertigen. Der unterscheidende Charakter der Nation liegt vielleicht in ihrer Ehrfurcht für das Andenken der Todten: die Gebeine derselben werden aufbewahrt, und deren Ausgrabung ist der Gegenstand von tausend interessanten Gebräuchen.

Ehedem schlachtete dieses Volk Menschen und verzehrte sie; jetzt hat die Habsucht diesen Gebrauch in Abnahme gebracht: die meisten Krieger vertauschen ihre Gefangenen gegen mancherlei Gegenstände des europäischen Kunstzeißeß, und dieser abscheuliche Handel scheint lange Zeit ziemlich thätig betrieben worden zu sein. Es ist glaublich, daß die Engländer ihm ein Ziel setzten; er verursachte so viel Unglück, daß man an seine Unterdrückung denken mußte. Indessen bewahrt dieses wilde Volk, das Andere zu Sklaven macht, die ganze Würde seiner Unabhängigkeit. Nach Humboldt treten die freien Caraïben in unsern Tagen mit den holländischen Colonisten von Essequebo in Verbindung; auf diesem Wege verschaffen sie sich, wie die Aruacas, Feuergewehre, und sie sind sehr bemüht, ihre alten Bandslente von der Unterwerfung unter das Joch der Bildung zurückzuhalten.

Die ersten Besucher dieses Landstrichs scheinen gegen sechzig Engländer gewesen zu sein, die sich aber nur sehr kurz daselbst aufhielten (1634). Ihnen folgten einige Zeit nach



her die Franzosen; allein weit entfernt eine dauerhafte Niederlassung zu gründen, tödteten sie die unglücklichen Eingebornen (1640), und begannen den Bau eines Forts, den sie jedoch nicht vollendeten. Zehn Jahre nachher kamen die Engländer wieder, und diese sind es wahrscheinlich gewesen, welche die Reste von de Ronylle's unglücklichem Zuge aufnahmen.

Krüger als die Franzosen, beschäftigten sie sich ausschließlich mit Feldbau, und legten gegen fünfzig Zuckerpflanzungen an, deren sich einige Jahre später die Holländer bemächtigten: Europa erkannte deren Eroberung bald an (1667).

Nach Verlauf von fünf Jahren wurde Surinam der westindischen Compagnie überlassen, wofür dieselbe den Beländern eine Summe zu zahlen hatte. Darauf kam die Colonie in drei Theilen an die Stadt Amsterdam, an die Compagnie und an einen Privatmann mit Namen Van Arsen s. Die Nachkommen desselben verkauften ihre Rechte an zwei andere Glieder der Gesellschaft, die daraus bald großen Nutzen zu ziehen wußten.

Indessen war die aufkeimende Colonie auch nicht frei von Verwirrungen; der Geschäftsführer der Gesellschaft wurde ermordet: man warf ihm Tyrannei vor (1688).

Wie der unglückliche Plan von Ducasse scheiterte, haben wir gesehen. Drei Jahre später war eine andere Unternehmung glücklicher (1689). An der Spitze ziemlich beträchtlicher Streitkräfte zog Cassard von San-Malo aus, und erschien vor Surinam, wo man ihm nur einen schwachen Widerstand entgegensetzte; er legte vorläufig der Colonie eine ungeheure Brandschatzung auf, und der Werth, den er mit sich wegnahm, soll sich auf 1,370,160 Livres belaufen haben. Die Unzufriedenheit, die auf dieses Ereigniß erfolgte, hatte



großen Einfluß auf die Colonie; sie wurde lange bedrückt. Die Einwohner klagten bitter, daß man für ihre Sicherheit keine Vorsorge getroffen hatte, und die Ansiedlung vermochte sich kaum von den Schlägen zu erholen, die ihr durch Feinde von aussen beigebracht worden waren, als sie Menschen zu bekämpfen hatte, deren unversöhnlichen Haß sie sich zugezogen.

Die meisten Reisenden, die uns das Leben der Schwarzen in Surinam schildern, sprechen von der Grausamkeit ihrer Gebieter. Unerbittlich, wenn sie strafen, mußten die Holländer über kurz oder lang eine Empörung erwarten, und diese wurde drohender als in vielen andern Colonien. Ohne hier Alles aufzählen zu wollen, was die Schwarzen versuchten, sich unabhängig zu machen, bemerken wir nur, daß die Sklavenhaufen, die sich zusammengerottet hatten, im Anfang des letzten Jahrhunderts (1726 bis 1728) furchtbar wurden; sie hatten an den Ufern der Sarameca eine Niederlassung gegründet, und mußten dadurch, daß sie die Truppen, die man gegen sie schickte, zurücktrieben, einige Jahre der Ruhe zu erkaufen. Das Wehgeschrei ihrer Brüder, die man mit furchtbaren Martern hinrichtete, rief sie bald aufs Neue zu den Waffen (1736); allein nun trugen sie in alle bewohnten Orte umher die Verwüstung: sie waren die furchtbarste Geißel der Colonie geworden, und die Regierung sah sich gezwungen, ihnen Friedensvorschläge zu machen. Diese Rebellen, wie man sie damals nannte, waren keine Flüchtlinge, die im Schooße der Unabhängigkeit die Stimme des erzürnten Herrn gefürchtet hätten; Söhne von Freigelassenen, hatten sie niemals das Joch empfunden und kannten die Sklaverei nur aus gräßlichen Erzählungen. Ihr Stolz zeigte sich in der Antwort, die sie den Abgesandten des Statthalters



Maurice gaben. Die Bedingungen waren indessen die nämlichen, die man mit den Insurgenten von Jamaika eingegangen hatte; sie wurden angenommen, und die ganze Colonie war darüber erfreut (1749).

Aber oft wurde der Friede gehrochen und wieder geschlossen. Eine noch furchtbarere Niederlassung bildete sich zu Dem-paty-Crike. Abgesandte mußten die um Frieden bitten, die man nicht vernichten konnte. Dieser Friede wurde auf der Pflanzung Duca abgeschlossen, und dabei zeigte sich eine seltsame Mischung der energischen Gebräuche eines noch barbarischen Volks und der Gebildeten. Der Vertrag wurde nach ziemlich langem Hin- und Herreden unterzeichnet (1771), und die Niederlassung der Insurgenten erhielt nun den Namen der Pflanzung Duca, um von den Schwarzen von Sarameca unterschieden werden zu können, mit welchen man auf gleiche Weise noch in demselben Jahr einen Friedensvertrag abschloß. Beide Freistaaten hielten die Bedingungen, die sie angenommen hatten, gewissenhaft, und bald gelangten sie auf eine Stufe der Wohlfahrt, welche die Colonie erschreckte. Zu Ende des Jahrhunderts (1779) belief sich ihre Bevölkerung, wie man sagt, auf fünfzehn bis zwanzig tausend Seelen. Sie gaben den Beweis, daß die Schwarzen den amerikanischen Staaten eine zahlreiche Bevölkerung liefern können, wann sie nicht mehr unter dem eisernen Joche der Sklaverei gehalten werden. Ihre innere Regierung scheint indessen bei weitem nicht so geordnet und geregelt, wie die von Palmares, gewesen zu sein \*).

Ein solches Beispiel ermuthigte natürlich diejenigen Schwarzen, die noch Sklaven waren. Sie empörten sich an verschie-

---

\*) Ueber die Neger-Colonie Palmares s. Ed. Lebrecht's Gesch. v. Brasilien, S. 101. ff.



denen Bohnstüben, und zwangen die meisten Pflanzer der Cottica, sich nach Paramaribo zu flüchten. Die Statthalterschaft, durch die Fortschritte des Aufstandes erschreckt, glaubte diesmal alle möglichen Mittel anwenden zu müssen, um ihm Einhalt zu thun; man verlangte nicht allein in Europa Truppen, sondern, um der Eist und Thätigkeit der Flüchtlinge Eist entgegen zu setzen, errichtete man Corps schwarzer Jäger, die sich bald an das Leben in den Wäldern gewöhnten und den in diesem Vertilgungskriege nothwendigen Muth entwickelten.

Die aus Holland geschickten Truppen wurden durch den Obersten Fourceoud befehligt, einen seltsamen und hitzigen Mann, der aber weder des Muthes noch des Talents ermangelte. Die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und dem damaligen Statthalter Neveu vorsielen, brachten Hemmungen in den traurigen Krieg, wenn sie ihm auch nicht gänzlich Einhalt thaten. Es soll hier keine Schilderung der Schreckensscenen versucht werden, die damals in Guiana vorgien, keine Schilderung der Mühsale des Europäers und des flüchtigen Schwarzen. Wer könnte, im Andenken an ihre Kämpfe, sie nicht Beide beklagen!

In dem Werke des Capitän's Stedman muß man die Einzelheiten dieses Krieges lesen: aus dieser Schrift wird man neuen Unwillen gegen die Frevel schöpfen, über welche die holländischen Colonisten so lange werden erröthen müssen.

Die ungewöhnliche Beharrlichkeit der regulirten Truppen und der Mangel an Munition unter den Flüchtlingen, führten das Ende des Krieges herbei, das man erwartete: nach mehreren blutigen Schlachten wurde ein Theil der Insurgenten bis an die Gränzen der französischen Besetzungen zurückgetrieben.



Um diese Zeit faßte der Hof von Frankreich so riesenhafte Pläne hinsichtlich der flüchtigen Schwarzen, die er in Niederlassungen zu sammeln dachte, welche der Colonie nützlich werden sollten. Allein ihre Zahl war in der Einbildung mancher Schriftsteller weit beträchtlicher, als in der Wirklichkeit. Auch Raynal theilte die allgemeine Meinung, und schrieb Dinge, die man gegenwärtig nur als glänzende politische Erfindungen ansehen kann.

Wir übergehen die einzelnen vorübergehenden Unruhen in der Colonie, und erinnern dagegen an das Feldbau-System, das man in den letzten Zeiten annahm. Diesem Systeme hatte man den Reichthum der Colonie zu danken. Hier mögen die Thatfachen folgen, die unsern Lesern von Interesse sein dürften: wir ziehen dieselben aus Ferdinand Denis' Werk über Guiana, wo sie sich in dem Kapitel, das vom Landbau handelt, zusammengestellt finden.

Es gibt für die Beobachter des Staats- und Völkerebens kaum einen bemerkenswertheren Gegenstand, als einen Wohnsitz in Surinam, in Betracht des Erdreichs, auf welchem solche gegründet werden mußten, welches ohne Widerrede das sumpfigste von ganz Guiana war. Die Colonisten dieses Landes erneuerten, nach de Malouet's Bericht, das Wunder der Schöpfung, indem sie die vermischten Elemente, Erd' und Wasser, von einander schieden, und auf einem Sumpf ungeheure Gebäude aufführten und auf feste Grundlagen stellten. Wir wollen sehen, wie man diese Wunder vollbrachte, und was für Folgen aus ihnen hervorgien.

Man schickte zuerst in diese, von den Franzosen früher verachtete, Gegend Landbau-Ingenieur's, die sich, nachdem sie den Umfang bezeichnet hatten, in welchem man sich ansiedeln sollte, damit beschäftigten, das Niveau der Ländereien



und der Fluthhöhe zu bestimmen, und alle zu Austrochnungen mittelst Schleusen nöthigen Anweisungen zu geben. Ein Jeder, dem man Land zum Anbau bewilligte, war verbunden, sich dem allgemeinen Plane, den man angenommen hatte, zu fügen, und gewöhnlich gab man ihm voraus einige Sklaven, die ihn in seinen ersten Arbeiten unterstützen mußten.

Die Austrochnung des angewiesenen Bodens betreibt man im Sommer und zur Zeit der niedern Ebbe. Allein dies ist eine Arbeit für mehrere Jahre, denn gewöhnlich bewilligt man vier bis sechs hundert Morgen Landes, und der Pflanze, der mit fünf und zwanzig Negern anfängt, kann selten mehr unternehmen als die Trockenlegung von etwa zwanzig Morgen. Man umgiebt also das Landviereck, das man pflanzbar machen will, mit einem Damm, der höher ist als das bekannte Niveau der stärksten Fluth; die Seite des Damms, die nach der Küste hinsieht, muß mittelst zweier breiten Kanäle, die durch zwei Schleusen geschlossen werden, mit der Küste in Verbindung stehen. Ist es eine Zuckerpflanzung, was man anlegen will, so muß die eine Schleuse während der Ebbe sich öffnen und den Gewässern den Abfluss gestatten; die andere hingegen muß während der Fluth sich öffnen, und in Kanälen, die von jenen Abzugsgräben geschieden sind, so viel Wasser aufnehmen, als nöthig ist, um sieben Stunden lang eine Zuckermühle zu drehen. Man begreift leicht, daß man auch innerhalb des mit Dämmen umgebenen Raums Gräben und Kanäle zu den verschiedenen angegebenen Bestimmungen anlegen muß. Da die Kanäle, um von den Gräben unterschieden zu sein, nothwendig in gerader Linie ausgestochen werden und im Mittelpunkte der Pflanzung sich durchkreuzen müssen, so ruht das Auge mit Vergnügen



auf den vielen kleinen, viereckigen Inseln, die miteinander durch Brücken und durch schöne, terrassenförmig angelegte Wälle, deren Abhänge mit Rasen bekleidet sind, in Verbindung stehen. Der Anbau der Ländereien ist so mannigfaltig als wohl verstanden: allenthalben gedeihen die Colonial-Esswaaren und die zur Nahrung der Schwarzen bestimmten Pflanzen.

Diese Bemerkungen sind vielleicht nicht Jedermann von Interesse, allein wir durften sie nicht übergehen, da der Feldbau der wichtigste Punkt in der Geschichte einer Colonie ist.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Surinam die furchtbare Erschütterung spürte, die Europa bewegte: das holländische Guiana gieng bald über an die Engländer (1804). Um dieselbe Zeit fielen auch die Distrikte Berbice und Essequibo in ihre Hände. Doch brachte dieser Wechsel der Herrschaft den verschiedenen Niederlassungen keinen bedeutenden Schaden. Indessen verlor Surinam jene Wichtigkeit, die ihm einen so hohen Rang unter den andern Colonien anwies.

### S p a n i s c h e s G u i a n a.

Das spanische Guiana, obgleich zuerst entdeckt, ist vielleicht im Verhältniß seiner Ausdehnung noch am wenigsten angebaut. Die Ersten, die hierher kamen, suchten, wie wir gesehen haben, hier nur Gold, und brachten fast gar keinen Kunstfleiß mit. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß des Landes thaten jedoch, was die spanische Regierung nicht hatte thun können: gegen das siebzehnte Jahrhundert hin gaben sich hier einige Menschen mit Landbau ab, oder es suchten vielmehr Leute, die ihrer nutzlosen Nachforschungen müde waren, endlich andere Reichthümer als diejenigen, die man ihnen gerühmt hatte. Indessen gelangten sie noch



auf keine gar hohe Stufe der Wohlfahrt. Man muß hoffen, daß die Regierung, die ihre Freiheit gründete, sie neu ermuntern werde.

Ein Blick auf das spanische Guiana zeigt, daß es durch seine Lage berufen ist, eine große Rolle in der Geschichte dieser Erdtheile zu spielen; der Drenoko, der seine Grenzen bildet, kann ihm große Vortheile gewähren, besonders wenn man die Verbindung dieses Flusses mit dem Amazonasstrom erleichtert haben wird.

Von allen Nationen zu sprechen, welche noch dieses Gebiet bewohnen, wäre zu weitläufig und zu schwierig; überdies müßte größtentheils wiederholt werden, was schon von andern Stämmen gesagt worden. Doch ist hier eine durch ihre Gewohnheiten so merkwürdige Völkerschaft, daß sie nicht unerwähnt bleiben darf: wir meinen die Baraonen oder Guaraonen, die auf den sumpfigen Inseln an der Mündung des Drenoko wohnen, und eine Unabhängigkeit bewahrt haben, deren sie vielleicht, vermöge ihrer eigenthümlichen Lebensweise, noch jetzt genießen. Im Schooße zahlloser kleinen Inseln, die mit Gebüsch bedeckt sind, deren Wurzeln den Boden etwas fester machen und unaufhörlich neue Schößlinge treiben, haben die Baraonen inmitten dieser Meerwälder ihre entlegenen Hütten gebaut. Diese Hütten sind mit der sinnreichsten Kunst aufgeführt, und enthalten immer Wohnungen für mehrere Familien. Nur mit dem freien Willen der Bewohner kann man zu ihnen gelangen.

Die Baraonen nähren sich von Fischen: doch sind sie nicht selten auch Jäger, und ihr Hauptnahrungsmittel sehen sie von dem Murichi, der auf ihrem sumpfigen Boden wächst. Dieser Palmbaum ist um so kostbarer für sie, als er ihnen



nicht bloß reichliche Nahrung gewährt, sondern auch vielen andern Bedürfnissen abhilft.

Noch andere Nationen vermögen, um ihrer besondern Gebräuche willen, die Aufmerksamkeit des Beobachters zu fesseln; allein man muß v. Humboldt's Werk zu Rathe ziehen, wenn man sich von den Gewohnheiten so vieler verschiedenen Völkerschaften einen genauen Begriff machen will: die Guaiqueri, die Quaqua, die Tamanaquen, die Cumana-goten, die Otomaquen müssen lebhaft das Interesse des Europäers aufregen, der unter ihnen Menschen sieht, die bereit sind, der Bildung theilhaftig zu werden oder untergehen: denn man kann sich's nicht verhehlen, bald werden die Amerikaner nur zwischen beiden Fällen zu wählen haben.

Die Hauptstadt dieses Landes hat nicht immer an demselben Orte gestanden. St. Thomas wurde anfangs (1586) fünfzig Lieues von den Mündungen des Drenoko gegründet. Unerachtet ihrer Lage, wurde die Stadt wiederholt von den Engländern, Holländern und Franzosen angegriffen, und man hielt es für gerathen, sie weiter in's Innere zu verlegen. Veränderungen der Art erlitt sie noch mehrere, bis man sie bestimmt an die Stelle setzte, welche sie jetzt einnimmt (1764). Ihre gegenwärtige Lage ist mit verschiedenen Unbequemlichkeiten verbunden, von welchen ohne Zweifel die größte die weite Entfernung von der Seeküste ist, welche neunzig Lieues beträgt. Ueberdies reißt der Drenoko, in seinem raschen Lauf, große Stücke des Bodens, auf welchem die Stadt liegt, mit sich fort, und die Häuser sollen oft vom Juli bis zum September im Wasser stehen. Doch hat vielleicht schon der Bau eines festen Quai's gegen diesen Uebelstand geholfen.

Das Ganze der Stadt gewährt einen ziemlich gefälligen Anblick, und die Anlagen ermangeln nicht der Eleganz.



Lange Zeit ist St. Thomas der Sitz eines Unter-Statthalters gewesen, der vom General-Kapitän von Carracas abhieng. Gegenwärtig ist diese Gegend, mit Columbia, einem und demselben Regierangs-System unterworfen.

Vor einigen Jahren sah man die Thoreheiten sich erneuen, die sich in den ersten Zeiten der Entdeckung bemerkbar machten. Ein Indianer, der von den Ufern des Caroni kam und einige goldene Bierathen trug, wurde (gegen 1797) vor den Statthalter Don Manuel Centurion geführt, den er durch ausdrucksvolle Geberden beredete, er sei aus einem Lande gekommen, wo Gold in außerordentlicher Menge vorhanden sei. Man beschloß, unter dieses Wilden Führung einen Zug zu wagen, allein dieser gieng eben so unglücklich aus, wie alle frühern.

Zur Zeit der Empörung von San Domingo (1803), fürchtete man in diesen Gegenden, das Beispiel der Schwarzen, die ihre Unabhängigkeit erfochten hatten, möchte von schlimmem Einfluß sein. Die Einführung der Sklaven wurde verboten, und es vergieng ein Jahr, ohne daß ein einziger Schwarzer in das Gebiet der Terra ferma, und folglich nach Guiana kam. Es wäre zu wünschen, daß diese Verordnung ihre ganze Kraft behalten hätte; unglücklicher Weise wurde sie aber abgeschafft, als man ihre Wirkungen hätte erfahren können.

Bei Gelegenheit der Veränderung in Columbia, folgte das spanische Guiana dem gegebenen Anstoß. Im Jahr 1819 nahm der zu St. Thomas niedergesetzte Congress eine Constitution an, zu welcher die der vereinigten Staaten als Grundlage gebient hatte; sie war nur für Venezuela bestimmt. Im Uebrigen theilte diese Provinz von Columbia alle Veränderungen der, der nämlichen Verwaltung unter-



worfenen, Republik; sie wird durch einen Statthalter regiert, der unter den Befehlen des Intendanten steht, und dessen Vollmachten aufhören, wann dieser die Verwaltung niederlegt.

Ein neuerer Reisender setzt die Bevölkerung des spanischen Guiana's auf 45000 Seelen an; in dieser Zahl sind die eingebornen Wilden wahrscheinlich nicht mitbegriffen.

Die Anerkennung der Unabhängigkeit Columbia's durch die Engländer wird ohne Zweifel auf diesen Theil Guiana's den größten Einfluß haben, denn gewiß wird in Folge dessen der Handel dieser Gegenden einen glücklichen Aufschwung nehmen.

Werner.

---



# Ueber die Natur Mittelitaliens.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

Genua ist der nördlichste Punkt in dem Landstrich, den theils Naturgränzen theils die im Ganzen gleichförmige Modifikation des Klima's gewissermaßen zu einem Ganzen machen, und den wir als Mittelitalien bezeichnet haben † a).

† a) Genua wird nach der politischen Eintheilung gewöhnlich zu Oberitalien gerechnet, wo jedoch die Po-Ebene (diesseits der Apenninen) die Hauptrolle spielt. In Bezug auf die erste Vorlesung (Athena S. 2. S. 129.) erinnern wir darum an die Art, wie Elie de Beaumont in seinem zweiten Briefe an Alexander v. Humboldt in Poggenдорfs Annalen der Physik und Chemie 25. (1.) S. 47. die Lage der Hauptalpenkette im Norden der Po-Ebene mit der Lage der Himalaya-Kette im Norden der Ebene des Ganges vergleicht, deren Höhen er für ebenso jung, als jene, erklärt. Die auf diesen Gebirgen entspringenden, hier dem Po, dort dem Ganges zufließenden Nebenflüsse winden sich auf gleiche Weise in den Tiefländern dieser Gebirge, bis sie sich in den Hauptfluß münden. Die Ebenen selbst sind Alluvionen, reich an Geröll von den benachbarten Gebirgen. Das geologische System der vorderen indischen Halbinsel, südlich von den Ebenen Bengalens vergleicht Beaumont mit dem der Apenninen südlich von der lombardischen Ebene. Selbst in der commerciellen, wie in der geographischen Lage findet er zwischen Mailand und Delhi, zwischen Venedig und Calcutta, zwischen Ancona und Madras, zwischen Genua und Bombay merkwürdige Analogien. Der Grund aber, der uns nöthigt, Genua nach den Naturgränzen zu Mittelitalien zu ziehen, spiegelt sich in der Aeußerung Beaumont's, daß die angeführten Beziehungen noch auffallender sein würden, wenn der Indus durch Berge



Die Apenninen, so weit ihr Hauptzug in fast gerader Richtung von Westen nach Osten streicht, bilden die Linie, die als Gränzscheide zwischen Ober- und Mittelitalien angesehen werden kann, und diese Gränzlinie fällt ungefähr 44° 25' nördlicher Breite. Wir haben schon bemerkt, daß an der Westküste (Riviera di Ponente) des genuesischen Meeresbusens die Apenninen das Meer berühren. Der Monte Calvo ist der Punkt, in welchem bei dem Dorfe Loano, südlich von Savona, das Gebirg an die Küste stößt. Vom Monte Calvo streicht es nordostwärts bis zu dem Pässe Bocchetta, der besonders durch den großen Verlust berühmt geworden ist, den im August 1799 nach der Schlacht bei Novi die Franzosen hier gegen die Russen und Oesterreicher erlitten. Von der Bocchetta bis in die Gegend der Stadt Pontremoli, der nördlichsten im Gebiete des Großherzogthums Toskana, streicht es gerade ostwärts; weiterhin nimmt es seine Richtung nach Südosten und sendet dabei nach Nordosten hin Seitenarme aus, die bei Bologna, Imola, Faenza, Forlì sich in die oberitalienische Ebene verflachen. Mit diesem ihrem Zuge also scheiden die Apenninen Ober- und Mittel-Italien und was an ihren südlichen Abhängen liegt, gehört zu dem letzteren.

Dieses ist Mittelitaliens Nordgränze. Im Osten und zum Theil im Norden wird es vom adriatischen, im Westen und zum Theil im Süden wird es vom tyrrhenischen Meere bespült. Als Südgränze haben wir jüngst schon das Capo Circello genannt. Hier wird die Scheide nicht, wie im Norden, durch Gebirge gezogen, sondern durch die auffallenden Veränderungen der Naturerscheinungen. Das Princip der

---

von ähnlicher Lage wie die, welche von Genua zum Col di Tenda gehen, aufgestaucht, und mit dem Setten und seinen übrigen Nebenflüssen gezwungen würde, die wenig erhabene Schwelle, welche ihn vom großen Ganges-Thale scheidet, zu übersteigen. Vergl. C. H. Raub *de vi naturae in rempublicam*. Heidelberg d. 22. Novbr. 1831. S. 19. ff. und vorher.



Eintheilung des Landes bleibt dabei dasselbe; denn auch im Norden, wie wir gesehen haben, begründen Temperatur, Boden, Vegetation — die Anerkennung eines anderen Landstrichs, und das Gebirg ist nur die bedingende Ursache der Veränderung derselben.

Das Cap Circello liegt unter  $41^{\circ} 15'$  nördlicher Breite. Ungefähr unter demselben Breitengrade liegt auf der Ostküste der Halbinsel der Golf von Manfredonia. Das Vorgebirg, das denselben im Norden einschließt, trägt einen ansehnlichen Berg, der gleichfalls Monte Calvo heißt, wie jener Berg, von welchem wir am Meerbusen von Genua die Betrachtung Mittelitaliens und seiner Eingrängung begonnen haben. Wir sehen darin das Ende sich so seltsam an den Anfang reihen, als ob der Zufall selbst diese Eintheilung begünstigend, sie gleichsam in sich zu einem Ganzen abschließen wolle. Von der Pracht Genua's als Stadt ist schon die Rede gewesen, hinweisen müssen wir aber noch auf die Pracht ihrer Gegend. Genua liegt hart am Fuße des Gebirgs, das hier zwei niedrige Vorsprünge ins Meer treten läßt. Zwischen diesen Vorsprüngen wogt das Meer und um dasselbe her in einem Halbmond steigt die prächtige Stadt am Abhang hinauf. Wo die Stadt aufhört, beginnen die grünenden Gärten mit den Landhäusern der reichen Genueser. Die Hauptmasse der Häuser liegt am östlichen Rande der Bucht und dort am Abhang des Hügelvorsprungs hinauf, auf dessen Spitze die Kirche Carignano liegt. Auf der äußersten Spitze des Hügel's am westlichen Rande der Bucht gegen das Meer zu steht der hohe runde scharf gespitzte Leuchtturm auf Felsengrund, die kommenden Schiffer auf hoher See in finsternen Nächten zurecht zu weisen; und zwischen dem Leuchtturm und jenem östlichen Hügel wird die ganze große Bucht vom Hafen eingenommen, der mit unzähligen Masten prangt. Der Hafen ist rund wie ein Kessel und außerordentlich groß. Hunderte der größten Kriegsschiffe hätten in seinem Innern Raum. Doch ist seine Südseite, wenn gleich durch zwei ins



Wasser gebaute Dämme etwas geschützt, immer noch zu sehr offen gegen das Meer, um bei Südstürmen den Schiffen hinlängliche Sicherheit zu gewähren. Hohe Bogen schlagen dann oft herein, werfen die Schiffe, die beisammen liegen, an einander, und zerschmettern sie wüthender als auf der offenen See. Man verlängert und verstärkt gegenwärtig den einen Damm, um den Hafen besser vom Meere abzuschließen. Gelingt dieses Werk, wie man erwartet, so wird der Hafen von Genua einer der besten von Europa werden, wie er einer der schönsten und prächtigsten ist. — Die Lage von Genua hat bekanntlich große Aehnlichkeit mit der von Constantinopel.

Das Klima dieser Seestadt ist eines der glücklichsten Italiens. Unerachtet sie der nördlichste Punkt des Landstrichs ist, den wir betrachten, so ist das Klima dennoch milder noch als selbst in Rom. Man ahnt hier die Herrlichkeiten der neapolitanischen Natur: nur von Campanien und den noch südlicheren Ländern wird an Naturpracht die genuesische Küste übertroffen.

Citronen und Apfelsinen wachsen hier schon frei in den Gärten, deren wilde Parthien die Pinie verschönert. Die Aloe, diese prächtige Südpflanze, wächst wild. Die Berge des Seeufers sind mit unermesslichen Pflanzungen von Olivenbäumen bedeckt, worin zugleich der Schmuck und der Reichthum dieser Küsten besteht. Wer Italien besucht und nicht nach Neapel geht, muß, wenn er sich von der Natur der italienischen Halbinsel überhaupt einen Begriff will machen können, wenigstens Genua mit seiner Küstenpracht gesehen haben.

Genua liegt mit Bologna unter demselben Grade der Breite; und dennoch — welcher Unterschied in der Natur beider Orte! Wer von Bologna nach Genua käme, würde glauben aus dem Norden unmittelbar in den Süden versetzt zu sein. So große Kontraste lehrt die Natur diesseits und jenseits der Apenninen an den Tag. Doch ist zu bedenken,



daß, was die Naturerscheinungen im Ganzen betrifft, die Gegend von Genua auch von keiner andern in Mittelitalien übertroffen werden möchte † a).

Ehemals war die bergichte Küste von Genua und Pisa schwer zu bereisen. Nur schlechte Bergwege unterhielten die Verbindung zwischen den Orten des Gestades. Die treffliche Straße, auf welcher man jetzt mit Leichtigkeit diese Landschaft bereist, verdankt man dem größten Straßenbauer aller Zeiten, Napoleon. Wie die Ausgrabung des Hafens zu Cherbourg, wie die Straße über den Simplon, gehört auch der Weg über die ligurische Küste zu seinen erstaunlichsten Werken. Auch hier mußte die Straße bequem über hohe Berge geführt, mußten Felsen gesprengt und Gallerien an Abgründen hingebaut, mußten Stollen durch Berge gebrochen werden; — und jezo gewährt man kaum die Schwierigkeiten dieses ungeheuren Unternehmens, wenn man im Schatten von Olivenhainen über die hohen Küstenberge fährt, im Angesichte des prächtigen Landes und des prächtigers

---

† a) Nach Viviani begegnen sich in Genua drei sog. Hauptzüge von Pflanzen, welche die africanische Küste auszeichnen. Der atlantische Zug bestreicht die Riviera di Ponente (die Westküste), ein anderer die Riviera di Levante (Ostküste), beide kommen mit einem dritten Zuge, der durch die italienischen Inseln streicht, im Genuessischen Busen zusammen. Hier ist aber keine bloße Wanderung von Pflanzen, als ob in den Zeiten, denen diese Gewächse ihre erste Entstehung verdanken, das Mittelmeer noch nicht existirt hätte. (Vergl. meine Schrift über den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaïschen Genesiß S. 139). Die Natur ruft vielmehr unter den entsprechenden Bedingungen das Entsprechende hervor. Sie giebt sich gleichsam diesseit und jenseit des Mittelmeeres Rede und Antwort. Man kann sogar aus diesen und vielen anderen Thatfachen den Schluß ziehen, daß die große Veränderung der Temperatur in der Diluvialkatastrophe die südeuropäischen Länder weniger stark heimsuchte, als Viele annehmen. (Vorlesung I. Athene Hft. II. S. 134. ff.)



Meeres, das wie ein Spiegl ruhig liegt und aus welchem am südlichen Gesichtskreise die Berge von Corsica emporsteigen.

Bevor man nach Spezzia kommt, überschreitet man einige gleichgültige Gegenden und dann einen hohen Berg. Auf der Spitze desselben öffnet sich die Aussicht auf einen der lieblichsten Golfe Italiens. Zwischen sanften Delbergen liegt das Meer, und an seinem Ufer das Städtchen Spezzia und manchmal ein Gehöfte mitten in den Olivenpflanzungen. Es kann kein Maler eine Landschaft von sanfterem Charakter erfinden, als diese Landschaft der allbildenden Natur.

Schon ehe man nach Massa kommt und dann bei Massa und bis Pisa zeigt der Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Es wird da nichts gebaut als Wein, Feigen und Oliven, aber diese Produkte scheint ein ungemein guter Erfolg zu empfehlen. Die Trauben hängen von den Bäumen, an welchen sie, wie in der Lombardei, gepflanzt werden, wie Trauben Kaleb's herunter. Schwarz, weiß, roth sehen sie einladend aus dem dunkeln Laub. Man hat den Italienern öfters den Vorwurf der Trägheit gemacht; doch haben schon längst Reisende sie davon zu reinigen gesucht, und wenn man den Anbau dieser Felder betrachtet, ohne die Gunst des Bodens zu berücksichtigen, so muß man sich wenigstens wundern, wie man ihn den italienischen Landbauern machen konnte.

In einer so fruchtbaren Ebene liegt Pisa, vor Jahrhunderten durch die Handelsthätigkeit ihrer Bürger eine blühende Republik und über 150,000 Menschen in ihren Mauern fassend, jetzt nur etwa ein Achttheil ihrer ehemaligen Bewohner zählend. Wer Dante's göttliche Komödie gelesen, kennt die berühmte Stelle im 33ten Gesang der Hölle (B. 6. 2 — 84.), wo er über Pisa den Fluch ausspricht: „daß die Inseln Capraja und Gorgona sich herbewegten und einen Damm vor die Mündung des Arno machten, auf daß der Fluß anschwellend jede Seele in Pisa er-



tränke“ \*), die Stadt wegen Ugolino's Hungertod zu bestrafen. Was der Fluß nicht that, hat die Zeit durch die Pisaner selbst gethan. Nach fortwährenden Drangsaalen und großem öffentlichen Unglück kam die Stadt in die Hände der Mediceer und damit erlangte sie wenigstens den Frieden.

Die Lage in der Nähe des Meers, das nur eine Stunde entfernt ist, und die gesunde Luft machen Pisa zu einem angenehmen Aufenthalt. Häufig werden daher die pisanischen Bäder von Fremden, besonders Engländern, besucht, wozu die Nähe Livorno's sehr günstig ist. Jene berühmten warmen Bäder von Pisa liegen eine kleine Stunde östlich von der Stadt am Fuße des Monte St. Giuliano.

Pisa liegt in einer Ebene, die im Westen vom Meer, auf allen anderen Seiten von Bergen umschlossen ist. Diese Ebene ist vier bis fünf Stunden lang; sie erstreckt sich von den Bergen im Norden von Pisa bis zu dem Monte Nerone, der südlich von Livorno die Seeküste berührt. Ihre Breite beträgt zwei bis drei Stunden. An ihrer Ostseite öffnen sich die Berge in ein Thal, das berühmte Thal des Arno. Die ganze Ebene scheint ehemals unter Meer gestanden zu sein. In diesen uralten Zeiten mögen die Berge umher hier eine weite Bucht eingeschlossen haben, in die sich von Osten als ein mächtiger Strom der Arno ergoß.

An ihrem Saum, wo die Anhöhen anfangen, ist die Ebene fruchtbar; gegen das Meer zu aber ist sie eine kahle Sandfläche und in dieser öden Sandfläche liegt Livorno an der Küste; eine Stadt, die durch nichts als durch ihren Handel Bedeutung hat.

Wir wenden uns daher das Arnothal hinauf, das wie ein Garten angebaut ist, und kommen nach Florenz.

---

\*) Muovasi la Capraja e la Gorgona  
E faccian siepe ad Arno in su la foce,  
Si ch' egli anieghi in te ogni persona.



Stellen Sie sich \*\*) einen großen Thalkessel vor, an dessen Nord- und Ostseite hohe Berge, die zur Hauptkette der Apenninen gehören, im Süden dagegen niedrige Hügel mit Villen, Klöstern und Kirchen bedeckt, Alles mit Olivenpflanzungen begrünt, und im Grunde des Thalbessens eine große, kräftig blühende, sich rund ausbreitende Stadt, durch welche der Arno strömt, und aus deren Mitte sich majestätisch Brunelleschi's kunstvolle Kuppel erhebt und Sie haben eine richtige Anschauung von Florenz. Schön hat Ariosto den Glanz der Medicäer-Stadt an unzähligen Villen in dreien Versen geschildert: „wenn alle,“ so redete er Florenz an, „wenn alle deine zerstreuten Palläste im Umkreis Einer Mauer und unter Einem Namen gesammelt wären, so würden zwei Rome dir nicht zu vergleichen sein“ \*\*\*).

Von Florenz führen zwei Straßen nach Rom; die eine, über Siena und Viterbo, ist die kürzere, die andere über Arezzo und Perugia die schönere. Von Florenz bis Arezzo geht die Straße das reiche Arnothal hinauf, reich an Del und Wein. Die Straße nach Siena geht über eine hohe Ebene, die eben so sehr wie jenes Thal mit Fruchtbarkeit gesegnet ist.

Arezzo ist Petracca's Vaterland. Dem Dom gegenüber steht das kleine Haus, worin derselbe im Jahre 1304 geboren wurde. Eine ellenlange lateinische Inschrift, die neben der Thür in die Fassade eingesetzt ist, macht die Ehre, die in diesem Ereigniß die Stadt betraf, Jedem der es lesen will zur Genüge bekannt. Ein anderer berühmter Mann, der in Arezzo geboren, ist C. Cilnius Mäcenat, der Gönner des Horaz und Freund des Augustus. Ihm haben seine Landsleute vor wenigen Jahren auf dem Domplatz eine schlechte Statue gesetzt, worüber er sich schwerlich freuen

---

\*\*) Schollers ital. Reis. I. 336. ff.

\*\*\*) Se dentro a un mur sotto un medesimo nome  
Fusser raccolti i tuoi palazzi sparsi,  
Non ti sarian da pareggiar due Rome.



würde, wenn er sie sähe \*). Die Stadt liegt am Abhang eines Hügels, auf dessen Gipfel man eine freundliche, von Bergen umgebene Ebene übersieht.

Auch Siena auf der andern Straße, das fast unter derselben Breite liegt (Arezzo ist um ein wenig nördlicher), steht auf einem Hügel. Die Vegetation entspricht hier der von Arezzo: Wein, Feigen und Del sind die gewöhnlichen Erzeugnisse des Bodens. Von Siena geht die Straße, bergauf bergab, nach Rom hin; ist aber größtentheils nichts weniger als malerisch: es sind meistens kahle Hügel, die nur im Frühling und Herbst, wann die Saaten sie grün überzogen haben, nicht unangenehm sind, im Sommer aber abgedorrt und verbrannt den Anblick einer wasserlosen Einöde gewähren. Ein hoher berühmter Paß, den man auf dieser Straße überschreitet, ist der von Radicofani. Vor Zeiten stand ein großes Kastell auf seinem Gipfel, Toscana's Gränz-feste gegen den Kirchenstaat. Dasselbe ist jetzt längst verlassen und verwittert von Jahr zu Jahr mehr. Starke Basaltmassen, die man oben findet, zeigen daß einst vulkanische Prozesse hier gewaltet haben † a).

Auf dem Wege von Arezzo nach Perugia kommt man am Fuße des Bergs vorbei, auf welchem die alte Etrusker-Stadt Cortona liegt, so wie am Ufer des Trasimenischen See's. Dieser runde See mit seinen Inseln ist ein herrlicher Wasserspiegel von düster-malerischem Charakter. Die

---

\*) Die Inschrift heißt: C. Cilnio Maecenati Arretino Conci-ves tanto nomine decorati p. C. prid. Idus Maj. CIOIC CCCXII. S. C. I. D. S. C. Vergl. Schöller I. 346.

† a) Die Gegend um Radicofani, vorzüglich die Bäder von San Bignone und die von San Filippo zeigen von der Größe der Wirkungen inkrustirender Gewässer in solchen Gegenden, die den neueren Mittelpunkten der vulkanischen Wirksamkeit nahe liegen. S. Carl Lyell's Lehrbuch der Geologie. Aus dem Engl. von Carl Hartmann. Quedlinb. u. Lpzg. 1. B. 1. Hft. 1832. (8.) S. 175. ff. wo überhaupt vieles über Italien zu finden.



Hügel, die ihn rings umthürmen, sind alle mit immergrünen Olivenhainen bedeckt. Nicht leicht kann ein Sturm von Außen diesen See beunruhigen, da er von seinen Hügeln geschützt wird † a).

An diesem See war es, wo Hannibal, wie Polybios und Livius † b) erzählen, in den Sümpfen, durch die sich drei Tage lang das karthagische Heer mit furchtbaren Mühseligkeiten durcharbeiten mußte, ein Auge verlor; hier war es, wo er den römischen Consul C. Flaminius Nepos auf Haupt schlug und sich den Weg frei machte, der ihn, wären seine eigenen Kräfte nicht so geschwächt gewesen, wohl sicher nach Rom geführt hätte.

Auch Perugia liegt auf einer Anhöhe zwischen Bergen, und eben so Asissi, an welchem man vorbei kommt. Auf der Höhe von Perugia über sieht man gegen Süden einen großen Thalkessel, auf dessen südlichem Rande Spoleto liegt. Der Bach, der dieses Thal durchfließt, ist der Clitumnus der Alten, jetzt le Bene † c) genannt. Aus diesem Thale holten die Römer die weißen Rinder in ihre Stadt, die sie zu Opfern nöthig hatten. Das Wasser dieses Bachs soll nämlich die Kraft haben, die Rinder weiß zu färben. Virgil im zweiten Buch vom Landbau (v. 146. ff.) redet den Bach an:

Weißt Heerden von hier, und der Farr, Clitumnus, der Opfer  
Größestes, oft gebadet in deinen heiligen Wassern,  
Führen Roms Triumphe hinauf zu den Tempeln der Götter.

(Voss).

Laubmann zu dieser Stelle bemerkt nach dem älteren Plinius, daß der Fluß Melas in Böhmen auf ähnliche Weise die Kraft haben solle, die Schaafe schwarz zu färben. Auch Claudian, Propertius, Silius, Statius, Sueton und der

† a) Ueber die wenig bekannten Worte des Plinius H. N. II. 107. Trasimenum lacum arsisse totum, s. Scholler I. 362.

† b) Polyb. III, 79. Liv. XXII, 79. C. Scholler I. 359.

† c) C. v. Przyslawski über die Vulcane Italiens a. 1822. S. 68.



ältere Plinius † a) reden von dem schönen Gewässer und den weißen Rindern des Clitumnus, und von dem schattigen Haine dabei. Am schönsten aber beschreibt ihn der jüngere Plinius im achten Brief des achten Buchs. Noch jetzt ist sein Wasser krystallklar, purus et vitreus, wie er es nennt, noch jetzt würde man an Münzen, die auf dem Grunde lägen, die Präge zu erkennen vermögen.

Spoletto liegt am Abhang eines Bergs, der auch aus Basalt besteht. Von da steigt man den Somma-Paß bergauf bis auf dessen Gipfel, wo Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben soll. Dieser Gebirgspañ enthält wilde Felsenpathieen † b). Hat man ihn hinter sich, so ist Terni bald erreicht.

Terni zeigt ein außerordentliches Naturschauspiel, einen Wasserfall, der wohl in Europa seines Gleichen nicht mehr hat. Es ist der unter dem Namen der Marmor-Cascade berühmte Fall des Velino, der sich von einer gegen tausend Fuß hohen Felswand in das Thal der Nera herabstürzt. Der Fall hat eine sehr beträchtliche Wassermasse. Der senkrechte Sturz beträgt gegen 300 Fuß. Der ganze Fluß fällt, in Staub aufgelöst in einen Felsenkessel, von wo er sich weiter in neuen Fällen über die Felsen ergießt. Uebrigens ist dieser prächtige Wasserfall nicht ein Werk der Natur, sondern der Kunst der Römer. Marcus Curius Dentatus war es, der im Jahre Roms 480 oder 272 vor Chr. Geb. den Velino, weil er in seinem frühern Lauf Ueberschwemmungen verursachte, über diesen Felsengrat in die reißende Nera führte † c).

---

† a) Claudian. in Cons. Honor. VI, 506. Propert. II, 15, 25. Sil. Ital. IV, 547. VIII, 451. Stat. Sylv. IV, 12. Sueton. Calig. c. 43. Plin. H. N. II, 103.

† b) Schöller I. 414.

† c) Vergl. die Erkl. Tacit. Annal. I. 79. u. zu Virgil. Aen. VII, 663. ff. u. zu Plin. H. N. II, 95. u. 103. XVIII, 28. III, 12. Jene Stelle Virgils bezieht sich hauptsächlich auf Unteritalien, auf



Terni ist das Interamna der Römer; der Name muß uns mit Achtung erfüllen, denn Tacitus ist hier geboren † a). In gleicher Breite mit Terni liegt auf der Straße von Siena nach Rom der Flecken Bolsena, das alte Bolsinii, am See gleiches Namens. Auch der Lago di Bolsena ist wie der Trasimener-See, rings mit Höhen umgeben, deren Gestein Spuren von Vulcanismus zeigt. Dergleichen Spuren † b) liegen in dieser Gegend überhaupt allenthalben zu Tage; dieselbe Natur zeigt auch der kleine Lago di Vico, zwischen Viterbo und Ronciglione.

Von Terni kommt man nach Narni, ein kleines gleichfalls auf einer Berghöhe gelegenes Städtchen. Hier stürzt die Nera durch ein enges wildes Felsenthal. Hat man diesen Berggrat hinter sich, so wandert man zwischen niedrigen, aber schlecht angebauten Hügeln durch das alte Sabinerland. Der Soractes erscheint im Süden, bei Bocchetto überschreitet man die Tiber, die man unweit Perugia, auf dem Wege nach Asifi, zum ersten Male berührt hat, man kommt durch das von einem natürlich festen Felsengraben umgebene Städtchen Civita Castellana, und man steht endlich auf dem klassischen Boden der Campagna von Rom.

Der Flecken Nepi wird von Landschaftsmalern fleißig besucht, weil er malerische, mit Grün bekleidete Ruinen darbietet.

---

Lucanien. S. die Urfl. zu Cicer. de Div. I. 79, 36. Die Hauptstelle ist bei Cicero ad Attic. IV, 15. S. Schöller I. 416 — 424.

† a) S. das Leben des Tacitus von Justus Lipsius in seiner und in Oberlin's Ausgabe dieses Schriftstellers. Bayle in seinem Diction. J. Gerhard Voss de histor. lat. I, 30. Fabric. Bibl. lat. ed. Ernest. Th. II. S. 386. ff. J. G. Walch diatribe critica de Tacito etc. Lips. 1417. Hanke descript. rerum romanarum. B. II. S. 172. und Franc. Angeloni Hist. di Terni S. 42. ff. Rom. 1646. 4. mit Magalotti Terni ossia l'antica Interamna Nahartium. Fuligno. 1795.

† b) Vergl. Hamilton neuere Beobacht. über die Vulcane Italiens und am Rhein. Frankf. u. Leipz. 1784. S. 18. und L. von Buch in Bibl. Brit. XVI. 228. u. f. w.



tet. In Monte Rossi laufen die beiden Straßen, die von Florenz über Siena und Perugia nach Rom führen, zusammen. Nun ist die Compagna fast gar nicht mehr angebaut; sie ist eine Haide, die im Sommer völlig ausgebrannt ist und nur in den weniger heißen Monaten hohes Gras erzeugt, welches dann von Heerden aller Art beweidet wird.

Unweit La Storta zeigen sich im Süden auf Anhöhen einige Gebäude. Es sind die Villen des Monte Mario, wir sehen die ersten Palläste Rom's. Nach und nach kommen immer mehr zum Vorscheine. Die Straße, worauf wir wandern, ist die Via Flaminia. Die Peterskuppel steigt hinter dem Monte Mario hervor, und wir stehen an Ponte Molle, dem Pons Milvius der alten Römer, auf welcher Brücke wir zum dritten Mal die Tiber überschreiten.

Bald kommen wir in eine lange Straße von Osterien und Landhäusern, ohne Seitengassen, welche gerade auf die Porta del Popolo führt. Endlich sind wir auch durch diese hinein und die Siebenhügelstadt † a) ist erreicht: wir sind in Rom, wir stehen auf dem Boden, den Kunst und Weltgeschichte zum wichtigsten der Erde geheiligt haben.

Von der Kunst in Rom werden wir besonders sprechen; über seine Natur mögen wenige Worte genügen: bekannter Maassen liegt jetzt die Stadt, wenn man den Monte Citorio und den Monte Giordano dazurechnet, auf 12 Hügeln † b):

† a) Vergl. Niebuhr's röm. Gesch. zweite Ausgabe ersten Th. S. 400. ff. Scholler ital. Reise. Th. 2 gegen Anfang. Die alten sieben Berge hießen Palatium, Velia, Cermalus, Caellus, Fagutal, Oppius, Esapius. Es waren zum Theil unbestimmte Höhen, geheiligt in Form der Siebenzahl. Später wurden sie mit den Sabinischen Bergen und mit dem Aventin vereinigt, zu einer neuen Stadt. Die sabinische Stadt, Quirium, umfaßte nach Niebuhr den capitolinischen (tarpejischen) in Verbindung mit dem Quirinalischen Berg. S. Nieb. I. 297. ff. mit 217. ff. u. 300 ff. Die Verbindung Rom's und Quirium's machte Rom zur Doppelstadt. S. Nieb. I. 302. ff. (Janus).

† b) Noch unbestimmter, als die alte Siebenzahl der Hügel



Palatinus, Aventinus, Capitolinus, Cölius, Esquilinus, Quirinalis, Viminalis, Pincius, auf dem linken, und die 2 übrigen: der Vaticanus und das Janiculum, auf dem rechten Tiberufer. Rom, von hohen Punkten angesehen, von wo es sich ganz überschauen läßt, vom Monte Mario, vom Janiculus, vom Thurm des Capitols, besonders aber von der Höhe der Peterskuppel, erscheint mit seinen ungeheuern Pallästen und Ruinen in einer Pracht und Großartigkeit, worin keine Stadt der Erde auch nur entfernt sich ihm wird vergleichen können. Die verödete Campagna mit ihren unzähligen Ruinen aus alter Zeit erhöht diese Majestät ohne Gleichen, und die Berge von Tivoli, von Frascati und Albano bilden dazu einen malerischen dunkelblauen Hintergrund \*).

So die Natur von Rom. Der Römer aber, der recht in ihrem Vollgenusse leben will, begibt sich nach Tivoli. Der Lieblingsstich des Horaz, (wenn er da überhaupt einen eigenen Sitz hatte), muß wohl noch heute die Freunde der Natur einladen. Und wahrlich mit welchen zauberhaften Reizen!

Hören Sie über Tivoli ein ausführliches Wort: Das Wort meines Freundes und Reisegefährten, C. F. Scholler † a).

von Rom ist die neuere Angabe von 12 Bergen, zu welchen 1) der palatinische, 2) capitollnische, 3) quirinalische, 4) cölische, 5) aventinische, 6) esquilinische und 7) der viminalische, mit 8) dem Janiculum (Niebuhr I. 208.) und 9) dem Collis Hortulorum (Monte Pincio), ferner 10) mit dem Monte Testaccio, der nur am Fuße bewohnt ist, 11) dem Monte Citorio, der aus den Ruinen des Theaters des Statilius Taurus (fast in der Mitte des neuen Roms) entstanden sein soll, und 12) mit dem vaticanischen Berg gerechnet wird. Ueber die Urbs Septicollis, Roma septimontium s. Niebuhr I. 400. mit 395. u. not. Scholler ital. Reise Th. 2. Anf.

\*) Man s. Westphals treffliche Charte von der Umgegend des heutigen und alten Roms. Geognostische Bemerkungen über die Umgegend Roms von Fr. Hoffmann s. in Karstens Archiv für Minealogie, Geognosie u. B. III. 1831. S. 366. ff.

† a) Die Beschreibung von Tivoli wird im 3ten Band seiner italien. Reise erscheinen.



„Hinter der Bocanda, neben dem sogenannten Tempel der Sibylla tritt man durch eine Thür in einen Weinberg, der steil am Berghang liegt und durch welchen ein bequemer vom Grafen Miollis angelegter Pfad hinunterführt. Rechter Hand in der steilen Felswand von Kalkfinter † a) zeigte uns unser Cicerone die Stelle eines Rades, das überkrustirt worden und dann verwittert war. Kleine Höhlen und Edöcher, auf diese Weise entstanden, zeigen sich bekanntlich häufig in Felsmassen der Art. Dem Weinberg, durch welchen der Pfad abwärts führt, gegenüber, am jenseitigen Berghang

---

† a) Der Kalkfinterstein bei Tivoli, welcher Spuren organischer Geschöpfe und menschlicher Gebilde aus späterer Zeit einschließt, ist vorzüglich von Leopold v. Buch im zweiten Bande seiner geognostischen Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien, und von mehreren Naturforschern vor und nach ihm untersucht worden. Hieher gehört auch der Name Confetto di Tivoli, worüber man z. B. Hausmann's Mineralogie Göttingen (1813). S. 915. vergleichen kann. Man hat den Kalkfinter bei Tivoli und Terni zc. mit Recht Luff genannt, da unter diesem Worte nicht bloß vulkanische Luffe bezeichnet werden. (Vergl. z. B. Ure: neues System' der Geolog. Aus dem Engl. 1830. S. 357.) Es ist bekannt, daß an vielen Orten Italiens eine fortwährende Bildung von Kalkstein stattfindet, z. B. am Velino bei Terni, am Silaro bei Pästum, in der Nähe der Bulicami (heissen Bäder) von Viterbo. Vergl. Nöggerath zu Cuvier a. D. S. Carl Lyell's Lehrbuch der Geologie. Aus dem Engl. v. C. Hartmann B. I. H. 1. Quedlinburg u. Leipzig bei Vasse. 1812. (8.) S. 179. Lyell versucht daselbst (S. 180. ff.) eine wahrscheinliche Erklärung der Travertinbildung von Tivoli zu geben, und setzt, mit Andern, den größten Theil der dortigen Kalkformation vor die geschichtliche Zeit, da schon im hohen Alterthum eine Cascade bei Tivoli war. Aber die »im oberen Theile des Travertin von einem Rade zurückgelassene Höhlung« scheint ihm zu beweisen, daß das Rad, dessen Substanz natürlich zerstört ist, schon eingeschlossen wurde, ehe der See austrocknete, der früher jene Tiefe bedeckt zu haben scheint.



etwas zur rechten Hand zeigen sich antike Mauerreste mit Arcaden und Oeffnungen, welche aussehen, als ob sie gebaut seien, um den Berghang zu stützen. Es sind Reste der Villa des Marius Popiscus. Etwas weiter zur rechten Hand, d. h. westlich von diesen Mauerresten, zeigt sich der unbedeutende obere Theil der sog. Fontäne Bernini's. Wir sahen rückwärts und sahen über uns auf der Felswand den noch ganz wohl erhaltenen Theil der Rotunde des herrlichen Vestatempels und daneben die hintere Seite des sog. Sibyllentempels. Der Vestatempel auf der Höhe des mit vielen Höhlen durchlöchernten Felsens gewährt, von unten gesehen, einen unendlich lieblichen Anblick. Der dumpfe ewige Donner der Tiefe verkündet dem Hinabsteigenden das Wunder, dem er entgegengeht.“

„Die große Cascade des Anio, die aus zwei großen, von einander gesonderten Fällen neben einander besteht, ist an der nordwestlichen Seite des dem Hinuntersteigenden gegenüber liegenden, von der Stadt Tivoli nordöstlich gelegenen Bergs, und zwar an der Nordostseite des Hügels, auf welchem Tivoli selbst liegt und welcher eigentlich nur einen Theil dieses Berges ausmacht. Der östliche Fall ist unter dem Namen der Fontäne Bernini's bekannt, weil dieser Baumeister ihn angelegt hat. Ein schmales reisendes Bächlein stürzt er sich oben hervor und abwärts. Die Hälfte des Wassers bricht dann durch eine grün überwachsene Höhle der Felswand und so stürzt die ganze wallende Wassermasse der Cascade in zwei hart neben einander sinkenden Strömen senkrecht hinunter in die Tiefe, wo sie krachend am Felsen zerfließt, in weißem Schaum, wie von Feuer gejagt, aufsprudelt, und, ein liebliches grünliches Bächlein, weiter fließt. Der eine Strom des Falls bleibt während des ganzen tiefen Sturzes fast durchsichtig kryskallenhell, der andere geht in schimmernden Schnee aus einander.“

„Wendet man sich von der Beschauung dieses Falles links, so tritt man in ein hohes, von der freien Natur gesprengtes Bogengewölbe, welches durch wild hereinhängende



gewaltige Klippen gebildet wird. Es ist die Grotte Neptun's. In der Mitte der Decke fällt durch eine zackige Oeffnung, durch eingefürzte Massen des Gestein's entstanden, der blaue heitere Tag herein — ein Sonnenblick in große schauerliche Tiefe. Graues und grünes Moos umzieht die Felsen der Grotte, in welche immerdar ein feuchter Dunst von beiden Cascaden hereinstäubt. Der Hintergrund dieser wunderbaren Grotte zeigt ein wildes einziges Schauspiel, die große Cascade des Aniene. Tosend kocht das Wasser, vom Tage jenseits der Grotte durchschimmert, durch eine enge Höhle der Felswand, wie ein endloser mit ungebändigter kühner Kraft auf einander drängender Fall lebendigen Schnee's. Aufsteigend, zahllose Wirbel durch die Felsenkaskaden drehend, windet es sich, ein gährender Strom dampfenden Silberschaum's, weiter herunter durchs nächtliche Dunkel der Grotte, und bricht dann, ein durch tausend aufgetriebene Blasen grünlich leuchtender Gießbach, an den neuen Tag heran, wo er mit gewaltigem Strome in ein tief gehöhlttes Felsbecken hellgrünen Gewässers sanfter hinabwogt. Die vereinigten Wasser beider Fälle, welche zusammen die große Cascade bilden, rollen hierauf murmelnd hinab in das Thal, etwa 200 Schritte weit, wo sie sich in die finstere Kluft der Sirenen verlieren. Das Felsbecken, in welches sich beiden Cascaden ergießen, ist auf drei Seiten von Tufffelsen umgeben, welche eine ungeheure, senkrecht in die Luft steigende Wand bilden. Wilde Feigen grünen aus ihren Ritzen und Höhlen heraus und über dem Moos und den Farrenkräutern, womit sie hie und da bräunlich und grün überweht ist. Ein feierliches Halbdunkel herrscht immerdar in dem tosenden Abgrund, und selbst der Sonne hellerer Strahl, wann er über die Klippen herunter fällt, vermag nicht, es völlig zu verscheuchen. Wir sahen aufwärts, und über der Kluft, in deren feuchtem Schooße wir athmeten, kreiften große schwarze Vögel, die in den geheimen Höhlen der Felsen nisten, wo keines Menschen Hand sie erreichen mag.“

„Die Sonne stieg jetzt über den Rand des Bergs, und



siehe, vor unsern Augen trat aus der finstern Grotte Neptun's in seinem Silberstaube der Cascaden, der wie Millionen heller Diamanten durch die Luft flatterte, ein Regenbogen mit hundert Farben glänzend ihr prachtvoll entgegen,“

„Tritt man aus Neptun's Grotte heraus, so führt rechts eine Treppe auf einen Vorsprung des Felsen hinauf, wo man eine bequemere und alle einzelne Parthien bestimmter aufdeckende, doch nicht so malerisch reiche Ansicht der beiden Fälle der Cascade hat.“

Vom Wasserfall giengen wir den Bergpfad durch den Weinberg, auf welchem wir herabgestiegen waren, wiederum hinauf, bogen aber auf halbem Wege rechts in einen wenig gangbaren, durch Hecken und Dorngesträuch sich fort schlängelnden Pfad, ein, auf dem wir uns abermals in den Abgrund hinunterwanden. Anfangs läßt sich der Pfad noch betreten, weiter unten aber ist er kaum gangbar und an manchen Stellen selbst gefährlich. Durch üppig wucherndes Unkraut und über glatte Felsen könnte man noch hinwegwandeln, aber an manchen Stellen unten ist der ganz schmale Pfad sehr steil und der Kalkboden durch den ewigen, von der Cascade herunter stäubenden Regen tief aufgeweicht, so daß der Fuß jeden Augenblick ausgleitet, und der Wanderer in Gefahr ist, in den Abgrund hinunter zu stürzen. Langsam und mit Vorsicht war der mühevollen Weg zurückgelegt. Angelangt in der Tiefe, stiegen wir durch das nasse Gras und über glatte Felsen etwa zwanzig Schritte rechts und befanden uns unter dem Bogen der Grotte der Sirenen.“

„Eine Kluft von furchtbarer Wildheit, durch ungeheure über einander gethürmte und drohend hereinhangende Klippen gebildet, ist diese schauerlich prachtvolle Grotte. In ihrer Mitte verliert sich das Wasser des Aniene, von der Cascade herunterrauschend, völlig unter Gestein und senkrecht in einen unabsehbaren Schlund, so daß nichts mehr davon zu sehen ist, und nur das unterirdische Tosen vernommen wird. Das Gestein des vordern Theiles der Grotte sieht



röthlich grau und ist am Gewölbe oben von frischem Farnkraut übergrünt. Von dunkeln Violet schimmern die Felsen des Hintergrundes, der sich nach der rechten Seite hin durch tiefes Dunkel weit hinunter zieht, wo mehrere von der Gewalt des Wassers machtvoll herein gerissene Baumstämme und Felsstrümmen unter einander liegen. In der Ferne leuchtet durch das Dunkel der helle Tag herein, und in seinem Lichte schimmern grünlich hell die moosigen Felsen der Grotte von der jenseitigen Oeffnung herüber. Ganz in der Ferne sieht man den, jenseits der Kluft wieder zu Tage gekommenen grünlichen Bach, von Schaumblasen überflogen, ruhig durch die milden Auen des Thales hinströmen. Wendet man das Auge von der Grotte rückwärts, so sieht man die große Oase von der Spitze der Klippenwand wie aus den Wolken in den schwarzen Schlund herunter brausen, und, ewig gleich, einen leichten Staubregen von demselben sich entgegen wehen.

„Voll des großen Eindruckes wanderten wir rückkehrend den gefährlichen Pfad hinauf. Ein letzter Blick in die Kluft der Sirenen und über den ganzen Wasserschlund, aus dem ein dichter schneeheller Dampf aufschwebte, zeigte uns auf dem letzten einen großen glänzenden Regenbogen, der das Zeichen des Friedens über den tobenden Kampf wölbte etc.“

Der anmuthsvolle Aufenthalt, den das gewässerreiche Frascati darbietet, ist weltbekannt. In Frascati sind die meisten Villen der römischen Vornehmen, wo sie in den heißen Sommermonaten, wann in dem tiefsgelegenen Rom die ungesunde Luft (*aria cativa*) herrscht und allerlei Krankheiten, besonders Fieber herbeiführt \*), einige Zeit zuzubrin-

---

\*) S. H. v. Humboldt's Essai politique sur le Royaume de la nouvelle Espagne. Th. IV. S. 229. zweiter Ausgabe und Niebuhrs röm. Gesch. I. S. 408. zweite Ausgabe, mit Erinnerung an Cicero de R. P. II, 6. Vergl. Lin. V, 54. Cicero nennt Rom *locum et fontibus abundantem et in regione pestilenti salubrem, colles enim sunt, qui*



gen pflegen. Auf dem Berg, an dessen Fuß Frascati liegt, lag Cato Censor's Vaterstadt, das alte Tusculum.

Wenige Stunden davon liegt Albano am Ufer seines lieblichen See's. Auch dieser See, wie mehrere, die wir zu nennen Gelegenheit hatten, ist ein runder Kessel, mit Basalt-uffern und zeigt sich wie der Krater † a) eines längst erloschenen Vulkans † b). An seinem östlichen Ufer erhebt sich der hohe Mons Albanus, jetzt Monte Cavo genannt, von dessen Gipfel, der zur Römerzeit einen Tempel des Jupiter Latiaris trug, man eine der weitesten und prächtigsten Aus-

cum persantur ipsi, tum adferunt umbram vallibus. Die Ursache der Krankheiten liegt in Rom hauptsächlich im »Trocknungsprozeß.«. Umbau und Bevölkering, Wasserleitungen u. s. w. haben, nach Wolf, die Alten mehr davor geschützt. Eben so nach Bunsen, Hoffmann u. C. Beschr. der Stadt Rom von Platner, Gerhard. I. 96 ff. Außerdem vergl. v. Humboldt Reise Aequinoct. III. 465.

† a) Wir dürfen bei diesem Ausdruck die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Basalte und Trachyte, statt immer dem Gipfel eines Kraters entfloßen zu sein (was man vor Dolomieu allein vulcanisch nennen wollte), oft in Gestalt von Blasen sich erhoben haben und aus diesen durch mehr oder minder lange und tiefgehende Spalten und Zerreibungen in großen »übergreifenden Wülsten« hervorgequollen sind. Vergl. J. C. Poggendorfs Annal. der Phys. u. Chemie 25 (1.) S. 52. ff. Im amerikanischen Vulcanen-System haben sich noch in den letzten Zeiten Basalte gebildet. S. vor allem v. Leonhard's Werk über die Basalte-Gebilde. (Uebrigens vergl. Fr. Hofmann in Karstens Archiv. B. III. 1831. S. 368. ff.)

† b) L. v. Buch gognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien. II. S. 78. ff. L. Smelin in Schweigger's Journal der Chemie und Physik. B. XV. a. 1815. S. 8. ff. mit einer Charte. v. Przhnnowski über die Vulcane in Italien. Berlin 1822. (Ue neues System der Geologie. Aus dem Englischen. Weimar 1830. S. 117 f.).



sichten von ganz Italien genießt. Winkelmann erklärte diese Gegend für eine der schönsten die er sah † a).

Am steilen Abhang des Monte Cavo, wo er aus dem See emporsteigt, lag in grauer Vorzeit Alba Longa, die Mutterstadt Roms. Ein einziges Mauertrümm wird als der letzte Rest der Stadt gezeigt. Doch erkennt man noch sehr gut die „Spuren ordnender Menschenhand“ an den Felsen † b).

In Albano erlebten wir ein Erdbeben. Nächst Island ist Italien unter allen europäischen Ländern dasjenige, welches mit seinen Inseln die häufigsten Erdbeben erfährt. Wer kennt nicht die Bewegungen, welche im Jahre 62 nach Chr. Pompeji und Herculaneum erschütterten, die schon im Jahre 79 darauf von der Asche des Vesuv's wie mit Schnee überdeckt und später von seiner Lava theilweise überfluthet † c) oder durch Alluvionen mit Tuff umhüllt wurden † d).

Das kleine Erdbeben, welches wir in Albano erfuhren, gieng in zahlreichen Stößen vorüber, die in ungleichmäßigen Zeiträumen aufeinander folgten und die Bewohner der Umgegend mehrere Wochen in Furcht und Angst hielten. Die Bitterung † e) war damals abwechselnd. Der Umfang der

---

† a) Aehnlich spricht sich E. v. Buch über die Aussicht von der Villa Montecagone bei Frascati aus. Vergl. v. Buch's geogn. Beob. 1c. Ital. II.

† b) Niebuhr röm. Gesch. I. 205 f. (zweiter Ausgabe.)

† c) Plinius, des Jüngeren, Briefe VI, 16 und VI, 20 und die Erklärer.

† d) Nämlich Herculaneum z. B. nach Eippi. S. die Beschreibung der Stadt Rom von Plattner, Bunsen, Gerhard 1c. I. a. 1830. S. 76 ff. S. jedoch E. Lyell und R. J. Murchison in v. Leonhard's Zeitschr. für Mineral. I. 902. (Vergl. v. Güthe zur Naturw. II. in der Abhandlung über den Serapistempel von Puzzuoli.)

† e) Vergl. v. Humboldt's Reise Aeq. V, 14. Th. III. a. 1820. S. 10. Kastner's Meteorolog. II. 60 f. Brandes Beiträge zur Bitterungskunde. S. 347 f. Fr. Kries von



erschütterten Strecke nicht eben groß. Es ist eine vulcanische Region und solche Gegenden sind es, in welchen auf allen Welttheilen die Erschütterungen oft sehr lange anhalten † a). Der Stoß, den wir früh Morgens empfanden, dauerte keine Secunde und bestand, wie gewöhnlich bei leichteren Erschütterungen, aus einer lothrechten Hebung und horizontalen Schwanfung † b). Die Empfindung selbst, die er uns verursachte, können wir einigermassen der Empfindung eines elektrischen Schläges vergleichen † c).

Die Flecken Aricia und Genzano sind fortwährend der Aufenthalt vieler Landschaftsmaler, die hier Naturstudien machen. Velletri, wohin man dann gelangt, liegt auf einem mit Olivenbäumen bepflanzten Hügel. Unweit dieser Stadt beginnen die pontinischen Sümpfe. Schon Horaz † d) spricht von den Versuchen, die zu seiner Zeit zu ihrer Austrocknung gemacht wurden. Viele Beherrscher des Kirchenstaats ließen gleichfalls daran arbeiten. Schon die Römer

---

den Ursachen der Erdbeben. Utrecht 1820. Journ. de Phys. LXV. 164.

† a) Es ist bekannt, daß in allen Gegenden der Erdoberfläche Erdbeben vorkommen können.

† b) Das Wellenförmige der Bewegung war zu undeutlich, als daß wir die Richtung der Erschütterung mit einiger Zuverlässigkeit hätten wahrnehmen können. (Ein Verzeichniß der Erdbeben vom Jahre 1821 — 1828 von R. E. A. v. Hoff s. in Poggenдорfs Annalen der Phys. und Chemie. 1832. St. 5. Band 25. St. 1. S. 59 — 90.

† c) Eine Wirkung auf die Magnetnadel zu beobachten, hatten wir damals keine Gelegenheit.

† d) Ars. Poet. oder Epist. II. 65. nach Voß:

— ob der Sumpf unfruchtbar, lang und berudert,  
Nährt anwohnende Städte und den Druck empfindet des  
Pfluges,

wo der Scholiast und die spätern der Erklärer das Nähere mittheilen. Unter der Herrschaft der Volsker blühten in den pontinischen Ebenen 33 Städte S. Niebuhr röm. Gesch. II, 210. Bunsen, Hoffmann, in Plattner's, Gerhards's u. Beschreib. der Stadt Rom. I. 107.



bauten hier Straßen. Die jetzige treffliche Straße, welche durch sie hinführt, ist von Pabst Pius VI angelegt. Eine von den Brücken, über welche sie führt, ist noch altrömisch. Die Sümpfe werden von vielen Kanälen durchkreuzt und nähren im Sommer durch ihr hohes Gras zahlreiche Heerden aller Art. Ihre Länge beträgt eine gewöhnliche Tagesreise.

Die Vegetation in den pontinischen Sümpfen ist der Feuchtigkeit und des fetten Bodens wegen sehr üppig † a); bisweilen zeigen sich selbst malerische Punkte. Allmählig sieht man in Westen einen hohen Berg wie eine Insel † b) aus der Ebene der Sümpfe steigen. Es ist das Cap Circeello. Es winkt uns zur Grenze Neapels, in die höchsten Wunder der hesperischen Natur.

---

† a) Vergl. v. Pręstanoński über die Vulkane in Italien. S. 70 ff.

† b) Niebuhr röm. Gesch. I. S. 205. zweite Ausg.



## Ueber die Natur Unter-Italiens.

Eine Vorlesung von Christian Kapp.

Breitblättrige Feigen, dunkelgrüne Citronenbäume, Granaten mit feuerrother Blüthe, saftige Ranken der indischen Stechfeige, die Aloe Amerika's und die hohe afrikanische Palme bilden zusammen einen schattigen dichten Hain und über demselben von Olivenhainen umgeben, liegt Terracina mit platten Dächern auf einem Hügel. Diese fremdbartige Vegetation versetzt uns im Geist in die fernen Länder jenseit des Oceans. Die Wellen des blauen Meeres brechen sich hochaufrauschend am Ufer, und ins Unermeßliche sehen wir über seine Fläche nach Westen, zur rechten Hand das Cap der Circe, zur linken das feste Gaëta wie aus dem Meeres-schoos emporgestiegen.

Wir fahren am Ufer hin, so nahe am Wasser, daß die Salzfluth fast die Räder des Wagens berührt, dann zwischen Berge von unbeträchtlicher Höhe hinein nach dem Städtchen Fondi. Hier ist die Gränze von Neapel, hier — nach Jean Paul's Ausdruck im Titan — beginnt der neapolitanische Weltgarten.

Durch Weinpflanzungen geht es ein hohes Thal bergan, zwischen ziemlich kahlen Bergen nach dem malerisch gelegenen Itri. Es ist, als ob die Natur, um uns auf die Erscheinungen ihrer höchsten Fülle vorzubereiten, zuvor durch magere Gegenden uns führen — als ob die Natur uns überraschen wolle. Das Thal bedeckt sich mit dichter Grüne. Nichts ist zu sehen außer Oliven und Zypressen; da öffnet es sich — und man sieht hinaus auf das blaue unendliche Meer.

Wo man das Meer wieder berührt steht ein alter Thurm. Er wird für Cicero's Grabmal gehalten. An dieser Stelle



wurde, nach der Sage, der gewandte römische Redner ermordet † a), eben als er auf der Flucht begriffen war. Wenige hundert Schritte davon sieht man in einem Citronengarten, der bis ans Meer hinabreicht, die weitschichtigen Trümmer eines großen und prächtigen antiken Gebäudes. Man hielt es für die Reste von Cicero's formianischen Landgut, von wo aus sich derselbe flüchtete als er ermordet wurde. Indessen ist dieses keineswegs gewiß, obgleich es sicher ist, daß dieses Landgut in der Nähe lag. Die Inschrift eines Steins, der vor etwa dreißig Jahren ungefähr eine Miglie weiter westlich nach Gaëta hin unter alten Ruinen im Garten einer Villa gefunden wurde, scheint Cicero's Formianum vielmehrt dorthin, also etwas westlicher zu verlegen. † b).

Hier also lag das alte Formid, jetzt ein freundlicher Flecken, Castellone, weiterhin Mola di Gaëta genannt. Die Häuser des Fleckens liegen in Einer Reihe an der Küste; das erste Haus ist der Gasthof, hinter welchem der Citronengarten mit den Ruinen von Cicero's vermeintlichem Formianum liegt.

Vom Balkon des Gasthofs überblickt man eine der lieblichsten und prachtvollsten Gegenden Italiens, den herrlichen Golf von Gaëta. Zur Linken ziehen sich malerische grüne Berge ins Meer hinein, unter dem Namen Monte Dragone. An diesen Höhen zogen die Römer ihren Falerner, der aber jetzt nicht mehr seinen Ruhm im Alterthum rechtfertigt \*).

† a) Im Jahre der Stadt 710. S. Valer. Max. V, 3. 4. und die Erklärer. Plutarch. im Leben Cicero's gegen Ende. Dio Cass. XLVII, 8. Ferner Valer. Max. I, 4. 5. I, 7. 5. Liv. CXX. Appian. Civil. IV.

† b) S. Sitten- und Landschaftstudien aus Neapel, von Friederike Brun. — Nach Plutarchos im Leben des Cicero hatte dieser bei Gaëta mehrere Landgüter.

\*) Man vergl. indeß den Scholiasten und die Erklärer zu Horat. Satir. I, 10. 24. und Epod. IV, 14 Od. I, 27, 10. und an bekannteren Stellen.



Wo dieses Gebirge im Meere endet, steigt weit hinter ihm ein anderes hoch aus demselben empor. Es ist die Insel Ischia mit ihrem hohen Gipfel, dem Epomeo. Ueber den Mondragone sieht man an hellen Tagen einen schwarzen Dampf von einer Bergspitze gen Himmel steigen — die Rauchsäule, die dem Feuerkessel des Vesuv's entquillt.

Zur rechten Hand steht die Festung Gaëta auf dem vorbersten Rande einer Landzunge über dem ruhigen Meerespiegel. Zwischen Gaëta aber und dem Mondragone liegt der liebliche Golf in seiner ganzen Ausdehnung, und an seinem ganzen Ostgestade die lange Häuserstraße von Nola und Castellone.

Nun kommen wir durch eine Ebene von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, die weitgepriesene Campagna felice. † a) Der Name des glücklichen Gefildes, den dieser über Alles gesegnete Landstrich, selbst im Munde seiner Bewohner, führt, bürgt am sichersten für den unvergleichlichen Reichtum seines Bodens. Das ist in Wahrheit das Land, wo Wein und Del fließt. Die Rebe ist hier nicht mehr das niedrig sprossende Gewächs, sondern ein starkstämmiger Baum, dessen Äste hoch über die Ulmen hinaustreiben, die ihm zur Stütze dienen. Die Ueppigkeit Campaniens ist von weltgeschichtlichem Interesse, denn auf diesem Boden war es, wo die wilden Horden afrikanischer Beduinen, die kriegerischen Keltiberier und die rauhen „schwerbeweglichen“ † b) Kelten verweichlichten, die der karthagische Hannibal zum Schrecken Rom's über die Eisfelder der Alpen geführt.

Schöne Ansichten gewährt dieses Fruchthland indessen keineswegs. Sogar die Ströme sind durch den fetten Boden

---

a †) Florus. I, 16. 1. 3. Omnium non modo Italia, sed toto orbe terrarum, pulcherrima Campaniae plaga est. Nihil mollius coelo etc. — Montes - pulcherrimus omnium Vesuvius. Vergl. *Seume Spazierg. n. Syrakus*. 1811. Seit. 153. 3te Ausg. Strab. geg. End. des 5ten B. und die Erkl.

† b) *C. Polyb.* III. 61. mit *Liivius* XXII, 2.



getrübt, den sie durchfließen, so der Volturnus, so der Liris bei den Ruinen des alten Minturnä, den jetzt die Italiener Garigliano nennen. Capua, Aversa, Caserta liegen in der Ebene, zum Theil an kahlen abgedorrtten Hügeln. Das prächtige, von Vanvitelli gebaute königliche Lustschloß zu Caserta hätte in jener Umgebung fast in keine gleichgültigere Gegend gebaut werden können.

Schon ehe man Capua erreicht, sieht man den Bergschloß mit der Rauchsäule über seinem Haupte im Westen aus der Ebene emporragen. Dann aber verliert man ihn wieder aus dem Auge, um ihn erst in der Nähe in seiner ganzen Größe zu begrüßen.

Ueber einen kleinen Hügelrücken die Strada Nuova hinabfahrend erblickt man zum ersten Mal das majestätische Neapel. Eine Landschaft wie diese hat die Natur nicht wieder hervorgebracht; auf dem Rande der Erde ist wohl keine mehr, die ihr vorgezogen werden könnte. In Italien kennt man einen enthusiastischen sprüchwörtlichen Ausruf, der dies darstellen soll: Neapel sehn und sterben! und Göthe sagte einst, daß der nie gänzlich unglücklich werden könne, dem die Erinnerung an Neapel geblieben!

Die Italiener nennen den wunderschönen neapolitanischen Meerbusen il Cratere di Napoli, den Becher von Neapel; nicht gerade mit Unrecht, denn die Form des Golfs entspricht wenigstens einigermaßen dieser Benennung. Denken Sie sich einen großen, ziemlich gerundeten Kessel, dessen Rand theils sanfte Hügel, theils steile Felsenberge sind, die bis zu 4000 Fuß Höhe aufsteigen. Nach Westen ist der Rand durchbrochen und die unermessliche blaue Fluth, die draußen wogt, bringt da herein und füllt den ganzen Grund. Rundum am Rande des Wellenspiegels ist der ganze Bogen des Meerbusens, der vom Vorgebirg Misenum, das im Norden seine äußerste Spitze ausmacht, bis zum Vorgebirg der Minerva, das ihn im Süden abschließt, gegen 20 deutsche Stunden lang ist, von Hunderttausenden von Menschen bewohnt. Diese ganze Küste ist fast eine einzige Stadt, denn Bajae,



Pozzuoli, Neapel, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castel a mare, Bico, Sorrent und Massa, wie die Orte der Reihe nach heißen, hängen theils unmittelbar zusammen, theils sind sie nur durch Villen mit Palästen, durch Citronen- und Wein-Gärten, durch Oliven- und Kastanienhaine getrennt. Wer beschreibt das laute, rege Leben, das an diesen Küsten, auf diesem Meere herrscht? Wer den tobenden Lärm des Molo, des Toledo, der Chiaia zu Neapel? — Nicht einmal die Nacht vermag das ewige Getöse zu dämpfen, denn wenn das Geschrei des Einen nach Mitternacht aufhört, so erwacht gerade sein Nachbar zum folgenden Tage.

Die Nordküste des Meerbusens nimmt größtentheils ein langer Hügelrücken ein, dessen vorderster Theil Posilippo heißt und mit zahllosen Landhäusern besetzt ist. Der Theil des Hügel, der auf den Posilippo folgt, heißt Vomere. Auf einer ziemlich steilen Vorhöhe desselben liegt das Kastell S. Elmo, zu dessen Fuße, von ihm beherrscht, das ungeheure Neapel zwischen dem Hügel und dem Meere ausgebreitet liegt. Hart unter den Mauern von S. Elmo liegt am Abhang des Hügel die ehemalige Certosa di S. Martino. Dieses Gebäude hat immer noch den alten berühmten Namen, den es zu der Zeit führte, da es ein Karthäuserkloster war, obgleich es seit einer Reihe von Jahren in ein Invalidenhospital umgewandelt ist. Die Neapolitaner gaben dieser Karthause den stolzen Beinamen der Blume von Europa. Und wahrlich mit Recht, denn diese Aussicht über Neapel und den Meerbusen, den Vesuv und Capri geht fast über allen Ausdruck mit Wort und Pinsel.

Die Inseln Capri und Ischia liegen am Eingang des Meerbusens in der offenen See. Die letztere, ehemals oft von Vulcanen verheert, deren letzter, der Monte Rotaro, vor fast gerade 400 Jahren zum letzten Mal Feuer auswarf, ist jetzt mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Unermesslich und herrlich ist die Aussicht vom Gipfel ihres höchsten Bergs des



Epomeo † a). — Mager ist dagegen die Vegetation der Insel Capri; sie selbst aber durch ihre eigenthümliche Bildung scheint, wie schon mehrseitig bemerkt wurde, in morgenländische Meere zu gehören. Nur an zwei oder drei Punkten ist sie zugänglich; sonst umgeben sie allenthalben unnahbare senkrechte Felsenwände.

Die Felsenkette im Süden des Meerbusens ist hoch und steil. Ihr höchster Gipfel ist der Monte S. Angelo. Ihn bei Sonnenuntergang glühen zu sehen, gehört unter die prächtigsten Schauspiele der Erde. Auf einer kleinen, auf drei Seiten von Felsen, auf der vierten vom Meere umschlossenen Ebene liegt an dieser Felsenkette Lasso's Wasserstadt Sorrento.

Zwei Punkte sind noch, außer den schon genannten, zur Ueberschauung des Meerbusens von Neapel und der benachbarten Busen berühmt. Der eine ist das Kamalbulenser-Kloster del Monte, der andere der Gipfel des Vesuv's. Auf dem Kamalbulenser-Kloster über sieht man völlig den Golf von Neapel und den von Bajae und theilweise die Golfe von Gaëta und von Salerno. Salern's Meerbusen, wie großartig auch das Cap Tummolo ist, das seine Nordseite umfaßt, ist dennoch dem von Neapel nicht zu vergleichen, schon aus dem Grunde nicht, weil es keinen Punkt giebt, wo man ihn ganz ins Auge fassen kann. Der südliche Charakter seiner schroffen Felsenküsten ist übrigens außerordentlich prächtig.

Der Vesuv erhebt sich auf dem Ostgestade des Busens von Neapel aus der Ebene, abge sondert und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den nächsten Bergen. Er ist

---

† a) Eigentlich ist die ganze Insel nur einziger Berg mit verschiedenen Gipfeln. Das Erdbeben vom 2. Febr. 1828 dessen Spuren wir im Casamiciola auf Ischia noch sahen, schien vom Epomeo her dahin gegangen zu sein. Seine Beschreibung s. b. v. Hoff in Poggen dorfs Annal. der Phys. u. Chem. 25 (1) S. 61. ff. (1832. St. 5.)



gleichsam die Krone der ganzen Landschaft: so prächtig sein Anblick ist, so prächtig ist der Ausblick von seiner Höhe. Seine Wichtigkeit für die Gegend sowohl als das historische † a) Interesse, das sich an ihn knüpft, dürften eine ausführlichere Darlegung über ihn entschuldigen:

---

† a) Früher, als die eigentliche (jetzige) Spitze des Vesuv, scheint, vorzüglich aus naturgeschichtlichen Gründen, die andere, der Somma, den thätigen Krater desselben gebildet zu haben. Bei der Eruption unter Titus hätte sich demnach der vesuvische Ke gel erhoben und die eine Krater-Wand des alten Somma wäre damals zusammengestürzt. (Vergl. Vitruv. II, 6. Diodor. Sic. IV. 21. Vol. I. S. 267. ed. Wess. und die Erklärer. Auch Strabo V gegen Ende.)

Darnach ist zu erweitern, was wir in unsern Sylvae Cratyl. Augustae Vindelicorum a. 1822. S. 76. ff. über Florus I, 16. §. 5. bemerkt haben.

Aus dieser Spaltung, die dem Auge des Naturforschers einen großen Theil des alten Vulcans aufgeschlossen hat, erklärt sich ferner, wie von Leonhard gezeigt, nach geologischen Gründen, warum der Vesuv der einzige unter den bekannten Vulcanen ist, in dessen Schooße man fast ein ganzes Mineralien-Kabinet sammeln kann. —

Uebrigens vergl. man v. Hoff Gesch. Ueberlief. Veränd. Erdoberfl. Th. II. (Kurze Notizen z. B. in Schubert allgem. Naturgesch. S. 235. ff. nach C. v. Ritters Besch. merkw. Berge, Felsen u. Vulcane. Eine der letzten großen Veränderungen soll der Gipfel des Vesuv den 19. Juni 1794 erlitten haben. Vergl. Fabri Geistl. Münch. 1800. S. 477. Ueber die innere gewölbte Ebene im Krater des Vesuv im Jahr 1805 vergl. z. B. v. Humboldts geognost. Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften, übersetzt von v. Leonhard. 1823 S. 357. Die jetzige Gestalt des Vesuv, der sich noch in den letzten Tagen des vorigen (1828) Jahrs gerührt hatte, mag sich wohl von seinem Ausbruche am 14. März 1828 herschreiben, wo sich der jetzige Ke gel im Krater, welcher sich bei dem vorletzten Ausbruche sehr erweitert und vertieft hatte, gebildet haben soll. S. v. Hoff in Poggendorfs Annal. d. Ph. u. Chem. 25 (1.) S. 72 ff. (1832. St. 5.)



Bernehmen Sie hierüber die Worte aus der italienischen Reise meines Freundes :

„Ein schlechter, holperiger, steiniger Weg führte uns nach und nach durch die üppigsten Pflanzungen von Wein, Feigen und Aprikosen aufwärts. Hier wächst der ächte *Lacryma Christi*. Der Weg geht nicht steil, sondern zieht sich ganz flach bergan. Der Boden ist Alles Auswurf des Vulkans. Nach und nach wird die Vegetation immer geringer und man kommt über ein weites Lavafeld. Hier wird der Pfad manchmal sehr eng, weil er sich durch die Lavablöcke windet. Es ist ein schrecklich ödes braunrothes Gefild. Die Massen sind zusammengebrängt und starren spitz und zackig in die Höhe, als wären die rothen Flammen in ihrer wüthendsten Hitze erstarrt. Dieß ist die Lava vom letzten Ausbruch des Vulkans.“ \*)

„Hat man sich durch diese fürchterliche Klippenfaat hindurchgewunden, so kommt man wieder durch niedriges, mageres, grünes Gesträuch und so geht der schlechte holperige Pfad allmählig aufwärts bis zum Hause des Eremiten, das man nun bald erreicht hat. Der Eremit ist nichts weniger als das, was sein Name verkündigt, vielmehr ist er ein

---

P. S. Am 15. Decbr. 1832 brach der Vesuv nach dem großen Ausbruche des Aetna, zum letztenmale aus. In dem kleineren Kegel, der mitten in dem großen Krater steht, sollen sich drei kleinere Krater und im innern Raum des großen Kraters mehrere große Spalten von 30 bis 40 Fuß Breite und 15 bis 20 Fuß Tiefe (?) gebildet haben.

Die Höhe des Vesuv's wird nach trigonometr. Bestimmungen Anderer von Münke in der neuen Ausgabe von Gehlers phys. Wört. V. V. a. 1829. S. 339. auf 3695 Par. Fuß vom Spiegel des Meeres angegeben. Ähnliche Angaben zwischen 3504 und 3659 Fuß finden sich überall. Wir wissen indeß nicht genau, ob diese Angaben nicht auf Zeiten hinaufreichen, in welchen der Gipfel etwas höher war. Zu eigener Messung seiner Höhe fehlten uns die Mittel. Carl v. Raumer giebt in seiner Geographie dem Vesuv 3700'.

\*) Geschrieben 1829.



theurer Weinwirth in Mönchskleidung. Die Steine unter den Bäumen, die auf dem Platz vor dem Hause stehen, dienten uns zu Tischen und Stühlen. Wir wollten lieber im Freien, im Angesichte Neapels und des Golfs rasten, als drinnen in der dumpfen Wohnung des Mönchswirths.“

„Durch niederes Gesträuch, das nun, je weiter man kommt, immer dünner und magerer steht, zogen wir weiter. Es geht hier nur wenig bergan. Allmählig nimmt die Grüne sehr ab und am Ende hört sie ganz auf † a). Nun windet sich der enge Pfad wiederum durch ein schauerliches Feld der Zerstörung und des Todes. Da grünt kein Halm. Nichts als ungeheure Lavablöcke † b) liegen übereinander, die Knochen — die Eingeweide des Berges, ausgespien, wenn er im flammenden Born sich schüttelt und aufwacht.“

„Salvatore, unser junger Führer, unterschied und zeigte uns hier die Lavaströme jedes einzelnen Ausbruchs; wir kamen durch den von 1804. So windet sich der Pfad in südlicher Richtung fort bis zum Regel des Vesuv's, den wir nun an der Nordseite besteigen.“

„Links erheben sich die wilden Lavazacken des Somma, an dessen Rücken hier und da ein grüner Strauch hängt. Eine schauerliche Vertiefung zieht sich zwischen uns und seinen schroffen Klippen hinunter bis in die Ebene. Die Esel werden hier zurückgelassen; der Regel ist zu steil für sie. Eine Art von Pfad oder vielmehr eine Spur des Wegs, den die vielen Besteiger des Bergs genommen haben, giebt unsern Schritten die Richtung. Anfangs geht es ziemlich gut; es sind noch große, festliegende Steine da, auf die man beim Aufsteigen treten kann, so bald man aber höher kommt, wird der Weg durch das Geröll und Gebröckel kleiner verbrannter Steine und durch die rothbraune Erdasche

---

† a) Vergl. Strab. gegen Ende des 5ten Buchs.

† b) Wir erinnern hier z. B. an C. Eyell und R. J. Murchison in v. Leonhard's Zeitschr. f. Mineral. 1829. e. 11 u. 12 z. B. S. 858. 879 ff.



außerordentlich beschwerlich. Bei jedem Schritt, aufwärts gethan, sinken wir einen halben Schritt zurück. Oft wird angehalten und ausgeruht, um neue Kräfte zu sammeln. Immer wird vor sich gesehen, nie umgeblickt, wie herrlich und unendlich auch die Aussicht hinter uns sich entfalte. Hier und da ist der Boden sehr heiß, und ein weißer Rauch qualmt manchmal unter Steinen heraus. Die Besteigung des Kegels ist wahrlich eine beschwerliche Arbeit; nach einer halben Stunde ist sie aber vollendet und wir stehen Alle glücklich oben am Rande des Kraters.“

„Der Krater des Vesuvius ist ein ungeheurer rundlicher Kessel, dessen Rand umher 30—50 Fuß hoch ist und aus verbranntem Gestein und Asche besteht. Der Rand des Kraters ist natürlicher Weise an einer Stelle höher als an der andern. An der Südseite ist der Rand tief eingebrochen, weshalb man in der Gegend von Castel a mare ins Innere des Kraters, an dessen innere Wände hineinschauen kann. Um den ganzen Krater kann man, wenn man sich Mühe giebt und vorsichtig ist, auf dem schmalen Rande, der ihn umgiebt, herumgehen und man braucht dazu etwa eine Stunde. Daß der Umfang des Feuerschlundes so groß sei, glaubt man nicht, wenn man ihn bloß an Einer Stelle ansieht. Dieses wird erst klar, wenn man ihn zu umgehen anfängt. Daß sich die Gestalt des Kraters bei heftigen Ausbrüchen immer verändere, ist bekannt. Am 11, 12, 13<sup>ten</sup> Juni hatten kleine Ausbrüche statt gehabt, die wir vom hiesigen Molo aus betrachtet haben; diese hatten aber den Krater nicht verändert. Der Boden des Feuerschlundes ist mit einer dunkeln Erde bedeckt, die aussieht, als ob sie feucht sei, und die, an der Oberfläche an vielen Stellen mit einem gelben Schwefelüberzug bedeckt ist. Steine, woran Schwefel sitzt, findet man auch auf dem Rande des Kraters.“

„In der Mitte des ungeheuren Kessels ist im Boden der eigentliche jetzige Feuerschlund. Man sieht da einen kleinen Kegel, etwa 20 Fuß hoch, der durch das Gestein und die



Asche, die der Vulkan immer auswirft, gebildet ist † a). Auf dem Gipfel dieses kleinen Kegels ist eine Oeffnung von einigen Fuß Durchmesser, die in das Innere des ewig brennenden Höllenrachsens hinabgeht und woraus ein weißer, schwefelgelblich schimmernder, dichter Dampf aufwallt. Neben dieser sind noch einige kleinere Oeffnungen. Am Fuße dieses kleinen Kraters sieht man an mehreren Stellen das Feuer des Bergs glühen. Diese Stellen vermehren sich sobald es dunkel wird. Wie düsterrothe Kohlengluth sieht man hier das Gestein des Bergs brennen, und dazwischen die schwarze Erde mit gelbem Schwefel überzogen. Die innere Wand des Kraters ist steil und gewährt dem Auge eine wilde, schauerlich öde Ansicht.“

„Alles dieses war mit zwei Blicken gesehen, sobald wir den Rand des Kraters erreicht hatten. Wir wandten uns um und sahen die Sonne zwischen leichtem Gewölk ins himmelblaue Meer hinuntersinken. Glänzend lag der ganze Golf in aller seiner Pracht vor uns aufgerollt. Links die Felsenküste von Castell a Mare bis zur Punta della Campanella, vor uns tief unten die prächtigen Willensstädte am Fuße des Bergs an der Küste, rechts Neapel und seine Gär-

---

† a) Wir erinnern hier an Alexander v. Humboldt's und an Roudamine's Beschreibung von dem Innern des Pitcincha, dessen Krater mehr als eine Meile im Umfang hat und auf seinen Rändern mit Schnee bedeckt ist. Seine Höhe wird auf 15,000 Fuß angegeben. Man sah in dem Innern dieses Kraters, einige 1000 F. unter seinem oberen Rande die Feuergräpfe dreier Berge aus einem unergründeten Boden emporragen. (Den innern gewölbten Grund im Krater des Vesuv 1808 verglich v. Humboldt in seinem geognost. Versuch übers. von v. Leonhard a. 1823. S. 358 mit dem emporgehobenen Gebiet des Mal-pais am Jorullo, gegen d'Arbuisson's Traite de géognosie. T. I. p. 264.) Vergl. Ure neues Syst. Geol. A. d. Engl. Weimar. 1830. S. 390 ff. Am Vesuv war jener Grund im Jahr 1805 so gewölbt, daß sein mittlerer Theil das Niveau des südlichen Randes des Feuerbergs überstieg. a. v. Humboldt a. O. S. 358.



ten und Landhäuser bis zur fernsten Spitze des Posilippo und im Hafen der Stadt die Kriegsschiffe wie zusammengeworfene schwarze Punkte. Goldgrün prangte die Campagna felice. Das Cap Misen, die Inseln Nisida, Procida, Ischia, Capri, Ponza und S. Stefano, groß und klein, die Vorgebirge von Gaëta bis Terracina und in weiter nordwestlicher Ferne das Cap Circello. — Alle, Alle lagen sie vor uns da im röthlichen Brande des Abendscheins, mit Violett und tiefem Blau durchdunkelt, und das unbewegte Meer war helle, wie ein gewaltiger Silberstrom durch ihre blühenden Küsten ausgegossen.“

„Sobald die Sonne hinunter war, machten wir uns rasch auf, um, so lange es noch helle sei, auf dem Rande des Kraters hinzuwandeln. Dieser Rand ist sehr schmal; manchmal hat man nur einen Fuß breit festen Boden. Rechts geht es steil den Regel hinab, links steil hinunter in den Feuerschlund. Das verbrannte Gestein vom Felsenrande desselben zerbröckelt sich leicht: ein Steinchen darauf geworfen, reißt einen Haufen mit hinab in den Schlund. Hie und da quillt Rauch unter den Steinen heraus aus dem Boden; wir fühlten an solchen Stellen die Erde an. Sie war brennend heiß, und immer heißer je tiefer man gräbt. Wir giengen rechts halb um den Krater herum bis zu der Stelle, wo an der Südseite der Rand desselben eingebrochen ist. Da begann es finster zu werden: ein Nebelmeer bedeckte die grünende viel bewohnte Ebene, die sich vom südlichen Fuße des Bergs nach Rocera de' Pagani und östlich nach den apulischen Bergen ausbreitet. Wir giengen zurück an die Stelle, wo wir heraufkommend zuerst den Rand des Kraters betraten. Der Nachtwind blies kalt: ihm auszuweichen, setzten wir uns an den Abhang der innern Wand des Feuerschlundes, etwas nach dessen Tiefe hinunter, die dunkle Nacht erwartend, wo das Schauspiel der kleinen Ausbrüche des Vulkans am prächtigsten ist.“

„Unter unseren Füßen brüllt der Donner der Erde, dumpf wie der Kanonengruß ferner Meerschiffe; bald tiefer, dum-



pfers, grauensvoller, wüthender, ein Gotöse hohl zusammenschlagender Felsenberge. Ein Athemzug der Stille, und der dichte graue Dampf, der über der Oeffnung des Vulkans, auf dem Gipfel des kleinen Kegels schwebt, röthet sich, röthet sich heisser, glühender, brennender. Ein breiter Flammenstrahl fährt faussend, zischend, rollend empor; ein Strauß gluthsprühender Steine und Asche steigt funkelnd über das Feuer hinaus in die Nacht und fällt rings auf den kleinen Kegel nieder, wo die Feuerbälle verdampfen und erkalten. In Zwischenräumen von etwa 40 Minuten wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel.“

„Rebel hatten sich indessen über die Berge und Thäler und über die grünen Ebenen der Erde gezogen, aber das Meer war hell geblieben und die Küsten und über der Erde der reine tiefe unergründliche Himmel.“

„Die Sterne waren aufgegangen; sie blühten ihr stilles Silberfeuer durch das schwarze Blau. Nicht Sterne, Sternenmeere brachen, wo ein Auge hinsah, quellend aus dem weiten hohen Himmel, daß er ganz im milden Feuer stand, und tief drunten schmiegte sich das Meer, wie ein zauberisch leuchtender Milchsee an die finsternen starren Felsen der Erde und an die weichen sanften Küsten der Vorgebirge und der Inseln. Wie eine mit Goldsternen gestickte Weltfahne hieng die Milchstraße über den Golf hin und über Kapri, das wie ein düsterer drohender Schatte am Horizonte lag, ins Meer hinunter, dessen dufender Spiegel die eingesogenen Strahlen wallend wieder ausgoß. Eine zweite Milchstraße zahlloser funkelnder Sterne zieht das lichte lange Neapel um den Wundergolf und die dunkle See verdoppelt die Schimmer der Erde. Heilig und hehr ist die Nacht, wann sie Schlaf und Tobenstille über unermessliche Länder streut, aber dreimal hehr und heilig ist sie hier. Schweigen umher, über uns hoch ausgespannt der Sternenhimmel hell und friedlich wie niemals, unter uns tief ein anderer Sternenhimmel im feuchten Meere und hunderttausende schlafend darum gelagert; den Donner der zitternden Erde unter unseren Fü-



fen und den heißen tobenden Kampf des fressenden Elements in kochenden Zornesflammen des Höllenschlundes und ringsum, so weit das Auge durch die Nacht reicht, die schrecklichen Spuren seine Zerstörungswuth und namenlose, kein grünes Halmchen nährende Verödung.“

Der Besuch führt uns auf einige Betrachtungen über die vulkanischen Erscheinungen in Italien überhaupt, die hier um so mehr an ihrer Stelle sein möchten, je wichtiger der Vulkanismus für die natürliche Beschaffenheit des Landes ist; wenn wir auch ganz davon absehen wollen, daß die wissenschaftliche Erforschung dieser Naturerscheinung besonders dadurch gefördert worden ist, daß dieselbe in Italien einmal am frühesten \*) und dann auch am häufigsten † a) beobachtet worden.

Schon Strabon, der zur Zeit des Augustus lebte, führt gegen Ende des fünften Buchs seiner Geographie den Besuch als feuerspeiend an; eben so Diodoros im 4ten Buch Cap. 21. und Vitruvius Buch 2. Cap. 6. Hierauf wird er von Plinius, Florus und andern erwähnt † b). Noch ältere Nachrichten hat man über die Ausbrüche des Aetna: man weiß, daß er im Jahre 477 vor Chr., dann 445, 430, 420 vor Chr. u. s. w. Feuer ausgeworfen habe. Gewöhnlich zählt man 43 größere Ausbrüche des Aetna und 36 größere

\*) Odysse 12, 59. ff. 201. ff. 9, 106. ff.

† a) Vorzüglich seit v. Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden wurden die geognostischen Räthsel vieler anderer Feuerberge genauer untersucht. Vergl. v. Humboldt's geogn. Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften, übersezt durch v. Leonhard. Straßburg 1830. S. 321. u. dessen Schrift: Ueber den Bau u. die Wirkungsart der Vulc. Brln. 1824. 2. v. Buch a. D. und dessen physikal. Besch. d. canar. Inseln Brln. 1824.

† b) Vergl. unsere Sylva Cratyl. a. D. (S. 76.) Christ. Müller Rom's Campagna. Th. I. Epig. Broths. 1824. S. 3. f. (Allgemeine Bemerkungen über den Aetna vergl. in F. J. M. Richter's Reise von Messina nach Livorno etc. Dritte Taschengabe. Dröbn. u. Epig. 1831. S. 103. ff.)



**Ausbrüche des Vesuv. (a. 1829.)** Unter den kleineren italienischen Vulkanen ist der Stromboli, eine der liparischen Inseln, der bedeutendste, dessen Ausbrüche gleichfalls bis ins Jahr 299. v. Chr. zurück verfolgt werden. Wer über diese historischen Thatsachen weitere Nachricht wünscht, findet solche in „E. W. Ritter's Beschreibung merkwürdiger Berge, Felsen und Vulkane“ † a).

Der glücklichste unter den Naturforschern, welche den Vulkanismus Italiens in der neuesten Zeit beobachtet haben, ist unstreitig Leopold von Buch, dessen großartige Ansichten jüngeren Geologen neue Bahnen öffneten. Große Verdienste um die Kenntniß dieses Landes haben sich ferner Brocchi und Döbney u. s. w. und ganz neuerdings Fr. Hoffmann erworben. Vor ihm untersuchte Rudolph von Przyslanowski † b) die vulkanischen Naturerscheinungen Italiens während eines fünfjährigen Aufenthalts in diesem Lande. Die Resultate seiner Forschungen legte er in Kürze vorläufig in einer kleinen Schrift nieder, welche im Jahre 1822. 8. in Berlin bei Reimer erschienen ist, und den Titel führt: „über den Ursprung der Vulkane in Italien.“ Ein größeres Werk über die geologische Natur der apenninischen Halbinsel überhaupt, ist von Ihm versprochen worden, aber bis jetzt (meines Wissens) noch nicht erschienen.

† a) Vergl. Carl Döbney's tabellarische Uebersicht vulkanischer Erscheinungen, enthaltend ein Verzeichniß der feuer speienden Berge und ihrer Ausbrüche, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, nebst den damit zusammenhängenden bedeutendsten Erdbeben. Aus dem Englischen. Ein Blatt im größten Landkarten-Format. Weimar 1829. Jean Audjo's Vues du Vesuv avec un précis de ses éruptions principales, depuis le commencement de l'ère chrétienne jusqu' à nos jours. Neaples 1832. (8.) L. Monticelli u. St. Covelli Storia de' fenomeni del Vesuvio avvenuti negli anni 1822. u. 1823. Napoli 1823.

† b) E. Leopold v. Buch's geogn. Beob. durch Deutschl. und Italien und Brocchi's Conchililologia fossile Subapennina. (Vergl. Schubert's Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. B. 2. Erlangen 1831. S. 376.)



Die vulkanische Natur Italiens äußert sich nicht bloß in den großen Herden der feuerspeienden Berge dieses Landes, des Aetna, des Vesuv, des Stromboli, Volcano &c., sondern auch in anderen, dem äußern Anblick weniger auffallenden Erscheinungen: nämlich in den Salsen und Schlammvulkanen und im Steinöhl von Modena, in den brennbaren Stoffen, die um Barigazzo und Pietra Mala auf dem Gipfel der Apenninen zwischen Bologna, Florenz und Pistoja, aus der Erde strömen; im Steinöhl von Parma, in den Fumacchien oder Lagonen bei Volterra † a); in den Solfataren im Römischen und Neapolitanischen; in den Felslagern von Viterbo und auf dem rechten Tiberufer in der nächsten Umgebung Rom's, auf Ischia und in Pozzuoli; in den Macaluben und Schwefelgruben von Sirgenti, und Urbino u. s. w.

Es möchte sich wohl der Mühe lohnen, einige dieser Erscheinungen † b) etwas näher zu beschreiben: „Die Salsen sind gleichsam Quellen von Wasserstoffgas, das mit kohlensaurem Gase gemischt ist; diese Gase strömen sie manchmal

† a) Ueber die sog. Boraxseen vergl. v. Przyslawski a. D. S. 39. ff. Im Allgemeinen vergl. v. Humboldt über die unterirdischen Gaderarten.

† b) welche nicht bloß unter mineralogischen &c., sondern überhaupt unter physikalischen Verhältnissen zu betrachten sind. Vergl. A. v. Humboldt's Reise, &c. Nequin. Th. III. a. 1820. S. 28. Sie finden oft nahe bei einander theils mit theils ohne Wärme und Feuer statt. v. Przyslawski a. D. S. 75. (So sehen wir auch in verschiedenen Systemen unserer mineralischen Quellen zugleich heiße und kalte Quellen, was man am deutlichsten vielleicht am Carlsbad nachgewiesen hat). In Italien finden sich nebst den Fumacchien mächtige heiße Schwefelquellen und einige heiße Solfataren, und eben so kalte Schwefelseen, viele kalte Solfataren, Salsen und kleine Schlammvulkane. Wir müssen Italien im Großen als Ein Ganzes betrachten, wenn es gleich nur Theil eines größern Ganzen ist und in sich selbst wesentliche Verschiedenheiten zeigt. So z. B. bildet das neapolitanische Vulcanensystem für sich selbst ein kleines Ganzes. (Vergl. Schuberts Reise nach Ital. Th. 2.)



mit solcher Heftigkeit aus, daß sie nicht unbedeutende Massen von Schlamm und Kalkfelsen mit Schwefelkiesen auswerfen.“ Der Schlamm pflegt sich vor der äußeren Oeffnung der Ausströmung zu kleinen Hügeln anzuhäufen † a). Solche Gasse finden sich hauptsächlich im Gebiete von Modena † b); berühmt sind die von Quercuola, Saßuolo und Maina.

Unter Schlammvulkanen versteht man Ausströmungen von Schlamm, welchen die Erde mit vulkanischer Macht aus ihrem Schooße emportreibt. Schlammvulkane giebt es in Italien im Gebiete von Modena und auf Sicilien; sie sind kalt und klein † c).

Daß das Steinöhl aus der Erde, aus Spalten und Klüften mancher Felsarten, oft in Quellen zu Tage kommt, oft schwimmend auf Wasser getroffen wird, wird ihnen Allen bekannt sein † d).

† a) v. Przyslawski a. O. Die sog. Gassen oder Gasvulkane sind nicht mit Schlammvulkanen zu verwechseln.

† b) Spalanzani erklärte die Gasse auf den Hügeln bei Modena und Reggio für Vulcane im Kleinen.

† c) Ganz anderer Art sind die schlammartigen Auswürfe südamerikanischer Vulkane. Die feurigen Schlammmassen oder Mosen verheeren oft mehr, als die anderen Lavaströme. Verhärtet gewinnt dieser Schlamm eine dem Porphyr ähnliche Gestalt. Er ist mit gekohltem Wasserstoff durchdrungen, und erhebt sich oft von selbst wieder, wie nach Dromieu die Lava des Aetna, d. h. ohne einen neuen Ausbruch. Auf der Insel Java in der Nähe von Ruju ist ein rauchender Schlammvulkan vorzüglich merkwürdig. Die Gegend ist dort reich an Salzquellen. Die Rauchwolken und Schlamm Auswürfe sind am heftigsten in der Regenzeit, kommen aber immer stoßweise aus einer schlammigen Erhöhung empor.

† d) Blumenb. Naturg. a. 1814. S. 666. Hausmann Mineral. a. 1813. S. 90. Nach v. Przyslawski a. O. S. 40. ff. findet sich der Asphalt bei Monte Rotondo bisweilen auf dem Wasser der Fumacechien, aber in geringer Menge. (In größerer Menge soll der See in der Champagne bei Bay in Mexico Munjaß (Asphalt) auswerfen.)



Was die brennbaren Stoffe † a) von Pietra Mala u. s. w. betrifft, so ist nur zu sagen, daß sie aus der Erde ausströmen, bisweilen im Wechsel der Bitterung verlöschen, bei Annäherung der geringsten Flamme aber sich wieder entzünden. Nachts leuchten sie oft in nicht unbeträchtlicher Entfernung.

Unter Lagonen versteht man schlammige Wasseransammlungen, die mehr durch Regen und Bäche als durch Quellen entstanden sind, und von heißem unter ihnen aus der Erde quellendem Gase aufsprudeln † b). Die Ausströmungsöffnungen des heißen Gases werden durch das Wasser öfters verändert. Wegen des Rauchs, der aus ihnen aufsteigt, haben sie auch den Namen Fumacchien erhalten. Sie finden sich in Italien vorzüglich südwestlich von Volterra. Ihre Rauchsäulen sind hier bis auf acht Meilen weit sichtbar. Auf Elba's Höhen sieht man bei hellem Wetter die Fumac-

---

† a) Es ist vorzüglich Kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas. Man hat diese Feuer mit jenen verglichen, welche sich auf der Halbinsel Abscheron bei Vaku am Kaspiischen Meere zeigen, und von denselben unterschieden, welche nach v. Humboldt in Cumana ohne alle verzehrende Gluth, ohne irgendwie der Vegetation zu schaden, bloß phosphoreszirend über der Erde schweben. Schubert allg. Naturg. S. 251. Allg. geograph. Ephemerid. X. 257. und L. 257. mit v. Humboldt z. B. in seinem geogn. Versuch 2c., übersetzt von v. Leonh. a. 1823. S. 253. Vergl. Gerber Briefe aus Welschland über natürliche Gegenstände Brief. 20. S. 339. ff. über den Geruch vom Bergöl (Petroloium) in dieser Gegend Italiens. S. Elisa von der Recke Reis. Ital. I. S. 225. f. a. 1815.

† b) v. Przyssnowski suchte gegen Brongiar und Andere die Ansicht geltend zu machen, daß die Lagonen weder heißen Quellen, noch heißen Dämpfen ihr Dasein verdanken. (Schwefel). (Nachträglich dürfen wir hier bemerken, daß der Marquis Nunziante im Juni 1832 am Vesuv mit dem artesischen Bohrer eine mineralische Quelle entdeckt hat, deren Bestandtheile und Wirkungen schon in der Allg. Zeit. Außerordentl. Beilag. n. 407. und 408. 1832. S. 1628. angegeben sind).



hien des Monte rotondo. Ihr Schwefelwasserstoff giebt sich dem Geruche rings umher schon in der Ferne zu erkennen.

v. Przyslanowski erklärt die Solfataren für „Regenden, in welchen kaltes oder heisses Schwefelwassergas aus dem Erdreich langsam und ununterbrochen emporsteigt, und dieses Erdreich mit Schwefel schwängert.“ Sie deuten auf eine Art von Sublimation des Schwefels † a). Die Solfataren, welche wir bei Pozzuoli sahen, bilden einen Krater, welcher einem alten großen vulcanischen Heerde angehört und mit den Weitungen unter dem Vesuv in Verbindung stehen mag † b). Wüthet dieser, dann ruht die Solfatara. Sie raucht, wenn er schweigt.

† a) Die Solfataren sind nach v. Przyslanowski vorzüglich im Westen Italiens oder vielmehr in jenem Zuge der brennbaren Niederlagen Italiens zu Hause, welchen er, wie wir so gleich sehen werden, den mittelländischen nennt. Nach ihm ist die Thätigkeit, welche Fumacchien erzeugt, im Ganzen mächtiger, als die welche Solfataren erzeugt. In jenen bildet das Gas einzelne Oeffnungen und strömt mit Schnelligkeit und Gewalt aus. In diesen durchzieht das Schwefelwasserstoffgas „das Erdreich“ allmählig und ruhig. Diese sind meist von kalter Temperatur, und im Römischen häufiger als im Neapolitanischen. Solfataren im engeren Sinne aber sind Kratere, durch welche schwefelige Säuren anhaltend ausströmen und dadurch die umgebenden Gesteine zum Theil zersetzen.

† b) Der Lago di Solfo (Lacus albula) in der römischen Campagna bei Tivoli, in welchen fortwährend aus einem Fleinen, wenige Fuß darüber liegenden See ein Strom von laulichtwarmem Wasser fließt, führt wegen seines Reichthums an Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas den Namen See der Solfatara. Vergl. Müller Rom's Campagna a. D. Das kohlensäure Gas giebt an manchen Stellen dem Seewasser, wo es aus demselben in ungeheurer Menge entweicht, den Anschein, als fiede es unaufhörlich. Das Wasser hat nach Davy an den wärmsten Theilen des Sees im Winter eine Temperatur von 80° Fahr. (21° R.) Seine Kohlensäure begünstigt vorzüglich an den Travertin-Usen



Die Macaluben von Sirgenti auf Sicilien sind endlich nichts anders als Ausströmungen kalten Wassers, welches aus mehreren Oeffnungen gewöhnlich etwa einen Fuß hoch emporspringt. Sie werden daher von Einigen Wasservulcane genannt † a).

Alle diese und andere vulkanische Erscheinungen in Italien haben die Naturforscher seit Jahren veranlaßt, unter ihnen einen systematischen Zusammenhang, der das ganze Land † b) umfasse und noch weiter greife, zu vermuthen.

---

die Vegetation (von Schilfen, Flechten, Conserven und andern Wasserpflanzen) und das Entweichen derselben — die Absetzung krystallisirender Kalkmassen so ungemein, daß Davy sagte: »er glaube, es gebe keine Stelle in der Welt, wo man den schlagenden Gegensatz der Geseze der belebten und leblosen Natur, von den Kräften der unorganischen chemischen Affinität und der Lebenskräfte so wie hier wahrnehmen könnte.« Sir Humphrey Davy *Consolations in Travel or the last days of a Philosopher*. New Edition. London 1831. p. 123 — 125. Carl Eyll *Lehrbuch der Geologie*. Aus dem Engl. v. Carl Hartmann. B. I. Hft. 1. Queblinb. und Epzg. bei Basse (8.) 1832. S. 179, f. mit S. 183.

† a) S. v. Przysztanowski a. O. S. 60.

Bei Vaku am kaspischen Meer zeigt der Jugtopa ähnliche Erscheinungen. Dieser aber ist mehr bloß ein Luftvulkan. Im indischen Archipelagus spielen mehrere Vulkane, welche den Schiffen fast als beständige Leuchttürme der Südsee dienen, heißes reines Wasser, keine Lava, aus.

† b) In ganz Italien herrscht der Kalkstein so wesentlich vor, daß »materiell genommen«, nach v. Przysztanowski (a. O. S. 67.) die ihm untergeordneten Lager, wie auch das flach darüber hingelagerte Trappgebilde im römischen Gebiet und in Campagnien sehr unbedeutend erscheinen. Die Gebirge Italiens, in welchen seine Schwefel eingelagert sind, haben nach v. Przysztanowski (a. O. S. 65.) im Ganzen gleiche Bildung und also gleiches Alter mit dem Zug der Apenninenkette, welche einige für Uebergangs-, andere für Stützgebirge halten. Die Streichungslinie der vulkanischen



v. Przyslanowski würdigte die vulkanischen Erscheinungen in Italien nach drei Gesichtspunkten:

- 1) nach der Niederlage der brennbaren Stoffe,
- 2) nach der Beschaffenheit des Gebirgs, welche die Vulcane begünstigt, und
- 3) nach den Gesteinen, aus welchen die vulkanischen Erzeugnisse, die Laven u. s. w. entstehen.

Was den angeedeutenden systematischen Zusammenhang dieser vulkanischen Erscheinungen betrifft, so ist die Ansicht v. Przyslanowski's, wie sie schon in meiner Schrift „über den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaïschen Genesiß“ S. 220. in einer Anmerkung zu §. 139. ausgedrückt ist, in Kürze folgende: -

Er findet in Italien zwei bedeutende Züge von „brennbaren Stoffen,“ die er den adriatischen und mittelländischen nennt. In der Ueberzeugung von der faktischen Wahrheit dieses vulkanischen Systems, oder wie man es

---

Niederlagen Italiens folgt der Richtung der Apenninen. Wir erlauben uns beizufügen, daß nach seinen Beobachtungen (a. O. S. 35. ff.) in einer Schwefelgrube im Sanesischen südöstlich von Scansano, an deren Stelle früher nur eine Solfatare war, Schwefel a, in (dem gewöhnlichen, rauchgrauen Apenninen-) Kalkstein eingelagert; b, mit Quarz vorkommt und c, mit Grauspießglanz gemischt ist. Przyslanowski's Ansicht geht übrigens (S. 76.) dahin, daß die (italienischen) Vulcane, was die Grundlage derselben betrifft, ihren Ursprung dem Schwefel und Asphalt, als den brennbarsten Stoffen der Gebirge Italiens, verdanken. Dieß ist wohl die schwächste Seite seiner Ansicht (wenn sie gleich beinahe den Hauptinhalt der angeführten geistreichen Schrift ausmacht), indem sie die Wirkungen des Vulcanismus mit seinen Ursachen verwechselt. Außerdem wird sie schon dadurch mehr als zweifelhaft, daß viele jener Schwefel entschieden tertiären, einige selbst jüngeren Formationen angehören. v. Przyslanowski stützt sich indeß auch darauf, daß Schwefelkies und Steinkohlen in diesen Gegenden zu ohnmächtig und zu gering sind, als daß sie zur Er-



nennen möge, findet er † a) auf der südöstlichen Seite den adriatischen Zug in Griechenland wieder. Diese Streichungslinie geht durch Nordgriechenland und das nördliche Kleinasien an's kaspische Meer.

Der mittelländische Zug geht von Sicilien über die griechischen Inseln nach Syrien und Persien. Auf dieser Seite werden Asphalt und Steinsalz immer vorherrschender.

Wie in Italien, nach Przypstanowski's Meinung, die Hauptniederlage des Schwefels, ist die Hauptniederlage des Asphalts † b) und Steinsalzes im westlichen Asien. Der Asphalt hat den Namen Judenpech von seinem Vorkommen in jenen, ehemals von Juden bewohnten Gegenden Syriens † c).

klärung ihrer vulcanischen Erscheinungen ausreichen könnten. Sie veranlassen überhaupt (worauf auch von Göthe gedeutet) mehr nur Erdbrände.

Ueber die Zeit der Apenninen-Erhebung im Allgemeinen vergl. Elie de Beaumont's Ansichten im *Annuaire du Bur. des Longit. pour l'an. 1850.* (Morgenblatt 1850. e. 76.) *Ann. d. Scienc. nat.* Vol. 18. S. 5. ff. 284. ff. 337. ff. Vergl. Brocchi *Conchil. subap.* I. 25. ff.

† a) a. D. S. 66.

† b) S. v. Przypstanowski a. D. S. 76. ff. 59. ff. und sonst. Vergl. Aristoteles *de mir. auscult. Expl.* a. J. Beckmann, Goetting. 1786. 4. S. 280. und die *Erfl.* zu Plin. H. N. XXXV, 15. Ed. Bip. V. S. 323. (S. auch Alexander ab Alexandr. N. D. XXVII, 5.) Die angeführte Stelle des Plinius beschreibt ein Bitumen, welches an den *ασφαλτος* der Griechen bei Aristoteles und Anderen erinnert, aber den eigentlichen Asphalt nur theilweise zu erkennen giebt, wenn man die angeführte Stelle des Plinius, z. B. mit VII, 15. XXVII, 12. VI, 29. vergleicht. Ueber *Ναφθα* oder Bitumen Candidum s. die *Erfl.* zu Plin. H. N. II. Ed. Bip. I. S. 198 und XXXV. Ed. Bip. V. S. 324.

† c) Plin. H. N. VII, 15.



Jene beiden Züge haben, nach v. Przyłstanowski's Ansicht, von ihrem Vereinigungspunkt im nördlichen Italien, der ungefähr noch im Gebiete von Modena ist, ausgehend, gleiches Streichen mit den Apenninen, d. h. von Nordwest nach Südost † a). Der östliche, d. h. adriatische Zug geht über Pietra Appia (Petrappia) bei Forlì nach S. Agatha, und theilt sich hier in zwei besondere Züge, wovon der eine über Peglia, Rocca Carvia, Belforta, Ascoli in die Abruzzen, und über Sulmona weiter streicht; der andere dagegen über Urbino, Sinigaglia, Loreto unter das adriatische Meer geht † b) und bei Civita Nuova noch in einer Asphaltquelle, die auf dem Meere hervorsprudelt, sichtbar ist † c). An al-

† a) Vergl. v. Przyłstanowski a. O. S. 65 und S. 18. Eigentlich ziehen die Apenninen, als ein Ganzes betrachtet, nach Carl v. Raumer von Sicilien über die Meerenge von Messina erst in N., dann in N. N. W. durch das Neapolitanische, den Kirchenstaat und Toscana zu den Quellen der Tiber und Arno. In der Gegend von Faenza wenden sie sich in W. N. W., und ziehen dem Po parallel auf Genua zu, von wo sie der Küste parallel zum Col di Tenda (c. 25° E. 44° N. Br.) laufen. C. v. Raumer Beschreibung der Erdoberfläche. Leipz. 1832. S. 17.

† b) Vergl. Przyłstanowski a. O. S. 23. Auch auf der mittelländischen Seite geht der vulcanische Zug unter dem Meere nach Sicilien fort. Przst. läßt ihn schon vom römischen Gebiete aus in einer Richtung fortstreichen, deren Boden unter dem Mittelmeere liegt. An eine alte Landverbindung Siciliens mit Italien in der historischen Zeit ist nicht zu denken. Vergl. v. Hoff Gesch. über die Erdveränderung. Th. I. D. Chr. Müller Roms Campagna Th. I. Leipz. Brockhaus 1824. S. 3. ff.

† c) v. Przyłstanowski S. 26 nach Spadoni. Diese bedeutende Quelle von flüssigem Asphalt auf dem — Sturmreich en Adria-Meere ist eine halbe Stunde von Civita Nuova, südöstlich von Loreto, und nach Przyłstanowski genau im Streichen der sg. Schwefellinie von Varano und Sirolo.



len diesen Orten werden diese Züge durch vulkanische Niederlagen bezeichnet. Dieser östliche Zug zeigt besonders viele Salzquellen † a).

Der westliche Zug ist dagegen reich an Schwefelquellen und Schwefelseen † b). Die Hauptpunkte, wo er zu Tage liegt, sind folgende: Sarzano, Volterra, Rabicondoli im Canessischen und daselbst an mehreren Punkten, auch auf den nahen Inseln Elba und Giglio, Valentano, Viterbo, Monte Rossi † c), Campagna † d) bi Roma, Vesuv mit den Solfataren von Pozzuoli † e) und dem Epomeo auf Ischia,

† a) Nach v. Przysztanowski macht der Schwefel den bedeutendsten Bestandtheil dieses Zuges aus. Przysztanowski S. 28 ff. Ueber die Salzquellen in Toscana vergl. v. Humboldts geogn. Verf. S. 250. nach Brongniart.

† b) Diese haben, nach v. Przysztanowski's Ausdruck, in ihrer bedeutenden Tiefe einen unterirdischen (unverkennbaren) Zufluß und senden oben ganze Bäche aus.

† c) v. Przysztanowski S. 60.

† d) S. L. Gmelin am ang. Orte und dessen *Observationes oryctognosticae et chemicae de Hauyana et de quibusdam fossilibus, quae cum hac concreta inveniuntur. Praemissis animadversionibus geologicis de montibus Latii veteris. Pro obtinenda facultate legendi. 1814. apud Mohr et Zimmer, mit Scipion Breislak Voyages physique et lithographique dans la Campanie. 1801. und mit L. v. Buch a. D.*

† e) Auf Pozzuoli wird auch der Name Puzzolana zurückgeführt: einer Erde, die zum Mörtel angewendet wird, und die ihrem Ursprunge oder ihrer Bildung nach vulkanisch oder neptunisch genannt worden ist. S. v. Buchs geognostische Beobacht. — auf Reisen durch Deutschland und Italien. B. II. L. Gmelin in Schweigger's Journal. B. XV. a. 1815.

Ueber den dortigen Serapistempel s. v. Göthe zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphol. II. 79. ff. Nögerath's Uebersetzung von Cuvier's *Umw. Erde.* 1830. II. S. 127. I. S. 135. Dagegen Fr. Hoffmann in Karsten's Archiv. B. III. 1831. S. 375. ff.



Vizzo am Golf von S. Eufemia in Calabrien † a) und auf Sicilien der Aetna, die Schlammvulkane von Sirgenti u. s. w. So weit v. Przyslanowski! Was ich noch hinzufügen möchte, wäre Folgendes: Ohne Zweifel sind diese beiden Bünde als ein einziges großes System anzusehen, welches nur in jenen beiden Bünden, die am östlichen und westlichen Fuße der Apenninen, hauptsächlich in der Nähe des Meeres † b) in auffallenden Erscheinungen zu Tage liegen, aus einander tritt. Daß es ein einziges großes System sei, zeigen auch mehrere Verbindungspunkte der Bünde auf ihrem Streichungsgänge mit einander, wovon sich selbst in v. Przyslanowski's Buch † c) einige kurze Andeutungen finden. Der östliche dieser Bünde verhält sich größtentheils in Ruhe, der westliche dagegen zeigt die höchste vulcanische

---

† a) Nach Dolomieu. Vergl. v. Przyslanowski a. O. S. 51. f.

† b) Nicht unmittelbar das Meer, sondern der Zutritt der Luft und des Wassers durch die Klüfte des Kalksteins soll nach v. Przyslanowski a. O. S. 71. ff. 76. ff. die sog. chemische Thätigkeit der brennbaren (Schwefel- und Asphalt-) Niederlagen Italiens begünstigen. Alexander v. Humboldt sah in Mittelasien einige Vulcane sich mitten in Salzseen erheben. Vergl. Ch. Daubeny's Ansichten in v. Leonhard's und Bronn's Neuem Jahrb. für Mineralogie etc. 1832. Heft I. S. 94. mit S. 79 nach Girardin von der Tag- und Nacht-Gleiche des Herbstes.

† c) Ueber die Vulcane in Italien z. B. S. 22. ff. Wir denken hier nicht bloß an die nördlichen Vereinigungspunkte dieser Bünde, und an die Feuer von Pietra mala und Barigazzo auf dem Gipfel der Apenninen, welche das nördliche Italien von Mittelitalien trennen, bemerken aber, daß diese in dem Gebirge von quarzigem und gewöhnlichem Kalkstein sich zeigen. Nach v. Przyslanowski ziehen sich die vulcanischen Bünde Italiens am nördlichen Fuß der Apenninenkette fort und scheinen an den Meereralpen ganz aufzuhören.



**Thätigkeit \*).** Diese Thätigkeit, die in Sicilien ihre volle Kraft erreicht, vereinigt sich auf der Halbinsel wie in einem

\*) Eine gewisse moderne Schule könnte dem zu Folge den einen dieser beiden, in ihrem Grunde verbundenen Flüge den positiven, den andern den negativen nennen, wenn sie das Prinzip der Thätigkeit in der Negation zu erkennen verstände. Statt dabei zu verweilen, machen wir hier auf eine Thatsache aufmerksam, die Niemand verkennen kann: daß auf der mittelländischen Seite vorzüglich solche Gebirgsarten auftreten, welche die bisherige Geognosie Ur- und Uebergangs-Gebirgsarten nennt. Hr. Hoffmann in der eben erschienenen Beschreibung der Stadt Rom von Bunsen, Plattner, Gerhard &c. (I. 1830. S. 69. ff.) nennt diese Gebilde Stützen der apenninischen Gebirgskette. Nach seiner Darstellung drängen diese Grundgebirge die jüngeren Formationen auf die entgegengesetzte Seite der adriatischen Küste, wo die Reste von älteren Formationen und die zahlreichsten Vulcane fehlen, indem hier auch noch die ungeheure Masse des Apenninen-Kalksteins auf ihrer in der Tiefe verborgenen Grundlage lastet, während im Westen die unterirdischen Expansivkräfte keinem solchen Drucke unterliegen. Damit wird aber nicht gelängnet, daß auch auf der Ostseite Spuren eines Vulcanismus zu Tage kommen, der mit dem Vulcanismus des Westens, wie wir glauben, Einem Systeme angehört. Eben so wenig kann man daraus folgern, daß die Vulcane des Westens, welche noch immer thätig sind, im Durchschnitt viel jünger seien, als die Apenninen-Erhebung des Ostens. Vielmehr spricht obige Anschauung mehr oder minder für diese doppelte Ansicht. Viele ausgedehnten Sandsteinmassen und Mergel sind übrigens nach Brocchi, Hoffmann und Anderen nach der ersten Erhebung der secundären Apenninenkette, als tertiäre Formationen, gebildet worden. Ueber die Meeresbildungen erheben sich viele vulcanische Erzeugnisse. (Man s. die angeführte Schrift I. 72. ff. Der Vesuv selbst ist nicht jünger, als die Ebene, die ihn begränzt.

Die vulcanischen Breccien im Vicentinischen haben viele Aehnlichkeit mit den diluvialischen Knochenbreccien des Veronesischen und von Ronca. S. Alexander Brongniart's Memoire sur les terrains de sédiment



**Brennpunkte im Golf von Neapel.** Der Vesuv, die Solfataren von Pozzuoli und der Monte Nuovo, der im September des Jahres 1538 kurz vor der Tag- und Nacht-Gleiche des Herbstes \*) zu einer Höhe von 400 Fuß durch einen Aschenauswurf aus dem Boden des Lutriner-See's emporstieg † a), sind dort ihre sprechendsten Denkmale. Schon Alex. v. Humboldt † b) mahnt, daß man den

---

supérieur et calcaire — trapéen du Vicentin, I. Vol. in 4°. Paris, 1823. 3. B. S. 6. und Dessen Gebirgsformationen der Erdrinde. U. d. Französischen von E. Th. Kleinschrot, Paris, Straßb. u. Leipz. 1830. 8. S. 112. Nöggerath's Uebers. v. Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde. 1830. II. 415.

In Sicilien bildet noch der jüngste, der sog. quaternäre Kalk bei großer Ausdehnung und Mächtigkeit wunderbat schroffe Formen. (Fr. Hoffmann in Karsten's Archiv. B. III. 1831. S. 408.)

\*) Die Tag- und Nacht-Gleiche ist überhaupt an Stürmen reich. — So haben sich 1759 zu Mexiko den 29. Sept. aus einer Erdspalte feste Berge von 1600 Fuß Höhe erhoben und Lavaströme ergossen. Darüber s. 3. B. XI. v. Humboldt geognost. Versuch über die Tag. d. Geb. S. 322. Der Monte Nuovo ist ein bloßer Schuttberg. Während seiner Bildung hat sich nach Andrea di Jorio auch der Serapistempel zu Pozzuoli mit der ganzen Länderstrecke successive wieder gehoben. S. Fr. Hoffmann in Karsten's Archiv. III. S. 381.

† a) Seine Entstehung hat Marco Antonio dell'i Falconi als Augenzeuge beschrieben. Vergl. 3. B. Nöggerath's Uebers. v. Cuvier's Umw. 1830. II. S. 130. und v. Humboldt geognost. Versuche über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften, übersezt von v. Leonhard 1823. S. 322. wo auch 327 f. der alte Krater der Solfatara bei Pozzuoli erwähnt wird. (In diesem Werke werden auch andere Erscheinungen der appenninischen Halbinsel in geognostischer Beziehung berührt, 3. B. S. 57. 59. 268. 280. 177. 284. 289. 290. 292. 310. 311. 313. 316 ff. 322. 327 f. 333 ff. 338 — 352 ff. 257 f. 193 f. 200. 227. 250. 253. 258. 290. 102. 151. 153. 160 f. etc.)

† b) in seiner Reise in die Aequinoctialgegenden x. Buch V.



Epomeo auf Ischia, obgleich er seit etwa 400 Jahren sich als Vulcan nicht mehr thätig gezeigt hat, noch nicht als erloschen betrachten möge, da er im Systeme wirksamer Vulcane liege \*). An den beiden Extremen des westlichen

Rap. 14. Th. III. S. 28. a. 1829. not. Vergl. dessen geogn. Verf. 1c. S. 338.

\*) Uebrigens bedarf es kaum der Bemerkung, daß, wenn irgendwo große Vulcanensysteme, wie z. B. das der Auvergne, erlöschen, sie entweder im Ganzen auf Einmal, oder theilweise nach und nach erlöschen müssen, in welchem letzten Falle nothwendig ein oder der andere Feuerherd zuerst erlöschen muß; wie, wenn ein Baum abstirbt, allmählich ein Zweig um den andern verdorrt. (Vergl. W. J. Girardin über vulcanische Phänomene in v. Leonhard's und Bronn's N. Jahrb. f. Mineral. 1c. 1833. I. Hft. S. 79.) Ueberhaupt scheint der Vulcanismus in Südeuropa und Westasien — noch in den ältesten Zeiten nach der Diluvial-Katastrophe mächtiger gewirkt zu haben, als jetzt. — Sollte man sich zu der Vermuthung verleitet fühlen, die letzte Zeit der höchsten Thätigkeit, die dieses Vulcanensystem seit der Gegenwart menschlicher Wesen in diesen Ländern offenbarte, habe den alten (pelasgischen) Mythen von himmelftürmenden Gewalten in Italien erst recht ihre einheimische Gestalt gegeben? Die erste sinnliche Quelle dieser (keineswegs blos sinnlichen) Mythen mag man auf die vulcanischen Momente der Diluvial-Katastrophe zurückführen, wenn man sich überzeugt, daß Menschen Zuschauer dieser Ereignisse waren, wie sie einst Zuschauer einer Periode sein werden, in der nach v. Beaumont's Ausdruck die Erde von Neuem ihre Stirne runzeln wird. — Wenn man die wesentlichen Scheidepunkte und Gränzlinien zwischen den Mythen bemerkt, die sich entscheiden auf jene Katastrophe beziehen, und zwischen denen die einer spätern Epoche, etwa dem Durchbruch des schwarzen Meeres, ihre eigenthümliche Gestalt verdanken, so wird man obige Vermuthung nicht für so eitel halten, als sie außerdem beim ersten Anblick erscheinen wird. Wir sind dabei weit entfernt, diese Mythen rein historisch zu deuten und mögen kaum im Vorübergehen anführen, wie man in neueren Zeiten zu Castel Gandolfo, Nemi, Val Aricia, Lago Justiniana, Giuliano, Solfatara, Vabii, Vaccano, Anagni, Lago



Zuges, im Modenesischen und auf Sicilien \*) finden sich Schlammvulcane; übrigens finden sich diese auch in der Fortsetzung des italienischen † a) Vulcanensystems im ägäischen † b) Meere. —

---

morto und — Rom »die 12 flammenden Titanenhäuser der Römer« suchte (Dr. Christ. Miller Roms Campagna. Th. I. 1824. S. 3. f.), oder wie man am Aetna das Brüllen der homerischen Sonnenrinder an dem Bratspieß der Gefährten des Odysseus hörte und in den Felsblöcken des Meer-Randes die Steine fand, die Polyphem aus seiner Kraterhöhle dem kühnen Outis nachgeschleudert. Dagegen können wir nicht umhin, an die Streitfragen zu erinnern, die Leopold v. Buch im zweiten Bande seiner geognostischen Beobachtung auf Reisen durch Deutschland u. Italien über die phlegräischen Gefilde erregt hat.

\*) Vergl. La Mineralogia della Sicilia di G. Ferrara. 1813. 8. E. G. Freih. v. Odeleben's Beiträge z. Kent. von Italien u. Freib. 1819 u. 1820. B. 2. 8. Spalanzani's Reisen durch beide Sicilien.

Die geognostischen Verhältnisse Siciliens sollen im Jahre 1819 von Moraschini und Lucas untersucht worden sein. Ganz neuerdings hat Hoffmann Sicilien nach allen Richtungen unter den günstigsten Zeitverhältnissen bereist und weder Mühe noch Gefahr gescheut, den wichtigsten Erscheinungen nachzugehen. Escher und Schulz waren mit ihm in Sicilien.

† a) Ueber die Streichungslinien des Vulcanen-Systems der Erde überhaupt, über seine Central- und Kern-Punkte erinnern wir an die Ansichten und Beobachtungen Siffler's, Boué's, Alex. v. Humboldt's und Anderer. Vergl. z. B. v. Humboldt's geognost. Versuche über die Lagerung der Gebirgsarten beider Erdhälften, übers. von v. Leonhard. S. 322 mit 120 und 329.

† b) Ueber die Sage, welche die Inseln des ägäischen Meeres früher theils mit Europa, theils mit Asien zusammenhängen ließ, s. die Erklärer zu Plin. H. N. IV, 12. 48. Vergl. v. Hoff a. D.

---



Wir können aber diese Betrachtungen über die Natur Ober-, Mittel- und Unter-Italiens nicht schließen, ohne der einflussreichen Beobachtungen zu erwähnen, durch welche von deutschen Naturforschern die Wirkungen acht vulcanischer Kräfte in mehreren Kalkgebirgen \*) Italiens wie Deutschlands nachgewiesen wurden. Ohngefähr zu derselben Zeit, in welcher v. Leonhard in dem körnigen Kalk bei Auerbach an der Bergstraße eine offenbar in feuerflüssiger Form emporgetriebene Masse erkannte \*\*), entdeckte Friedrich Hoffmann in den Marmorbrüchen von Carrara die deut-

---

\*) Daß mehrere Kalkgebilde, namentlich die sogenannten primitiven oder körnigen, auf vulcanischem Wege zum Dasein gekommen seien, und daß sich schon in der Genesis oder in der Bildung derselben ein vulcanisches Princip, in größerem oder geringerem Conflict mit neptunischen Potenzen, offenbare, hat der Verfasser dieser Vorlesungen schon früher gegen seine Zuhörer und Freunde in hypothetischer Form geäußert und die materiellen und formellen Gründe, die ihm den Muth zu dieser auffallenden Hypothese gaben, in einer (bald erscheinenden) Schrift über die Bildung der Erdoberfläche und die Entstehung der Menschen und Völker nach den Gesetzen der physischen Welt angegeben. Sie sind zum Theil jenen ähnlich, nach welchen Wilhelm Thomson schon im Jahr 1795 und später Breislach und Sir James Hall vermutheten, der dichte Kalkstein sei durch vulcanische Kräfte in körnigen Marmor verwandelt worden. Aber diese (von Studer nachgewiesene) Umwandlung ist wohl nur ein örtliches Phänomen. Es giebt auch körnigen Kalk, der, wie der Auerbacher, keine Spur von Umwandlung und doch durchaus vulcanischen Charakter zeigt.

Zimmer ist es ein beglückendes Gefühl, zu sehen, wie sehr auch die gelungenste Hypothese von der Erkenntniß der Thatsache übertröpfen wird und wie die Natur jede Meinung besiegt. In ihr hat oft ein Stein eine lautere Stimme als hundert Hypothesen.

\*\*) Erst v. Leonhard hat übrigens im Heidelberger Granit, der doch der Naturforschung von jeher so nahe lag, ganz neuerdings (seit 1831) drei verschiedene Epochen feuerflüssiger



lichsten Spuren einer vulcanischen Formation \*). So glänzend haben endlich die großartigen Ideen, welche Leopold v. Buch schon vor Jahren, oft nur in prophetischer Form, angeregt, sich gerechtfertigt und neue noch minder erwartete Gedanken hervorgerufen! So deutlich haben sich die Ansichten bestätigt und erweitert, die wir über die innere oder allgemeine Einheit des italienischen Vulcanensystems auszusprechen uns erlaubt haben.

---

Hebung unwidersprechlich nachgewiesen. Der jüngere Granit enthält Trümmer des ältern und steigt, wo er diesen durchdringt, in solcher Form an seinen Gränzen empor, daß das pyrogenetische Aufsteigen seiner Masse nicht bloß dem Judaeus appella des Horaz (Satir. I, 5. 100.) sondern Jedem in die Augen springen muß. Es giebt nichts Deutlicheres, als diese und die Auerbacher Thatfache. Sie steht fester, als (nach Beaumont) die jetzigen Gebirge der Erde. Werner würde zu unserer Zeit bei dem Anblick dieser Gesteine in Heidelberg und Auerbach ein neuer, anderer Werner werden, wie Kant ein neuer, anderer Kant geworden wäre, hätte er die Worte des platonischen Parmenides mit — unscholaftischen Augen angesehen.

- \*) Nach Fr. Hoffmann muß der carrarische Marmor der Juraformation, und zwar ihren obersten Schichten, nämlich jenen Kalkgebilden zugezählt werden, welche in Frankreich, wo der Jura-Dolomit unverkennbar auf vulkanischem Wege emporgetrieben wurde, die Muggendorfer und Streiberger Höhlen enthalten und oberhalb Solenhofen und Papenheim die lithographischen Steine liefern. In dem Gebirge, in welchem die Marmorbrüche von Carrara liegen, und das nach dem Botaniker Bartoloni das apuanische genannt wird, scheint Hoffmann eine Veränderung des dichten Kalks in Marmor und des unterliegenden Thonschiefers in Gneiß und Glimmerschiefer anzunehmen und dieselbe während der Bildung des zur Kreideformation gehörigen Macigno (d. h. Quader-, Karpathen- oder Wiener-Sandsteins) vor sich gehen zu lassen. S. v. Leonhard's und Bronn's Neues Jahrb. für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde. Jahr. 1833. 1. Hft. Stuttgart. 1833. 8. S. 102 ff.



Ja, bei dem Anblick vieler Kalk- und andern Felsbrüche Italiens, wie Deutschlands † a) wird jeder Reisende sich gestehen: Hier müsse, längst vor allen Spuren menschlicher Gegenwart wahrer Vulcanismus mächtig gewirkt haben, da mit verborgener, dort mit sichtbarer Feuergewalt, da durch Hebungen und Erschütterungen schon fester Gebilde, dort durch Ausstoßen feuerflüssig aufquellender Massen, hier durch Umwandlung zu Tage liegender, dort durch Erzeugung neuer, dem Schooß der Tiefe unmittelbar entsteigender Felsarten.

---

† a) Wohl kann heut zu Tage vielleicht noch aus dem sächsischen Erzgebirge, gewiß aber nie mehr aus Italien ein reisender Neptunist von Bildung zurückkehren.

Nachträglich erlaube ich mir für die Freunde der Erdgeschichte in Kürze die Bemerkung, daß auch das doleritische Kaiserstuhl-Gebirge im Breisgau, das ich so eben (April 1833) mit Geh. R. v. Leonhard, Dr. Cotta und v. Beust wegen seiner Kalkformationen besucht habe, die ausgesprochenen Ansichten über die pyrogenetische Natur gewisser Kalksteine unterstützt, ohne jedoch für eine Umwandlung des dichten Kalkes in körnigen zu sprechen. Es trägt nämlich zwei verschiedene Kalkformationen, eine ältere, körnige, und eine jüngere, mehr spathige. Erstere wird von Doleritgängen durchsetzt, welche die Kalk-Massen emporgehoben und verschoben haben. Sie zeigt (wie an anderen Stellen der Kaiserstuhler Dolerit selbst) unverkennbare Rutschflächen, die nur durch Verschiebungen in trockenem Zustande erklärbar sind. Der jüngere spathige Kalk (bei welchem an keine Einseifung gedacht werden kann) bildet wieder Gänge im älteren Kalk, wie im Dolerit, der jenen emporhob. Dieser jüngere Kalk ist offenbar vulcanisch emporgetrieben. Erst durch diese Thatfachen erklären sich die widersprechenden Ansichten, die noch in der letzten Beschreibung des Kaiserstuhls von Eisenlohr (1829 z. B. S. 55 mit 122) vorkommen. Mit welchem Rechte übrigens Walchner in seinem Lehrbuch der Geognosie den Kaiserstuhler Kalk »juraassischen Kalk« nennt, sehe ich nicht ein, gestehe aber sein Verhältniß zu den dortigen sog. Jura-Mergeln (worauf seine Ansicht vielleicht beruht) wegen schlechten Wetters noch nicht beobachtet zu haben.



Und wer könnte sich noch heute mit unbefangenen unterrichtetem Sinne irgend Eine Stelle unserer Erde denken, wo, durch alle Perioden und Epochen ihrer großen, allseitig wirklichen Vergangenheit hindurch, die Feuer der unterirdisch bildenden Tiefe nie gewirkt, wo ganz ausschließend und einseitig immer nur neptunische Mächte gewaltet hätten! \*) — —

\*) Die neuesten interessantesten Untersuchungen über die Geschichte der Gebirgssysteme unseres Planeten im Allgemeinen hat seither Elie de Beaumont geliefert, ob ihn gleich seine Genialität zu weit in das Gebiet der kühnsten Hypothesen geführt hat. Wir glauben dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier seine Ansichten über die Gebirge Italiens in Kürze mittheilen:

Elie de Beaumont unterscheidet in seinem zweiten Briefe an Alexander von Humboldt in Poggen-dorf's Annalen 25 (1.) S. 27. drei Hauptrichtungen in den vorzüglichsten Boden-Erhebungen des mittleren und mittägigen Italiens, welche nach einander erhoben wurden und den drei Küsten von Sicilien fast parallel laufen: eine Bemerkung, die, so weit sie begründet ist, fast schon allein hinreichen würde, die Träume von einer Abtrennung dieser Insel von Italien in den historischen Zeiten zu verdrängen. (Ueber diese Richtungen vergl. Turnbull Christie in v. Leonhard's und Bronn's neuem Jahrb. für Mineral. 1833. 1 Hft. S. 83.)

Die eine dieser Richtungen streicht von W. N. W. nach D. S. O. Ihr gehören die ausgezeichnetsten Höhenzüge an. Sie ist den kleinen Ketten der Pyrenäen parallel. Beaumont erkennt sie in den Bergen zwischen Modena und Florenz, in den Morges zwischen Bari und Tarent, und in den beiden vulcanischen Höhenzügen, die er annimmt, von denen der eine durch die Terra di Lavoro von der Umgegend Roms bis zu der von Benevent, und der andere durch die Ponza-Inseln Palmarola und Ischia läuft.»

»Die Berge, welche zu dieser Reihe von Erhebungen des Bodens gehören, bestehen nach v. Beaumont zum Theil aus aufgerichteten Schichten der Formation des Grünsandes



und der Kreide, während sie von Tertiärschichten umgeben sind, deren Horizontalität im Allgemeinen nur in der Nähe einiger Erhebungen von anderer Ordnung gestört wird.“

In diesem Gebirgszug der Apenninen vereinigen sich demnach alle Umstände, welche v. Beaumont's System der Pyrenäen charakterisiren. Er würde also gleichzeitig mit diesem emporgehoben worden sein und die große Discontinuität, die ungeheure sog. Lücke ausfüllen, die die bisherige Geologie in der Zeit zwischen der Kreidebildung und den tertiären Formationen fand, und in welcher Beaumont auch die jüdischen Alpen zwischen dem Venetianischen und Ungarn, einige Theile der Gebirge von Croatien, Dalmatien, Bosnien, selbst von Griechenland, einen Theil der Karpathen und einige Höhenzüge des nördlichen Deutschlands, namentlich den nordnordöstlichen Abhang des Harzes aufsteigen läßt, während er die erste Anlage des Harzgebirgs schon in der sogenannten Uebergangszeit findet.

Jünger als diese Erhebungen in Italien ist nach Beaumont die Epoche, in welcher die Gebirge Sardinien's und Corsica's in der Richtung von Nord nach Süd gleichzeitig mit mehreren Gebirgsketten der Apenninen (z. B. südöstlich von Florenz und südlich von Ancona) emporgestiegen sind. Elie de Beaumont (a. D. S. 29 ff.) setzt in dieselbe Zeit die Erhebung vieler Gebirge in Istrien, der Kette des Monte Capani in Serbien, die sich nach Macedonien und Thessalien, wie nach Albanien fortsetzt. Auch mehrere Höhen Griechenlands, die Küste Syriens und die Kette des Libanon, viele Höhen und Thäler der Loire, des Allier, der Rhone und in Deutschland den fabelhaften Meißner.

Die Hauptkette Siciliens von Castro Nuovo und Nicosia bis Messina ist nach Turnbull Christie, der der Alpen parallel, nach der Bildung des sogenannten älteren Diluviums entstanden. Vergl. v. Leonhard's und Bronn's neues Jahrb. f. Mineral. etc. 1833 1. Hft. S. 84.

Um indeß diese Bemerkungen Beaumont's in ihr rechtes Licht zu setzen, müssen wir noch anführen, daß Elie de Beaumont in Uebereinstimmung mit Dufrenoy später vier ungleichzeitige Hebungsrichtungen in den Pyrenäen anerkannte. Die erste erfolgte unmittelbar nach der Bildung der



Uebergangsformationen. Die zweite, welche der Richtung der späteren Westalpen parallel sei, fand zwischen der Ablagerung der älteren und jüngeren Kreide statt. Die dritte ist jünger als alle Kreideformation. Diese hält er für gleichzeitig mit dem oben erwähnten Gebirgszug der Apenninen. Die vierte ist, wie die Erhebung der Hauptalpenkette, die in derselben Richtung streicht, jünger als die Tertiär-Formationen. — *C. Bulletin de la société géologique de France. T. II. S. 80. Voggen-dorf's Ann. Ph. Chem. 25 (1.) S. 58.*

Den Monte Viso, dem der Po seinen Ursprung verdankt, läßt Beaumont gleichzeitig mit vielen andern Gebirgssystemen, die von NNW. nach SSO. streichen, während der Ablagerungs-Zeit der letzten secundären Formationen des Grünlandes und der Kreide emporsteigen. Die französischen Alpen, das Südwest-Ende des Jura, die östlichen Rämme des Devolun seien in derselben Epoche aufgestiegen. *Voggen-dorf a. O. 25 (1.) S. 25 ff.*

---

### N a c h s c h r i f t.

---

Will man weiter ins Einzelne des italienischen Vulcanen-System's eingehen, so kann man in der westlichen Reihe desselben, namentlich im Neapolitanischen Gebiete — verschiedene Gruppen sogenannter Central-Vulcane unterscheiden. Nach den Ansichten Leopold von Buch's waren dieses folgende: a) der Stromboli mit den übrigen liparischen Vulcanen. b) Der Aetna (Monte Gibello) mit seinem ganzen Bergsystem. c) Der trachytische Epomeo, überhaupt die phlegreischen Gefilde mit den nahe liegenden Inseln und dem Vesuv. (Solfatara von Pozzuoli, der Pausilippo, See von Agnano, Monte Nuovo.)

Central-Vulcane nennt nämlich L. v. Buch diejenigen, die den Mittelpunkt mehrerer in der Runde wirkender Ausbrüche bilden und aus basaltischen Umgebungen hervortreten, während die Reihen-Vulcane, dem Innern



primitiver Gebilde unmittelbar entsteigend, (oft nahe) hinter einander liegen, wie Essen auf mächtigen Spalten.

Die westliche Reihe der italienischen Vulcane ist sehr gruppenreich ausgebildet. Die östliche, deren Streichungslinie nach Griechenland fortzieht, bei Weitem minder. Im Großen aber gefaßt bleiben die gesammten vulcanischen Wirkungen dieses Landes Aeußerungen Eines Systems: Gruppen und Reihen fallen hier in Eines zusammen oder jene lösen sich in diese auf und diese finden in den Vulcanen der griechischen Inseln ihre wahrscheinlichste Fortsetzung. — Die letztgenannten Vulcane betrachtet Leopold von Buch als die einzigen sog. Reihen-Vulcane Europa's. Sie durchbrechen in einer Gegend, in der die Zeit der Sage und Geschichte nicht selten neue Inseln emporsteigen sah, (wahrscheinlich durch Thonschiefer) dieselben Gesteine, die das dortige Festland bilden und setzen die Gebirgs-Reihen des Festlandes im Meere fort. —

Wie aber im Südosten Europa's die griechischen Insel-Vulcane die deutlichsten Reihen-Vulcane, so scheinen im Nordwesten Europa's die Vulcane Islands die deutlichsten Central-Vulcane dieses Erdtheils zu sein. Ob sie mit der vulcanischen Werkstätte, welche einen großen Theil der entfernten scandinavischen Küstenländer noch heute hebt, in einer besonderen Beziehung stehen, und ob dieser tiefe innere Zusammenhang, für dessen Ableugnung kein Grund vorhanden ist, eine Gegenseite zu demjenigen ausmacht, in welchem das Aetna-System mit den vulcanischen Tiefen des italienischen Festlandes steht, ist eine Frage, deren Beantwortung einer reiferen Zukunft vorbehalten bleibt, die aber hier erhoben werden mußte, weil auch über das italienische Vulcanensystem, wiewohl es das bekannteste von allen ist, so lange ein unheimliches Dunkel schweben wird, so lange uns seine individuelle Beziehung zu dem ganzen Vulcanensystem unseres Planeten noch ein Räthsel ist. —

Zur Lösung dieses Räthfels gehört die Erkenntniß untermeerischer Vulcanenheerde. Und diese sind schwer zu verfol-



gen. Nur diese Hypothese bleibt erträglich, die die meisten Thatsachen für sich hat.

Unsere Ansicht von der italienischen Vulcanen-Reihe im Ganzen stützt sich übrigens noch darauf, daß die Luft- oder Schlamm-Vulcané (Volcans de boue, d'eau, d'air, V. vaseux, Salses, Gorgoli, Bollitori) die zwar nur bisweilen und vorübergehend durch Entzündung des Wasserstoffgases, das sie ausathmen, Flammen zeigen, dennoch aber mit den wahren Feuerbergen dieses Landes, das für sich Ein Ganzes ist, auf Einem Princip beruhen. Ihr Heerd scheint entweder nicht so tief zu liegen, wie der Heerd wahrer Feuerberge unterhalb der älteren Granite und anderer sog. Urgebirge, deren Trümmer diese mit heraufgebracht, oder vielmehr nur durch geringere Spalten und Höhlungen mit denjenigen Tiefe verbunden zu sein, die in den ächten Feuerbergen unmittelbar wirksam ist. Dieß scheint uns schon aus der Analogie ihrer gegenseitigen Beziehungen mit dem Verhältnisse hervorzugehen, welches von Höff in seiner trefflichen Monographie über Carlsbad zwischen dem Sauerling und den Thermen dieses ohne Zweifel durch verschiedene Hebungen zerrissenen Granitgebietes nachgewiesen. — (Ohnedieß entstammen die Thermen derselben Kraft (wenn auch nicht vollständig derselben Zeit) welche die vulcanischen Gesteine des Schoofes, dem sie entquellen, hervorrief. —)

Indem wir die unmittelbare Ursache der vulcanischen Erscheinungen in den Tiefen der Erdrinde selbst, in ihrem Zusammenhang mit dem tieferen Inneren (unter welchem sich Viele fälschlich einen Kern denken) und mit dem höheren (und bekannteren) Aeußeren des Planeten suchen, schließen wir mit Alexander von Humboldt's Worten: „Sehr wahrscheinlich ist, sagt er, daß alle vulcanischen Erscheinungen aus einfachen Ursachen, aus einer stetigen oder vorübergehenden Verbindung zwischen dem Innern und Aeußern des Planeten erfolgen. Elastiche Dämpfe drücken die geschmolzenen, sich oxydierenden Stoffe durch Spalten



aufwärts. Vulcane sind gleichsam intermittirende, mit mehr oder minder großen Unterbrechungen wirkende Erdquellen; die flüssige Menge von Metallen, Alkalien und Erden, die zu Lavaströmen erstarren, fließen sanft und stiller, wenn sie, gehoben, irgend einen Ausgang finden.“ A. v. Humboldt über den Bau und die Wirkungsart der Vulcane. Berlin 1824. (Vgl. Poggendorf's Annal. 25, 1.) v. Leonhard's Grundzüge der Geol. u. Geognos. Hdlberg. 1831. S. 43. dessen Basalt-Gebilde u. dessen Lehrbuch der Geolog. und Geognos. in der Naturgesch. der drei Reiche. Stuttgart. bei C. Schweigert. 1833. Biefer. 5. ff. u. Folg. 2. v. Buch physikal. Beschreib. der canarischen Inseln. Berl. 1825. dessen geognost. Beob. auf Reise v. D. und Ital. 2 Bde. Berl. 1802 u. 1809. Pouillet Scrope Considerations of Vulcanos. London 1823. C. Darwin's Description of activ and extinct Volcanos. London 1826.

---

Für Leser, denen die geologische Sprache nicht geläufig ist, dürfte es vielleicht zweckmäßig sein, noch zu bemerken, daß man unter Mofetten Ausströmungen kohlen-sauren Gases, die sehr häufig auf vulcanische Ausbrüche, namentlich im Vesuv, erfolgen, und unter Fumarolen „die dünnen Dampf-säulen“ versteht, „die den engen und vielfartig gewundenen Spalten der oberflächlichen Lavadecke entsteigen.“ Vgl. v. Leonhard Grundz. Geol. u. Geognos. 1831. S. 37.

---



Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg. Verlag von Hoffmann und Campe. 1831. H. 8. VIII. u. 186. S.

---

Göthe äußerte im Jahre 1829 in einem Briefe an die damals in Berlin gestiftete, noch jetzt fortblühende Gesellschaft für ausländische schöne Literatur folgende Ansicht:

„Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Productionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohlbedenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere, am wenigsten merkt man irgend einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dieß wollen wir nicht tabeln, sondern gelten lassen für das, was es ist.“

Seit dieser Zeit haben sich in Deutschland allerdings einzelne seltene Dichter hervorgethan, über welche Göthe dieses Urtheil nicht mehr sprechen würde. Unter diese würdigen Erscheinungen gehört auch der ungenannte Verfasser obiger Gedichte und diese dürfen um so mehr dem Publicum von einer günstigen Seite dargestellt werden, als mancher wohlbedenkende Mann durch die feindlichen Urtheile, welche über sie ergangen sind, sich leicht täuschen, d. h. von eigener Anschauung und Einsichtnahme abhalten lassen könnte, indem man jetzt von den neueren poetischen Erscheinungen namentlich denen aus Wien, sehr selten eine höhere, als jene von Göthe geschilderte, Virtuosität, oft kaum diese, zu erwarten pflegt.

Run ist aber auffallend, daß Wien, welches einem Werner seine Thore öffnete, in welchem Friedrich Schlegel seine schönsten Talente und sich selbst — geistig vergiftete, in welchem unter den Sängern der Art der einzige Schenk fehlt, diese Gedichte seines Poeten in den Bann that, die doch auf jeder Zeile Treue für Kaiser und Vaterland an



den Tag legen und selbst den Spöttern über Oesterreichs Einfalt mit unwiderstehlicher Kraft Liebe und Achtung für dieses Land einhauchen. Es zeugt wenigstens nicht von der geistigen Stärke einer Staatsbehörde, wenn sie die edlen, kräftigen Gesinnungen, welche diese Gedichte athmen, vielleicht darum für gefährlich hält † a); weil S. 25 die Sünden eines Censors für größer erklärt werden, als die eines Ehebrechers oder weil S. 14. die Priester von den Pfaffen charakteristisch unterschieden werden.

Der Dichter richtet die Reihe seiner Spaziergänge an Ludwig Uhland, dem er seinen Namen in dem Werke vor dem Publikum nur errathen läßt † b). Die Stimmung, welche durch alle seine Gedichte hindurch geht, ist ohne Bitterkeit und ohne Sentimentalität, — eine tiefe, männlich kräftige Wehmuth, gebunden durch eine gesunde und frische Natur- und Welt-Anschauung. Nur der sittliche Schmerz, keine ungesegliche Gesinnung durchbringt seine Seele. Die einfache Großartigkeit dieser Gesänge macht sie zu einem poetischen Katechismus des Landes, der die Glaubensartikel des politischen Bewußtseins eines guten Theils der österreichischen Unterthanen enthalten mag. Dadurch bekam indeß das Ganze einen Ton, ein Colorit, welches nicht Jeder in poetischen Erzeugnissen lieben dürfte. Wir meinen den scharfen Zug einer in sich gekehrten Besinnung, der in diesen Erzeugnissen mitunter so stark hervortritt, daß er ihnen mehr das Ansehen von Reflexionen als von Gedichten giebt. Dieser Anstrich und Mangel wird noch dadurch erhöht, daß die Sprache, zwar im Ganzen sehr gebildet, doch nicht

---

† a) Man soll ja, laut öffentlichen Nachrichten, in Oesterreich sogar die Gedichte König Ludwigs von Bayern, nicht blos die Werke Friedrichs des Großen, verboten haben.

† b) »So lange ein Schriftsteller sich nicht selbst zum Verfasser eines Werkes bekennt, ziemt es keinem Dritten, ihn dafür zu erklären.« E. F. Ph. v. Masson's Briefe an einen Deutschen zur Beantwortung des merkwürdigsten Jahrs des Hrn. v. Koblenz. Basel u. Koblenz. Jahr 10—1802. S. 29.



immer so fließend, als kräftig, (stets aber — wodurch sich auch diese Seite erklärt) — für Oestreich und im östreichischen Geiste ächt deutsch gehalten ist.

Ungelesen lassen sollte daher kein Deutscher diese Gedichte. Zur Probe geben wir hier Folgendes, ohne daß wir uns bemüht hätten, etwa das Beste auszusuchen. Wir wollten vielmehr eines nehmen, worin Viele auch eine Schattenseite des Dichters entdecken könnten.

S a l o n s c e n e. S. 11. ff.

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,  
Im Krystall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,  
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast, und feierlich,  
Altehrwürdige Matronen, junge schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornat's,  
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;  
Aber Einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,  
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nah'n.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,  
Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;  
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!  
Wie manierlich gegen alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln lachend und lässig fast im Licht,  
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,  
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,  
Oder wenn, wie welcke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt  
er preist,  
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;  
Ja, fast dünkt's mich, Himmelswonnen, die den sel'gen Mann  
beglückt,  
Den sein Wort auf Elba's Felsen, dens in Munkar's Kerker schickt!



Könnt Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,  
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,  
Wie des Staats besterter Diener, ganz von seiner Huld beglückt,  
Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune  
bist,

Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist;  
Sieh vor deiner Thüre draussen harret ein dürftiger Client,  
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und geschickt,  
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;  
Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,  
Sieh', es steht ganz artig: dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

---



## Druckfehler und Verbesserungen.

### Erstes Heft.

Seite 5 Zeile 11 von oben statt Geschichts, lese Geschlechts.

„ 16 „ 3 von oben statt bei lese auch bei.

„ 64 „ 10 von unten nach „sicher“ setze: d. h. mit Beziehung auf die eigenthümliche Natur verschiedener Gebirgssysteme.

NB. Zeile 6 von unten statt „sein“ lese: sein, vorausgesetzt, daß man den Synchronismus abnormer und normaler Felsarten nicht bloß formell, sondern lebendig auffaßt, indem jene hier weit jünger, dort weit älter sein können. Eine solche Zusammenstellung wäre also stets eine geologische Geographie.

### Zweites Heft.

Seite 94 Zeile 7 von unten statt Chatelle lese Chantelle.

„ 110 fehlt das Datum: April 1832.

Seite 123 Zeile 15 von oben statt „der Balkan, der“ lese: des Balkan, des

„ „ „ 19 statt Et. lese El.

„ „ „ 20 statt „erwiesen“ lese: theils erwiesen, theils glaublich gemacht.

Seite 124 zur Anmerkung unter den Text setze die Worte: Sie kann in Bezug auf die mythischen Ideen von einem künftigen Weltalter selbst auf die Stelle Korinth 15, 51 ein eigenthümliches Licht werfen.

Seite 129 Zeile 3 von oben statt Gebirgsgrad lese Gebirgsgrat.

Seite 139 zu Zeile 1 von unten setze: E. Carl Lyeil Lehrbuch der Geologie. Aus d. Engl. v. C. Hartmann I. Bd. I. Hft. 1832. S. 204. u. 160. ff.

Seite 157 Zeile 8 statt Reichhardt lese Reichhard.

### Drittes Heft.

Seite 168 gehört die erste Note zu S. 167 zu S. 9 von unten, zu dem Worte: zeigt, daher gehört + b) unter dem Text zu + a) im Text.

Seite 170 Z. 7 von oben statt: Nicht ohne Grund ist z. B. lese: Unter diesen Umwälzungen zeichnet sich vorzüglich Eine aus, die die alte Welt betraf. Wir nennen sie die Umwälzung unter Peleg, denn nicht ohne Grund ist,

Seite 170 Z. 23 von oben statt „Fluth“ lese: Diluvial-Katastrophe.

„ 172 „ 1 von oben statt Siciliens, lese: Siciliens (?).

„ 172 „ 2 von oben nach u. u. setze: verführter Länderstrecken.

„ 177 „ 7 von oben nach Grund-Begriff setze: — also in der Wurzel ihres volksthümlichen Charakters, —

„ „ „ 10 nach „Einheit“ setze: ein bestimmter Geist u. Charakter,

„ „ „ 15 und 17 statt „Idee“ lese: Ideenwelt (Weltanschauung).

„ 178 „ 9 von unten nach Orden setze: , und sind unter sich selbst Zweige eines Ganzen.







